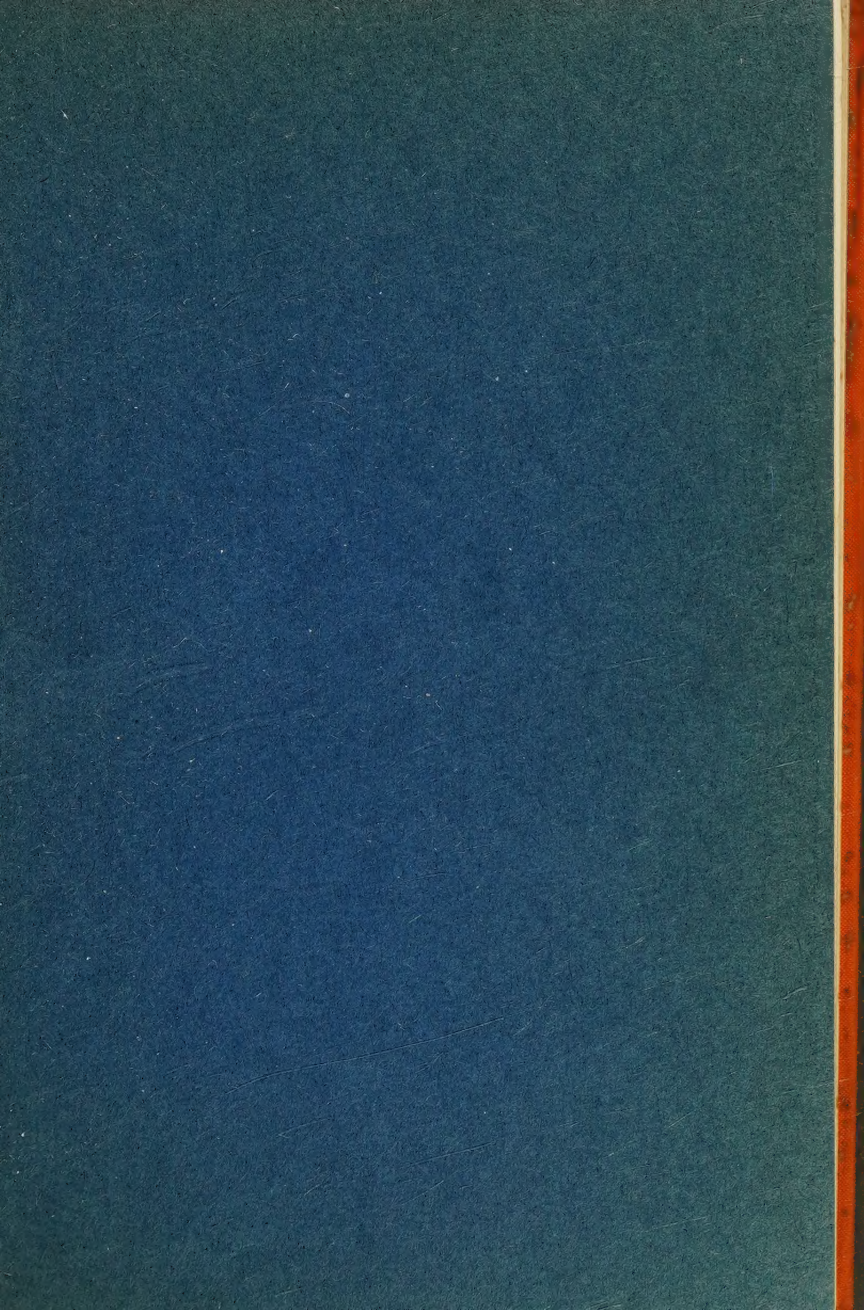



Heinrich Federer

Wander und
Wunder Geschichten
aus dem Süden







Digitized by the Internet Archive
in 2025

Bücher von Heinrich Federer:

Berge und Menschen. Roman. 8°. 100. Tausend.
Geh. 5.50 Gm., geb. 7.50 Gm.

Jungfer Therese. Eine Erzählung aus Lachweiler.
8°. 28. Tausend. Geh. 4 Gm., geb. 6 Gm.

Lachweiler Geschichten. Fünf Erzählungen.
8°. 27. Tausend. Geh. 4 Gm., geb. 6 Gm.

Inhalt: Unser Nachtwächter Prometheus — Der gestohlene König von Belgien —
Der Erzengel Michael — Die Wandver — Vater und Sohn im Examen.

Das Mätteliseppi. Eine Erzählung. 8°. 46. Tausend.
Geh. 5.50 Gm., geb. 7.50 Gm.

Papst und Kaiser im Dorf. Eine Erzählung.
(Unter der Presse.)

Pilatus. Eine Erzählung aus den Bergen. 8°. 48. Tausend.
Geh. 3.50 Gm., geb. 5.50 Gm.

Spitzbube über Spitzbube. Eine Erzählung. 8°. 40. Tausend.
Geh. 2.75 Gm., geb. 4.40 Gm.

Wander- und Wunder-Geschichten aus dem Süden.
8°. 11. Tausend. Geh. 3.60 Gm., geb. in Ganzleinen 5 Gm.,
in Halbfranz 10 Gm.

Inhalt: Monzo Brigone — Weihnachten in den sibyllinischen Bergen — Das Wunder
von Bolsena — Dante — Der Kräppel von Drvieto — Ein behagliches Nach-
geplauder des Erzählers.

* * *

**Der gestohlene König von Belgien. Eine Geschichte
aus Lachweiler. Mit Zeichnungen von Joh. v. Wicht.** 12°. Geh. 1.20 Gm., geb. 2.20 Gm.

**Unser Nachtwächter Prometheus. Eine Geschichte
aus Lachweiler. Mit Zeichnungen von Joh. v. Wicht.** 12°. Geh. 1.20 Gm., geb. 2.20 Gm.

**Vater und Sohn im Examen. Eine Geschichte
aus Lachweiler. Buchausstattung von Karl Worm.** 12°. Geh. 1.20 Gm., geb. 2.20 Gm.

G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung in Berlin

Grote'sche Sammlung von Werken
zeitgenössischer Schriftsteller / Band 156

Heinrich Federer

Wander- und Wunder-Geschichten
aus dem Süden

Neunzehntes Tausend

Wander- und Wunder-Geschichten aus dem Süden

von

Heinrich Federer



1 9 2 4

G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung
Berlin

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung in andere Sprachen, vorbehalten. Einbandentwurf von Friedrich Otto Muck/Berlin. Copyright by G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung in Berlin 1924. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Inhalt

Alonzo Brigone	1
Weihnachten in den sibyllinischen Bergen	91
Das Wunder von Volsena	179
Dante	239
Der Krüppel von Orvieto	259
Ein behagliches Nachgeplauder des Erzählers	283

Alonzo Brigone

Vorspiel

Wie ein Heimweh war die Lust über mich gekommen, aus dem langen Schatten von Bergtal zu Bergtal endlich einmal in das vielgipfelige Gebirge empor ans Helle zu steigen. Ein Mensch, der viele Wochen im Stubenwinkel kauerte, möchte wohl einmal wieder die Treppen hinaufspringen und aufs Hausdach treten. Und ich, der wie ein Wurm in tiefen Nestern und Schluchten herumgekrochen, möchte nun auch wieder auf einer Zinne stehen und mich erkundigen, wo eigentlich die Welt liegt: die große Ebene, das Meer, das reiche, süße, plauderfelige Völkerleben.

Es gab schon damals — über dreißig Jahre sind es her — einen bestimmten Touristenstrich, eine Art Touristenhütte und vielleicht auch einen Touristenführer in die Monti der Prophetinnen. Davon wußten Thieco, mein Führer, und ich nichts. Unser Ausgangspunkt lag jedenfalls fern der Gebirgsroute. Gipfelsucher beunruhigten die Gegend noch wenig. Mir ist in den günstigen zwei Wochen, da ich mich unten und oben und um die Berggruppe herumtrieb, kein einziger Bergstock und Kletterschuh begegnet.

Unten im Tal hatte ich vor fünf Tagen eine kleine Gesellschaft getroffen, die mit uns im Weiler Costile von einem sündflutartigen Regen überrascht und in der Hütte des Gemeindealtesten Ernesto Fracconi von Wind und

Wasser sechsunddreißig Stunden lang hart belagert worden war. Ein Feuer hatte in der Ecke geraucht, Männer von Costile saßen an den Wänden, und ein alter, lederhäutiger Kauz war nicht müde geworden, Legenden aus dieser versteckten Landschaft zu erzählen. Aber die größten Worte machte er von den sibyllinischen Bergen. Zwölf weise Sibyllen habe es gegeben, berichtete er, und zwölf Grotten, wo sie hausten, und zwölf Gipfel darob, woran sie den Luft- und Wolkenzug studierten, fände man heute noch. Er sei auf allen Spitzen gestanden. Das könne kein zweiter Italiener, vom König und Papst angefangen bis zum letzten Abruzzenfuchs, von sich rühmen. Der Aufstieg sei ja wirklich auch grausam schwierig, daß man es niemand verdenken könne, unten zu bleiben. Doch bezahle die Aussicht reichlich alle Mühsale der Kletterei. Man sehe zwei Meere und fast ganz Italien zwischendrein, so viel Himmel und so viel Erde, wie nur der Herrgott etwas mehr überblicke.

Von seiner Schilderung gepackt, hatte ich mir damals endgültig vorgenommen, sobald die Gießbäche von den Höhen sich verlaufen hätten, in diese Gipfel aufzusteigen und vielleicht noch aus einer hohen Kluft den Zipfel eines Sibyllenschleiers winken zu sehen. Mein Führer Thieco füllte sogleich seine Taschen mit Patronen, und die kleine, sonderbare Gesellschaft, die mit uns die durchräucherte Stube teilte, trank begeistert auf unsere Brautfahrt zu den zwölf ältesten Jungfern der Welt.

Den ersten schönen Tag ließen wir noch aus Rücksicht auf die Gebirgsgewässer in Ruhe verstreichen. Furchtbar tosten die Bäche von den Schluchten herunter. Aber gegen Abend wurde das Element ruhiger, und durch die Nacht scholl es schon ganz zahm. Am Morgen brachen wir auf und zogen langsam bergan.

Wir besaßen keine ordentliche Karte, noch Seil oder Steigeisen. Dennoch war uns nicht bange. Denn Thieco kannte von Sostile an das ganze Gebiet der Vorketten, und von der Hauptkette hatten wir uns nach den Angaben des alten Fracconi einen eigenen Orientierungsplan ins Notizbuch gezeichnet. Da konnte es nicht schlimm fehlen.

Viele Stunden waren wir schräg nordöstlich emporgestiegen. Immer heller wurde die Welt um uns und immer froher unser Kopf. Es war uns völlig gleichgültig, ob wir für lange keinen Menschen, nur noch Schmetterlinge und einsame Bergschwalben sehen würden. Jedenfalls wollten wir nach unserm schönen Eigensinn herumklettern. Zu zweien war das sicherlich genußreicher als mit einem unruhigen und launenhaften Anhängsel von Touristen.

Sibyllinische Berge! Es ist eine Kette von zahllosen Ruppen und Köpfen, die mit einem weiten Bogen zum Gran Sasso hinunterfährt, aber nach Ost und West kleinere Ketten ins Land ausstrahlt, zwischen denen zuerst greuliche Schluchten mit einem spärlichen Flüsschen, dann weiter unten schon eher einige Waldwildnisse mit

immer wieder anders grüner Pracht von Eichen, Buchen, Tannen, Pinien, Zypressen, Akazien und dem unbeschreiblich bunten Unterholz, endlich zu unterst schöne Täler mit reichlichen Viehweiden liegen. Hier gibt es noch Wölfe und ab und zu einen schönen schwarzbraunen Bären, wie am Gran Sasso. In kalten, mond hellen Nächten ist das Bellen der Wölfe sogar in den tiefen Sömmerungen der Vorberge deutlich zu hören.

Wir hatten mit Bedacht eine waldlose Flanke zum Anstieg gewählt, um ja nie die Übersicht zu verlieren. Es war ein steiles und mühsames Marschieren, einmal staubig wie auf einer Straße, dann wieder knorrig und stachelig wie auf einem verwilderten Abhang, endlich hart und knorpelig in lauter bröckeligem, aber fest verkittetem Gestein. Ein Gräschen wurde bald eine Seltenheit. Von Wasser längst kein Ton mehr! O Gotthard, mit deinen tausend lauten Granitwassern!

Trocken ward die Kehle und dürr die Lippe. Wir mieden jedes unnötige Wort, so weh tat uns das Reden. Auch die Natur ringsum litt am gleichen Weh und schien in einem stummen Unwillen begraben. Lautlose Schmetterlinge schwebten umher. Wozu wohl? Um die Einsamkeit zu vergrößern. Wirklich, ihr Hin- und Hergleiten hatte etwas Schemenhaftes und Wesenloses. So entstand ein unerhörtes Schweigen. Nicht einmal ein Windhauch wagt sich herein. Alles steht hier still, Himmel und Erde, Luft und Licht und Leben.

Wer die Melodie der Schweizeralpen kennt, sieht hier zuerst nur Trostlosigkeit. Wie blitzt unser Schnee, wie schatten unsere Tannen, wie glänzt das kurze Gras, und wie bluten weite dürre Ränfte vom unermesslichen Alpenrosenrot! Wie Wildschäume die Bäche in grauen, zerzausten Felsbetten zu Thal. Und wo das alles versiegt, wo nur noch Stein trozt, ach, was schneidet er für heldenmäßige und gleich darnach für koboldische Gesichter! Daran könnte ein Michelangelo gebaumeistert und ein Kokos-Vernini gekräuselt haben. Die Kurzweil ist groß, unerschöpflich. Aber dort oben, hinter den Vorstößen, bildet die sibyllinische Kette eine Riesenfigur ohne Riesengedanken. Kein einziges Haupt hat einen großen Schnitt, kein Gipfel magt eine Zinke oder einen kühnen Höcker zu bilden. Alles sieht wie Lehne, wie breiter Rücken, wie geborstenes Dach aus, und der ewige Schnee in einigen Furchen ist fast aschgrau und fahl wie der übrige Stein.

Es gibt keine Alpenhöhe, wo hinauf nicht fern, fern die reiche Musik der Schneewasser dringt, tiefe Bässe und silberhohe Flöten. Und selbst ein Hojoo der Alpler oder eine Ziegenschelle zittert durch die reine und weittragende Luft. Doch hier schläft alles, alles, sogar der Tod.

Weiter unten, wo es noch Kraut gab, hatten wir in einer blauen Mulde Schafe und Geißen bemerkt. Aber wir mußten scharf sichten, bis wir dieses Getier von der

Erde unterschieden. Ganz so regungslos lagen sie da, zusammengeklebt zu einem mißfarbigen Knäuel, und der träge Mittag starrte über ihnen. Einen Hirten hatten wir nicht gesehen. Der war wohl schon zu Erde erstarrt, und nach und nach werden auch die Schafe und dann die Ziegen in Erde aufgehen, und man wird nichts mehr sehen als eine einzige Farbe und eine einzige Ruhe. Ach Thieco, vorwärts! dieses unendliche Phlegma könnte am Ende auch uns versteinern. Orsù, amico!

„Wir wollen reden miteinander,“ bat ich.

Der Bursche nickte, aber schraubte zuerst den Hals seiner Ziegenfellflasche auf und zog ein paar gedehnte, glücksende Schlücke daraus. Ich folgte ihm.

Thieco ist ein Jäger, natürlich ein Jäger ohne Patent. Er zählt achtzehn Jahre; aber man würde glauben, er hätte achtundzwanzig. Er kann weder lesen noch schreiben, weder pfeifen noch singen. Nicht einmal durch die groben Zähne kann er zischen, was doch sonst jeder Italiener kann. Aber mit seiner elenden Flinte schießt er unfehlbar. Ein Steinhuhn fliegt auf. Der Abruzzensjüngling reißt das Gewehr an die Backe. Seine Augen, die zwischen Grau und Schwarz irrlichtern, flackern auf; sie werden plötzlich merkwürdig hell. Er hebt das Rohr ohne Zittern fast kerzengerade gen Himmel. Er weiß, wie der Vogel fliegt. Er weiß, wie die Kugel fliegt. Ein Knall, ein Pflustern und Schwadern, der Vogel sinkt. Bravissimo! Wir haben Wildbret für unser Lagerfeuer.

„Wenn sie mich nur ins Militär einstellen!“ sagt Thieco wild und stopft das Huhn in den Sack. „Ich schiele ein wenig. Sieh nur! Mit dem linken Auge.“

Er kehrte mir dieses sonderbare, wassergraue Auge zu. Es ist noch schöner als das andere. Es blickt etwas schräg gegen die Nasenspitze. Das macht, als spotte er: Ich schau dich an und schau dich doch nicht an. Dummer Rauz, sag', seh' ich dich? So scheint dieses ungewisse und doch so scharfe Auge zu foppen. Immer muß ich, wenn Thieco mit mir spricht, in dieses linke, schiefe Auge sehen und muß es förmlich festhalten. Sonst meine auch ich, der Geselle da narre mich.

„Was macht ein bißchen Schielen!“ erwiderte ich leichthin. „Wenn einer so schießt!“

„Das denke ich auch. Der König braucht doch zuerst gute Schützen. Ich treffe jede Scheibe. Aber die Feinde würde ich noch viel besser treffen. Eins, zwei, drei, — da liegst du!“

Sein linkes Auge sah an mir vorbei. Es leuchtete jetzt glashell, mit einem gelben Goldtropfen inmitten.

„Hoffentlich brauchst du das Gewehr nie auf Menschen.“

„Wozu denn sonst? Warum ist man Soldat und hat Pulver und Patronen?“ sagte er mit der grausamen Naivität eines Kindes.

„Und wenn dich zuerst eine Kugel trifft? Dann hast du's!“

„Per bacco, das kommt nicht vor,“ lachte er voll Sicherheit.

Sein Antlitz war braun wie Erde, aber seine weißen Zähne glänzten daraus wie Silber. Es war ein unschöner, kleiner, aber starker Mensch. Nichts bewegte sich an seinem harten Gesicht als das schielende Auge und die schneeweißen Zahnreihen. Das übrige war steif wie Leder.

Ich schwieg. Thieco ging ohne Erklärung zurück gegen eine Schlucht voll Schatten. Hörte er Wasser? Sieh, er schneidet Flechten und Krüppelgehölz ab, das dort, von der Mittagssonne verschont, nach dem Abgrund zu gedeiht. Immer tiefer sinkt er. Nun seh' ich nur noch seinen wilden Haarschopf. Da spring' ich nach und helfe, bis wir ein starkes Reisigbündel dicht zusammengebunden haben. Zu aller andern Last schwang er diese größte über den Rücken und lief mir elastisch voraus. Während ich von Schweiß troff, blieb er trocken und kühl.

Wie famos, daß er daran gedacht hatte! An der Spiritusflamme konnte man ja wirklich kein Huhn braten.

„Wird es bald einen Krieg geben? was meinst du?“ unterbrach Thieco wieder die Eintönigkeit unserer Schritte. „Una guerra?“

Das grause Wort, das im Italienischen so dröhnt, scholl schreckhaft in die bleierne Stille hier oben. Es

paßte nicht daher. Hier war alles ruhig, schlief vor Frieden, faulenzte in Ewigkeit. Tiere, Menschen, Berge, alles verschmolz in einen einzigen sorgenlosen, stundenlosen, nie erweckten Schlummer. Aber dieser kleine, knochige, magere Kerl mit dem schielenden Auge, das war wohl einer von den unruhigen Menschen, die nicht schlafen können, die lärmen müssen, die sich an die Sturmglocke der Welt hängen und alles zu unterst und zu oberst kehren. Wäre dieses Quecksilber in einem Fürstenhaus geboren, man würde große Augen machen, wie der die Kabinette aufregte, Alarmdespeschen wie wilde Tauben durch die schlaffe Politik jagte. Er würde ein Volkstribun oder ein Revolutionär oder ein Despot. Nun aber ist er auf einem Heuschaber zur Welt gekommen, trinkt Ziegenmilch und trägt Schaffelle. Mit dem Schlagen einer Paradetrommel und mit dem Schießet auf Kartonpuppen wird er sich begnügen müssen.

Wir gingen immer langsam, aber beharrlich aufwärts. Es wurde Abend, die Luft immer leichter und frischer, so daß uns war, als stiegen wir aus dem Purgatorio. Die Borgebirge sanken tief unter uns und die oberste Schanze der Sibyllen schien nahe. Längst ging es nicht mehr auf's Geratewohl weiter. Jeder Kilometer wollte weißlich erwogen sein. Der Höcker links mußte wohl der Vittore sein. Wenn es ordentlich ginge, wollten wir den frühmorgens erstürmen. Er hatte Sántishöhe, schien aber minder erhaben. Zwischen unserem Weg und

ihm lagen schwärzliche Finsternisse, jedenfalls Schluchten, wie wir deren schon mehrere ab- und aufgeklettert waren, und die nun in immer großartigerem Stile unsere Richtung kreuzten.

Noch ein Weilchen liefen wir so empor, und da der Tag völlig verging und die Nacht immer schwerer und schweigsamer aus den Tiefen stieg, ward auch unser Herz immer stiller und einsamer, so daß kein lautes Wort mehr zwischen uns fiel. Ich flüsterte nur einmal: „Jetzt müssen wir eine Stelle zum Übernachten suchen.“ Thieco nickte leise.

Von einer langsamen und geräuschlosen Riesenhand ward hoch über uns nun Stern auf Stern angezündet, zuerst die großen Lampen, dann die gewöhnlichen Laternen und zuletzt die ganz kleinen Döchtlein, die nur zwei, drei Tropfen Öl verzehren dürfen. Zu Tausenden hingen sie schon an den blauen Wölbungen, und immer erglommen noch neue Fünklein, wohin man nur blickte. Sie blitzten nicht, sondern blinzelten vielmehr aus der duftigweichen Luft herunter, leise, schwach, vorsichtig, mit einer Art von süßer Verschlafenheit. Sie hatten mir noch nie so mild und von so weit weg geschienen. Aber als die Nacht nun völlig hereingebrochen und auch der Himmel dunkel geworden war, erfrischten sich diese hohen Lichter und merkten wohl, daß sie nun wach sein und die Erde bescheinen mußten. Sie gossen neues Öl in ihre Ampelgläser und flammten nun aus dem stillen

Silberfeuer in eine tiefgelbe Goldglut hinüber. Dennoch blieben es wunderbar sanfte Sterne. Auch der Himmel war nun so seidenzart, die schwarzen Sibyllenkuppen ringsum so wolligweich, und jetzt, nach neun Uhr, kommt ein Lüftchen daher, ich glaube von der Meerseite her, das zwar unsere heißen Köpfe kühlt, aber uns dabei wie mit weichen Vogelfedern liebkost. Und dieser seltsame Wind pfiff auch nicht und rauschte nicht wie auf einer Schweizeralpe, sondern dudelte so melancholisch wie eine milde Handorgel.

Wir ließen uns am ersten besten platten Plage nieder. Auf zwei Seiten deckten uns die sibyllinischen Grate. Daneben rechts und daneben links tauchten aus nahen ungesehenen Tiefen noch selbständige Bergköpfe auf, fast an unsere Füße. Doch nicht ganz. Es waren keine Zweitausender. Wir aber saßen nun doch so hoch über dem Meer. Sah man es? Weit hinaus nach Westen, wo die Hochburg der Abruzzen in eine umbrische Hügelstadt abdachte und die Täler der Menschen darin wie schwarze Gassen hin- und wiederliefen, kam dann wie vor den Stadttoren eine flache, breit abgeschürfte, dunkle Tiefe, über der nur an den Säumen sonderbare violette Dämpfe aufkräuselten: die Maremmen und das ligurische Meer.

Ich schichtete das Reisig auf und rüstete das Feuer. Thieco rupfte das Huhn. Bald schmorte und duftete das Wildbret kostbar in unsere Nasen. Das Fett troff in

goldenen Tropfen in das rote Feuerchen und ließ jedesmal seine Zunge einen Augenblick höher lecken. Gar nicht lange und wir konnten den Braten schon anschneiden. Es war wenig genug, dafür um so köstlicher. Wir tranken heißen, starken Kaffee dazu und knackten Mandelsuchen. Und bei dem holdselig verrufenen Trunk, der auch den Männern, nicht nur den locker verriegelten Frauen die Zunge weit heller als der loseste Wein löst, und bei dem Kochfeuerchen, das zuerst angefangen hatte, in diese endlose Stille seine ungenierte, kleinkindermäßige Geschwägigkeit zu mischen, da begann es auch uns zwei stumme Gäste dieser Höhe zu prickeln und zu reizen. Thieco grübelte lebendig im Haar, in den Nasenlöchern und wieder im Haar, und wahrhaft, jetzt versuchte er leise halb summend, halb flüsternd mit seiner eintönigen Seele sich zu unterhalten. Es klang wie ein Selbstgespräch von außen nach innen und wieder zurück. Seine kleinen silbernen Stumpfzähne glitzerten mächtig.

„Alonzo Brigone“

„Amico,“ sagte ich. „Wenn du mit dem jemand da fertig bist, dann rede auch ein bißchen mit mir! Nur nicht zu laut!“

Ich zeigte auf das Dunkel ringsum. Das fühlte man doch, daß hier nur geflüstert werden durfte. Weich

und ohne Hall ward das gesprochene Wort hier alsbald von der nächsten Finsternis verschluckt.

Aber Thieco versiel sogleich in das stärkste und beherrlichste Schweigen. Man konnte nicht spaßen mit ihm.

„Ich bitte dich, Lieber, probier doch eine Ranzone zu pfeifen — die vom Sindaco! Eh, mio sindaco, bei tu dal rivolo, che t'il nasone*) . . . bat ich ernster und blieb wartend bei der berühmten großen Nase des Sindaco Luigi Grenazzo stecken.

Thieco schüttelte abweisend den Kopf: „Zuffolare, qui — ? no!“

Nun ja, das ist wahr. Es ziemt sich nicht, hier oben, zweitausend Meter hoch, so nahe den alten schlafenden Sibyllen, einen dummen Witz zu pfeifen.

„Aber,“ fuhr ich weiter, „das Lied von Brigone könntest du mir wohl leise vorsingen. Du hast es in der Stube der jungen Frau Fracomì auch probiert.“

„Ich wollte es schon dort nicht,“ sagte Thieco großartig. Er konnte doch nicht pfeifen, noch singen. Das wußte ich. Aber deklamieren, summend vortragen sollte er es.

„Tu's, tu's jetzt!“ bat ich und bot ihm eine lange Virginia. „Se io sapessi — wie kommt es nun?“

Da zündete er an der Lagerglut, die wir immer wieder mit etwas Reisig speisten, den Stengel an, hielt ihn fest zwischen den Zähnen und summte dunkel dazu:

*) Ei, guter Mann, trink doch vom Bache, damit deine Riesennase . . .“

„Wenn ich wüßte,
 Wer mir dienen täte,
 Ohne daß ich darum bäte,
 Wer mich tragen würde
 Und noch dankte für die Bürde,
 Wer mich fleißig küßte,
 Ohne, ohne, ohne,
 Daß ich danken müßte,
 Ich, Alonz Brigone!
 Se io sapessi!“

„Der stolze Kerl!“ schimpfte ich.

Alonzo Brigone war der Sohn eines verbannten und unterwegs dem Elend erlegenen Grafen von Gubbio gewesen. Er hatte sich oberhalb Bisso ein Kastell erbaut, machte sich mit den Verglern im Holzfallen, Jagen und Rauben gemein, war überall der Jüngste, Borderste, Schönste und Großartigste, schonte kein Tier und keinen Feind und liebte nur Kinder und Hunde, weil die zwei Sorten folgsamer Geschöpfe immer so geduldig zu seinen Füßen kauerten. Er war von der Regierung geheßt und gebrandmarkt und vogelfrei erklärt. Trotzdem schlug er in drei verschiedenen Nächten an der Kathedrale und am Governo von Foligno, Gubbio und Norcia ein großes Pergament folgenden selten schönen Inhaltes an:

„Noch immer bin ich, Alonz Brigone, unbeweibt. Und doch zähle ich einundzwanzig Jahre, und alle Leute sagen, ich sei der schönste Herr in den Abruzzern. Daß

ich der schnellste Jüngling bin und am besten steche und schieße, das muß mir niemand sagen. Das sehe ich ja jeden Tag selbst. Und ich bin gut mit dem, der mir gefällt. Vor allem, wenn es ein Jüngferchen ist.

„Aber es steht mir nicht an, ein Weib zu suchen. Das Weib soll mich suchen. Ich verdiene es.

„Es soll sich aufmachen gegen die Berge, immer im Schatten ihren Wassern entgegen, still, allein, ohne andere Mitgift als Brot und Wein für drei Tage. Möglich werde ich vor ihm stehen. Dann soll es sagen: Ich bin deine Magd und will dir die Füße waschen. — Und wenn es mir gefällt, sitze ich hin und lasse es geschehen. Aber wenn ich nicht mag, so winke ich nur wenig und das Mädchen soll sich eilig drehen und dahin gehen, woher es gekommen ist. — Und zum zweiten, wenn ich es so lange dulde, soll das Jungfräulein bitten: Ich bin deine Magd und will dir das Essen aufwarten. — Und da soll es vom Brot auf seiner saubern linken Hand mir Stücklein schneiden und mich Wein aus seiner rechten saubern Hand trinken lassen. Und dann, wenn ich es noch immer nicht weg heiße, soll es vor mich knien und sagen: Ich bin deine Magd und will deinen Mund küssen. Und wenn mir sein Wesen noch immer gefällt, so neige ich mich und lasse mich still küssen. Und vielleicht sage ich auch dann noch: Geh', ich mag dich doch nicht. Und ohne Ruß muß es weg. Aber vielleicht sage ich: Du bleibst bei mir, du passdest

mir gut zum Waschen der Füße und zum Servieren und zum Küssen. Was willst du dafür? Und wenn es sagt: Nichts! so redet es recht und darf bei mir bleiben. Denn ich kann ihm nichts geben. Meine Seele gehört Gott und meine Liebe den Bergen und meine Hand den Genossen und mein Kopf für zweihundert Dukaten schon lange dem Staat. Aber mein Nichts wird dem Weib mehr wert werden als Leib und Seel' von tausend Freiern. Also, du meine Magd und Frau, brich auf, ich erwarte dich!"

Die Abruzzensage mit ihrer gläubigen Zunge behauptet, aus den drei stolzen Städtlein seien trotz Aufsicht und Drohung durch die ganze Bevölkerung wohl zehnmal zehn der goldigsten Dirnen zu Monz gelaufen. Alle kehrten zurück, die einen nur mit dem Fußfuß, die andern auch schon mit dem nutzlosen Ruhm, den Wildling knieend gespeist und getränkt zu haben; einige wenige sogar hatten alle drei Ehrenämter am Herrlichen vollzogen und mußten doch heim. Zuletzt war die Tochter des Gubernatore von Spoleto begnadigt, gerade sie, deren Vater die tödliche Jagd auf Monz Brigone von Staats wegen unterhielt.

Indessen fuhr Thieco in der düsterstolzen Kanzone fort, indem er die Worte leise und mit einer gewissen Feierlichkeit eher brummte als sang:

„Wenn ich's wüßte! — —
Sieben Winden sagt' ich's,

Sieben treuen Hunden klagt' ich's,
 Und ins Wasser sang ich's,
 Aber nie erlang' ich's.
 Wer will Liebe geben,
 Ohne, ohne, ohne
 Liebe zu erleben
 Von Alonz Brigone.
 Se io sapessi!"

Sie blieb nun bei ihm wie eine Magd, rein, dienstbar, nichts heischend, obwohl durch das Sakrament rechtmäßig mit ihm verbunden. Oft mußte sie in den langen Gebirgsföhden mit ihm fliehen, wochenlang in Schluchten hausen oder auf hohen dichten Bäumen nisten. Ein Haus und ein festes Bett gab es für sie nie. Aber sie nahm alles wie ein Glück an. Wenn sie nur bei ihm war! Und er hatte sich an diesen stillen Magddienst bald so gewöhnt wie an die Luft ringsum.

Thieco erzählte summend und in herzlichem Einklang mit dem Text weiter:

„Wenn ihr's wüßtet!
 Bin der härteste der Diebe,
 Liebe nicht, nein, will nur Liebe,
 Reiget mir ein Schemelbirnchen
 Noch so tief sein frommes Stirnchen,
 Ist an mir ja doch verloren.
 Ohne, ohne, ohne
 Herz bin ich geboren,
 Ich, Alonz Brigone. —
 Se voi sapeste!"

Wie das grausame Lied da oben in Nacht und stei-
nerner Höhe klang! Besonders dieses scharfe: senza,
senza, senza! schnitt jedesmal wie ein dreifacher Sen-
senhieb alle Hoffnung wie Gras nieder. Gewiß mochte
das Gedicht mangelhaft, sein Geist barbarisch und erst
noch die Verdeutschung davon in meinem Kopf höchst
stilwidrig sein. Ja, es mochte weiter nichts als ein
prahlerisches und tyrannisches Herrentum da große
Worte machen. Einerlei! Der Moment und der Ort
und der seltsame Ton des Vortrages schufen mir die
Fabel herrlich und menschlich rührend zugleich. Sicher,
in solcher fahlen, harten Welt, ohne Wasser, ohne Ge-
spräche, ohne Blumen kann auch die Liebe nicht mehr
gedeihen. Diese rauhen, trostlosen, gewaltigen Berg-
riesen mitten im heißen Italien, die sind wohl dieser
Alonz Brigone. Die haben kein Herz, hatten nie eines,
und wir können ihnen noch so innig nahen und ihr Ge-
sicht lieblosen, sie werden nie ein Herz zeigen. Alle
andern Berge offenbaren es, wenn sie mit Quellen-
mund singen und mit Edelweiß- und Alpenrosen Augen
lachen und selbst unter der eisigen Schädeldecke noch ein
unermüdliches Gessumme und Gebrumme von Gedanken
hören lassen. Aber Alonz Brigone hat kein Herz, singt
und lacht nie oder nur ein einziges stolzes Mal in
diesem seinem Prahlgedichtlein. Doch wie, ist ihm etwa
wohl dabei? Spottet und prunkt er nicht gerade, um
sich über seine Seelenarmut hinwegzusetzen?

„Wie ging es denn eigentlich noch diesem Brigone?“ fragte ich.

„Nicht gut. Er wurde aufgegriffen und nach Mursia gebracht.“

„Mit seinem Weib?“

„Ja. Und der Gubernatore konnte Rufa, so hieß seine Tochter, vor dem Lose des Räubers nur retten, wenn sie die Frevel des Vaters verriet und ihm absagte. Und Alonz war stolz genug, vor allen Richtern laut zu sagen, dies Weib wäre bis heute noch nicht seine Frau, sondern nur immer seine Magd gewesen. Und er zwinkerte ihr mit dem Auge, daß sie merkte, wie er ihr ein Schlupfstürchen öffne, und daß sie doch eilig da hinaus entwische. Aber Rufa ließ den Satz, der so gut wahr als gelogen war, nicht gelten und beschwor, daß sie wahrhaft seine Frau und Genossin im Guten und Bösen sei. Sie habe das Leben durch und durch mit ihm geteilt, so wolle sie auch mit ihm durch alle Todes-schärfe gehen. Und da man ihr immer noch nicht glauben wollte, weil die kalte Art Brigones, mit den Weibern zu verfahren, landesberühmt war, da schrie Rufa in einer verzweifelten Eingebung durch den Saal: ‚Habet Respekt, Signori, ich bin ja Mutter!‘ — Und schamhaft zog sie ihre lose Bekleidung zusammen. Seitdem, Herr, kennt man dieses Wort in jeder Abruzzenhütte. Es geht wie ein guter Geist durchs Land. Habt Respekt, sie ist ja Mutter! ruft man und verhütet hundertmal Schlimmes.“

Thieco paffte drei, vier gewaltige Tabakswirbel in die Nacht und schwieg dann. Er hatte erzählt, wie einer, der zehnmal mehr denkt als spricht. So einer hört immer gern zu reden auf, um für sich weiter zu sinnen.

„Jetzt darfst du nicht aufhören, wo es am mächtigsten wird. Nimm da und erzähle fertig!“

Der kleine, starke Bursche steckte ruhig einen weitem Stengel in den Rock, schielte ins Feuer und sagte langsam:

„Als die Magd das so schrie, brach ihr ein Guß hellen Blutes aus dem Mund, und sie schwankte seitwärts. Da fing sie Brigone wie einen fallenden Engel auf und trug sie, ohne daß ein Rathherr oder Büttel es hinderte, mit einer wortlosen und scheuen Andacht ins gemeinsame Gefängnis. Denn nach dem Landesgesetz durfte man Gatten im Kerker nicht trennen. Noch lange schauten die Wärter unter der Saaltüre die Handfesseln an, die sie dem jungen Riesen Brigone nach dem Verhör wieder hätten anlegen sollen. Statt dem hatten sie respektvoll Spalier gebildet, als er mit seiner Bürde feierlich hinausschritt.“

Thieco schwieg wieder. Auch ich blieb still. Als er aber gar nicht mehr den Mund aufstun wollte, stupfte ich ihn. Und er, wie halb eingenickt, rieb sich die Stirne und sagte wie auswendig:

„In dieser Nacht sind sie nun wirklich Frau und

Mann geworden. Wie durch eine Offenbarung hatte Alonz Brigone erkannt, wie übermannsgroß dieses Mägdlein Rufa sei, von einer so starken Seele wie kaum zehn heldische Männer eine zusammenwirken.

„Nachdem sich nun das Ehepaar in ebenbürtiger Zuneigung umschloß, so daß sie nicht mehr wie vom Fußschemel zu ihm empor und er nicht mehr wie vom Thron zu ihr herunter sah, sondern eins dem andern geradeswegs aus gleicher Höhe Aug' in Aug' blickte, da fühlten beide nun erst, wie schön ein solches Zweierleben wäre, und es fröstelte sie durch Leib und Seele beim Gedanken, daß morgen oder übermorgen ihrer neuen, kaum verkosteten Daseinsherrlichkeit schon die heißbackigen Köpfe heruntergeschlagen würden.“

Herrgott, wie schön Thieco das sagte, wie aus einem aufgeschlagenen großartigen Buch. Woher nahm er diese saftige, aber schier etwas ältliche, chronikale Kraft der Sprache?

„Aber der Gubernatore ließ die Hoffnung, seine Tochter aus den Messern der damaligen scharfen Gerechtigkeit zu reißen, immer noch nicht fahren. Er hatte jetzt einen gesetzlichen Haken gefunden, an dem der Prozeß sich verfangen und möglicherweise für Rufa eine günstigere Entwicklung nehmen konnte. Eine Frau in gesegneten Umständen durfte nicht hingerichtet werden. Es wäre ja die Hinrichtung zweier, eines Strafbaren, aber auch eines vollends Unschuldigen. So brachte er

es denn zum Aufschub des Urtheils. Entweder würde, wie er hoffte, sich die schlaue Spiegelfechtereie seiner Tochter bald Lügen strafen, oder dann ergäbe sich doch die Schuld so klar, daß von einer ungerechten Bestrafung keine Rede sein könne. Wirklich wurde denn auch mit einiger Verspätung zwar, aber mit reiflicher Gewißheit Rufas Mutterchaft als Tatsache beglaubigt. Aber der Gubernatore gab seine väterliche Sache noch nicht verloren. Erst wenn das Kind zur Welt gekommen sei, könne man es sicher haben, ob dieses neue Leben denn auch von Brigone stamme. Seinem lebendigen Original müsse die kleine Kopie entgegengehalten und in jedem Zug verglichen werden. Daher müsse auch die Exekution des Brigone so lange aufgeschoben werden. In der That durfte man den kräftigsten Zeugen für oder wider die Sache nicht aus der Welt schaffen, ehe er sein Zeugnis ablegen konnte.

„So gingen denn die Monate eines kurzen, reinen Eheglücks hinter den Gittern des Nursier Gefängnisturmes nur allzu schnell vorüber. Man konnte jetzt sehen, wie der junge Mann die Dienste der Magd zurückgab und aus einem starren Herrenbild sich in die behendeste Knechtsfigur verwandelte. Oder sage ich lieber Pagenfigur. Denn wie er ihr das Strohlager zurechtschüttete, die kleinen Füße mit seinen schönen breiten Heldenhänden wärmte und über ihre Decken hinaus sie noch mit den eigenen Lappen umwickelte,

oder wie er ihr in der Frühe der frösteligen Novembermorgen das Wasserbecken ans Bett trug, damit das zarte Frauelein und Mütterlein nicht aus der Wärme heraus müsse, wie er dankete und so in seliger Demut ihr das im Schatten der Mauern etwas erblaßte Gesicht wusch, bis ein paar zarte rote Morgenwölklein an diesem kleinen Himmel seiner Liebe aufblühten, und wie er ihr dann das schwarze Haar leise zu beiden Seiten übers Kissen breitete und Finger um Finger mit dem Tuch abtrocknete, aber auch gleich wieder mit Küssen neckte, kurz und gut, wie er sich um sie mühte und sorgte, das ging weit über die Sorgsamkeit eines Knechtes und selbst über den heißen Gehorsam eines Pagen, das war die Sühne und Liebe eines ritterlichen Büßers. Und wenn man weiß, daß Alonz Brigone erst sechsundzwanzig Jahre zählte, also genau in jenem Alter stand, wo die Männer von Umbrien im schönsten Wipfelschmuck stehen, und daß der Adel seines Grafengeschlechtes dem Manne aus allen Gliedern sah, dann kann sich einer wohl vorstellen, daß auch die Turmleute und die Schloßwache und selbst das Spruchkollegium des Gerichtshofs diesem Widerspiel der frühern Wildheit und Härte zuerst mit Staunen, dann mit Teilnahme, endlich mit eigentlicher Liebe zusahen. An eine Begnadigung Alonzens war freilich nicht zu denken. Denn er hatte sich als politischen Feind der herrschenden Geschlechter und als Rächer seines mißhandelten und auf der Flucht ge-

storbenen Vaters so gefährlich gezeigt und so viele tödliche Schwertstreiche oder Musketenschüsse auf dem Gewissen, daß seine Freisprechung so viel wie eine Freigabe der Gewalttätigkeit und ein Lob des gesetzlosen Lebens gegolten und ein Duzend rauhbeiniger Kraftmenschen, die auf ihren Felskastellen saßen, ermutigt hätte, auf eine so milde Justiz hin gleich den blutigsten Unsinn zu verüben. Denn damals, Signori, gab es hierzulande nur zweierlei Menschen, Drückende und Gedrückte, solche die lachten und solche die weinten, und selbst die Richter trugen immer vom einen oder andern einseitig die Achsel voll und urteilten darnach. Diesmal hatten sie Druck und Tränen zu vergelten. Also das Schwert her! Begreift ihr, Signori?"

Thieco hatte das alles langsam, mechanisch, aber im düstern Tonfall der Abruzzensprache, ohne ein einziges Stocken erzählt. Jetzt setzte er ab und schwieg wieder, genau wie eine Maschine, der die Kraft ausging. Auch seine Zigarre war verraucht. Mir wurde diese Methode seltsam. Ein Licht ging mir allmählich auf.

„Thieco,“ fuhr ich ihn an und rückte etwas näher ans Feuer, da es allmählich hier oben kalt wurde, „warum sagst du Signori, da ich doch dein einziger Zuhörer bin? Und wie kannst du immer im schönsten Wachsen der Geschichte aufhören? Hast du wohl all das auswendig gelernt? Denn du nimmst da eine Sprache in den Mund, die man in keinem Buche schöner

fände. — Willst du noch eine Zigarre? Ei, wie wollte ich so gern, wir hätten uns nicht unterbrechen müssen! Bin ich doch ganz in die Sache dieses Brigone und seiner Kusa versponnen.“

Ich hüllte mich in eine der Decken und sah ringsum der Dunkelheit in die schwarzen Augen, um mich dann sogleich doppelt heimisch an unsere kleine Glut, dieses einzige lichte und warme Pünktlein der unermesslichen Nachtwelt anzuschmiegen. Dann blickte ich übers Feuerchen dem Thieco ins erleuchtete Gesicht mit dem schielenden, wassergrauen Auge. Nun erst begann er:

„Ich erzähle ja nicht gern, das weißt du. Immer hast du an mir gezerrt, da mußte ich eben. Viel lieber hör' ich zu. Und diese Romanze erzählt der alte Ernesto unten in Costile so oft man will, immer ganz gleich; er hat sie, wie du sagst, aus einem alten seltenen Buche des Don Matteo, des Pfarrers von Savelli. Der war ein großer Poeta. Und die Schullehrer schrieben sie ab und flickten allerlei dazu und so, hübsch und dumm durcheinander, mit allen neuen Moden daran, wird die Storia jetzt bei uns erzählt. Der Ernesto wollte Pfarrer werden und ist dann als Schulmeister und Küster in Costile stecken geblieben. Er ist der beste Erzähler, wenn wir ums Feuer sitzen.

„Und weil stets viele zuhören, auch ich jedesmal, so sagt er Signori. Das ist mir im Ohr. Schon zwanzigmal hab' ich zugehört. Es ist immer schön. Nun kann

ich die Geschichte auswendig. Ich könnte jedesmal husten, wo Ernesto dreinhustet. Aber, guarda — ich denk' die Sache lieber nach. Laut sag' ich sie nicht gern vor. — Der Brigone gefällt mir bis ins Gefängnis hinein. Dann weniger. So ein Mann muß hart bleiben, nicht?"

Er schwieg und wartete. Ich schwieg noch hartnäckiger. Da begann er wohl oder übel nochmals:

„Immer dachte ich beim Auftragen: so, wenn diese kleine dünne Zigarre abgeraucht ist, höre ich auch auf. So hab' ich's gemacht. Gib mir also noch eine und ich will dir die Geschichte fertig erzählen. Aber sie gefällt mir nur noch halb.“

Ich lachte vor Freude an diesem wehrhaften und ganzen Kerl da. „Hier hast du gleich zwei Stumpen,“ spaßte ich, „damit du die Erzählung nicht noch einmal unterbrechen mußt. Avanti, amico!“

Dabei ergötzte es mich heillos, daß mein Träger mich plötzlich duzte, als wären wir durch das einsame Los dieser Nacht und Wildnis, aber auch durch die ergreifende Geschichte einander tief befreundet worden.

„Während nun,“ spann Thieco buchmäßig und gleichtönend den tragischen Faden fort, „gleich hinter der Wiege seines Kindes das Schafott des Vaters aufgezimmert stand, wie eine alte Kerze ausgeblasen wird, sobald sich die junge an ihrer Flamme entfacht hat, hoffte der Gubernatore doch immer noch, wenigstens

die andere, mütterliche Kerze vor dem Erlöschen zu retten, von der das junge Wachs ja noch so lange zehren muß. Rufa durfte nicht sterben. Daß sie einen wirklichen Sprößling der Brigone gebäre, und daß das kleine Wesen vom Vater untrüglich anerkannt würde, daran zweifelte er nun kaum noch, vielmehr durchschaute er die glorreiche List der Frau, und wenn er ihr je die Gnade des Lebens gönnte, so geschah es jetzt, nachdem Rufa ihrem todverfallenen Manne eine so schöne lange Zeit hindurch die gleiche süße Gnade erfochten hatte.

Aber so oft der Regierungsmann Schritte in dieser lebensrettenden Richtung tat, schüttelten seine Beisitzer im Kollegium ihre Häupter und sagten: „Deine Tochter will ja durchaus sterben. Nicht uns, ihr mußt du das Beil aus der Hand winden. Das Weitere wird sich sanftiglich geben.“

Da ging er denn hin zum eingeschlossenen Ehepaar und winkte seine Tochter ans Fenstergitter und fing leis und behutsam an, indem er auf die im Burggarten herumschießenden Vögel zeigte: „Fliegen, meine Kleine, wie so eine Meise, fliegen, wohin man will, ist doch das Schönste.“ — Seine schlauen Mäuseaugen überschütteten sie mit einem leisen Raketenfeuer von lockenden und verlangenden Blicken.

„Alonz, komm,“ rief da lachend Rufa, „sonst kannst du uns nicht verstehen. Mein Vater spricht so leise.“

Aber der Brigone mochte den Blutfeind seines

Vaters nicht riechen. Er tat keinen Schritt, sondern bückte sich tiefer über ein Heft, worin er mit großen, strammen Buchstaben schrieb, daß es beinahe wie Stechen und Hauen scholl.

„Vater, verzeiht!“ sagte Rufa nun sehr laut. „Dreimal schöner als wild herumfliegen, ist beim Männchen in einem sichern und warmen Nest sitzen. Hierzu hab’ ich wirklich nichts mehr zu sagen. Vater, addio!“

Damit entwich sie zu ihrem Gemahl, und der Gubernatore sah, wie Alonz sie mit beiden Armen um den Hals faßte und zu sich niederzog. Den linken Ellbogen um ihren Nacken geschlagen, schrieb er dann weiter, während sie mit ins Heft guckte und die Verse, die ihm vorweg aufs Papier liefen, wie ein fernes Glöcklein oder wie das Echo eines solchen heimlich nachklingelte.

Da merkte der Alte, daß es für ihn hier weiter nichts zu tun gebe, als einen imposanten Korb heimzutragen. Das Blut stieg ihm in zwei zornigen roten Flämmlein auf die Wangen seines mageren und herben Greisengesichts. Hestig schlug er die Türe hinter seiner Tochter und ihrem verwirkten Leben zu. Er freute sich über seinen Zorn und begehrte nichts weiter, als daß, so lange wie das Trauerspiel mit jenen Zweien dauere, und besonders im gewaltigen Augenblick, wo ein scharfes Eisen niedersauste und ein Kopf fiele, dieser Zorn ihn aufrecht und hoch hielte, wie es einem Schildhalter der Königin Gerechtigkeit zieme.

So nahmen die Dinge ihren Lauf. Doch während außerhalb der Gitter alles Leben unveränderlich von einem Tag in den andern lief und man kaum den Wechsel der Monde durch Herbst und Winter in den Frühling merkte, wandelten sich in der Stille des Gefängnisses sozusagen Himmel und Erde zweier Menschen in etwas Neues und Gereinigtes um.

Zuerst hatte sich Alonz in der Zelle wie ein Feu genommen, an den Gittern gerüttelt, die Thüre erschüttert und war in grimmigen Sätzen von Wand zu Wand gesprungen. Schnaufend wie ein Erstickender und von Schweiß überronnen hatte er sich dann fast wie ein Tier auf den Boden geworfen. Bis dahin hatte Rusa still in der Ecke gewartet. Jetzt kam sie und kniete herzu und hob seinen Kopf an ihre Brust auf und trocknete ihm das sterbensbleiche Gesicht. Aber sie sagte nicht: tu' das ja nicht mehr! Sie schwieg und harrte, bis der Gehekte einschlief. Als er erwachte und sich des Vorfalles entsann, betrachtete er das kleine Weib lange, und ein wunderschöner Respekt ließ ihn, sowie Rusa sein Wachsein bemerkte, die Augen scheu zu Boden schlagen.

Eines Nachts träumte er vom Nachtlager unter den Eichen des Monte Vittore. Er lag im Gras, die Erbeerkräuter dufteten, und von oben sangen die schweren Äste ein Lied von tausend Noten. Ihm war vogelwohl. Nur eine Wurzel am Boden störte ihn. Er wollte anders liegen und erwachte. Da hörte er die elende,

hölzerne Bettstelle unter sich krachen und glaubte den letzten Flitter der Gebirgsfreiheit eben zum Fenster hinausfahren zu sehen. Nun fing der so hart Getäuschte an zu fluchen und zu toben. Er packte die Bettlehnen rechts und links, stemmte die Ellbogen und riß in einem Stoß und Krach das ganze Lager auseinander. Aber Rufa tat, als merkte sie nichts, und lag so zufrieden auf den kalten Fliesen wie zuvor auf der Matraze. Am Morgen jedoch sammelte sie die Stücke und suchte sie wieder ineinander zu fügen. Ungeschickt tat sie das. Da konnte Alonzo nicht anders, als ihr die Hölzer gleichsam aus der Hand küssen und eins wieder sanft und möglichst geräuschlos ins andere richten. Dann bat er bescheidenlich, sie möge nun versuchen, ob es sich wieder so weich und gut liege wie vorher.

„Viel besser!“ sagte das Weiblein schelmisch.

Besonders an den Novembernachmittagen, die hier, am Fuße der Abruzzan, so müd' und schläfrig sind, gährte und brauste die Freiheit wie ein zu früh und zu lebendig versiegelter Wein in ihm auf. Dann schäumte er wie ein Rasender und hieb um sich, bis er zusammen sank und leise und ohnmächtig in die Strohmatte hinein weinte. Oder wenn der erste Schnee auf die Gipfel gefallen war oder ein Habicht hoch in den Lüften so recht mit Behagen sein Königtum übte oder wenn er einen Wagen mit Reisenden vorbeirollen hörte, dann immer standen die stolzen Jahre seiner Bergfreiheit

gleich so vielen Feuergeistern in ihm auf und empörten sich gegen diese starren vier Wände und strebten wild und frech hinaus. Es waren schwere und laute Stunden, und draußen am Plage sagten die Leute: beim Brigone gewittert es wieder einmal.

Aber nach und nach setzte sich dieser wilde Saft. Denn immer goß Rusa etwas von ihrer Geduld und Milde hinein, so oft er gar zu hoch trieb. Wenn ihre kleine Hand ihm die braunen Schläfen strich oder wenn sie ihn gar beidseitig am tiefbraunen Schopf faßte und mit weichem Daumen die Lider über die flackernden Augen niederzog, dann ging jedesmal eine Linderung durch sein Wesen, etwa so, wie ein kühles Wasser den fieberheißen Leib erquickt. Auch ihre langsame und tiefe Altstimme tat wohl. Immer mehr bändigte sie ihn. — „Schade, schade!“ — fügte der rauhe Erzähler von sich aus hinzu. „Es geht nun abwärts mit dem flotten Kerl!“

„Aufwärts, Thieco!“ behauptete ich.

„Sie erzählte ihm alle Buchgeschichten, die sie wußte; und er vergalt es mit allen Erlebnissen seiner kurzen, aber abenteuerlichen Vergangenheit. Voll Mut und Einbildung, wie er war, verfolgte er den Faden ihrer Racconti so eifrig, daß er immerfort nickte, wenn ihm die Sache gefiel, und immer den Kopf schüttelte, wenn er sie anders wünschte, und zuletzt ihr eigenmächtig eine andere, ihm gefälligere Wendung hinzu-

fabulierte. Da bat sie ihn, doch einmal die alten Bergsagen, die er wie kein Zweiter kannte, aufzuschreiben. Wozu? meinte er. Ach, für unser Kleines, sagte sie, Bublein oder Mädchen. Wir können ihm sonst nichts geben, als die Berge und ihre Seele. Ist es doch auch deine Seele. — Das leuchtete ihm großartig ein. Nun ward geschrieben, zuerst roh und kurz, dann immer feiner und eingehender und endlich mit einer solch' packenden Kunst und Lebendigkeit, daß wir heute noch keine bessern Abruzzengeschichten als die von Brigone besitzen. Und doch leben Dichter und Musikanten genug bei uns. Auch die Sage von „Sisto e Sesto,“ auch das Falkenmärchen, auch der Sang von den Maccia-Jungfern rührt von Brigone und will ich Euch, Signori — Cristo santo,“ verbesserte sich Thieco, „und will ich dir einmal erzählen, wenn es behagt.“

Ich nickte fröhlich zu dieser ungewollten, spaßigen und doppelspurigen Entgleisung meines Burschen. Denn wahrlich, mehr als er durchaus mußte, erzählte so einer nicht.

„Alonz vergaß sich im Schreiben. Er meinte dann frei zu sein. Ja, er dichtete alles hinzu, was ihm fehlte, und nicht nur in kargem Maß, sondern in einer wahrhaft adlerfreien Flügelentfaltung der Fabel. Das Lied an die Bärenmutter im Massarifels und der Geißensang der Abruzzebuben stammen aus dem Nursiergefängnis. Zuletzt ließ Brigone die Geschichtlein fahren und

schwebte nur noch in Berschwüngen durch sein neues Freiheits- oder Poetenland. Er hatte schon früher ein wenig gedichtet, aber wild und schlimm. War nicht sein Freitebrief eine poetische Dreistigkeit sondergleichen gewesen? Davor schämte er sich jetzt. So sehr ihn auch Rufa bat, von jenen Strolchliedern, wie er sie schimpfte, schrieb er keines auf. Im Gegenteil, je freundlicher er wurde und je gelassener er sich nach und nach mit seinem Los abfand, um so mehr versenkte er sich in neue, helle, gütige Liederstoffe, und man konnte wohl sagen, daß jedes Gedicht ihn um einen Schimmer heller und sein Reden wieder um einen kleinen Ton klingender machte.

Viele seiner Lieder waren so klein und so fein, daß sie durch ein Schlüsselloch hinaus und durch hundert fremde Schlüssellocher hineinklingen mochten, etwa wie ein dünner Sonnenstrahl, das heißt, man weiß nicht, ob die Buben des Turmwärtels mit ihren langen Ohren an der Thür lagen, wenn Alonz im Gefängnis eines seiner Gedichte vorlas und Rufa es gleich nach einer alten Melodie nachsang, oder ob das schlaue Weibchen die Strophen heimlich abschrieb und wie Briestauben zu den Gittern hinaus unter die Menschen flattern ließ. Ich glaube, beides geschah. Denn gar bald kannte ganz Nursia einige der schönsten Canzoni, und mit den Liedern ging eine leise Zärtlichkeit für den Sänger selbst durch die Stadt. Besonders wurden die Jünglinge davon ergriffen, von denen es in ganz Umbrien heißt:

ein Mursier stirbt in einem Augenausschlag dreimal, einmal vor Liebe, einmal vor Haß und noch einmal vor Liebe. Unter ihnen glänzte am meisten Carlino di Lossa, des Gubernatores Schwestersohn, der vier Jahre jünger als Alonz war und schon als Knabe gegen die Brigone waghalsig gefochten hatte. Er war ein mageres, dünnes Herrlein von zweiundzwanzig Jahren, aber hinter seinem blassen Flaumgesicht steckte ein Unband von Feuer und Tollheit. Im Hause des Onkels Gubernatore hatte er Rusa oft zur Gesellin im Spiel bekommen und sich bald zügellos in das zarte Figürchen verschossen. Die Eltern waren auch willens, diese Adels- und Bruderskinder ehelich zu verknüpfen, trotz dem Rusa vom bleichen Wildling Carlino nichts wissen wollte. Da fiel in die Vorbereitungen und Kränze der Verlobung der offene Freitebrief des verjagten Alonz Brigone und die Flucht der Jungfer von daheim. Vielleicht nur, um sich vor der aufgezwungenen Ehe zu retten, floh Rusa einer andern, ungewissen Ehe entgegen.

Darauf warf sich der wütende di Lossa, wenn er nicht im Gebirge gegen Brigone kämpfte, mit der ganzen Ungezogenheit seines jungen, heftigen Blutes in die vornehmen Abenteuer des damaligen, so ausgelassenen Adels. Aber er verlor Rusa nicht aus dem Herzen, und mitten in der Trunkenheit von Wein und Rüssen tauchte oft das reine Bild des Bäschens vor seinen Augen auf und schwebte wie ein Engel durch seine schwüle Welt.

Dann stürzte er den Becher um und stieß die schmuckste Dirne von sich und lief, die Ohren mit seinen weißen schmalen Händen verhaltend, aus dem Lärm in irgend einen stillen Winkel. In den nächsten Tagen hieß es dann, Carlino habe einen Räuber in den Abruzzen gefangen oder ein Schlangennest vertilgt oder ein neues Kommando gegen Alonz Brigone übernommen. Und unter seinem Oberbefehl ward dann auch der große Feind eines Tages, mit Ketten an einem Baumstamm festgebunden und das Frauchen neben sich, auf einem Karren durchs Stadttor zum Kastell gefahren. Es war Carlino recht, wenn Rufa gleich mit Alonz geköpft und damit die Ursache seiner Unruhe und Qual aus der Welt geschafft worden wäre. Als dies nicht geschah, dagegen viele rührende Stücklein aus der Haft des Ehepaares in die Öffentlichkeit drangen, regte die alte Leidenschaft sich mehr als je in ihm. Er wußte, obwohl noch ein Jüngling und dazu ein Neffe des Gubernatore, dennoch einen Sitz im Richterkollegium zu erzwingen, um der Sache Brigones einen ihm genehmen Justizgang zu geben. Um Rufas willen bemühte er sich nun für allerlei Erleichterungen der Gefangenschaft und bestach, da das Gericht sie verweigerte, den Schließer Barilotto für seine halb guten, halb schlimmen Zwecke. Er war selbst ein kleiner Dichter und ein großer Liederfreund und wußte sich die Kanzone seines Feindes immer zuerst zu verschaffen. Oft strich er um die Gitter der Ge-

fangenen herum, aber wagte sich nicht weiter in der heikeln Sache vor. Und da er sich so dem Ziele immer gleich fern sah, geriet er oft außer Rand und Band, schwelgte und praßte wieder ganze Nächte hindurch, ritt am Tage zwei Pferde zuschanden, besuchte die Sitzungen des Gerichts nicht mehr oder kam zu spät und ließ gleich, ohne sich erst aufzuklären über Schuld oder Unschuld, den schwarzen Zettel „Schafott“ in den Stimmbecher fallen. Man konnte sagen, er war im Begriff, ein Teufel zu werden, da er kein Engel sein konnte. Etwas Übermäßiges, entweder nach oben oder nach unten, lag in ihm. Solcher Gewaltburschen gab es damals unter dem Adel nicht wenige.

Aber je mehr Lieder von Alonz er las, um so respektvoller und versöhnlicher wurde er gegen ihn. Manche rührten, viele begeisterten ihn. Er lernte sie auswendig und ließ sie vom Organisten in Sant' Agostino in Musik setzen. Besonders paßten ihm die Verse, die Brigone an Ausa richtete und die genau so lieb und tapfer auf Carlinos Zunge hätten erblühen können.

Von dem allem wußte Alonz nichts. Er wollte nur für sich und seine geliebte Frau gedichtet und gesungen haben und wäre wütend geworden, wenn noch ein anderes Auge in sein Heft geschaut hätte.

Eines Tages kam Barilotto, der Schließer und Abwart, und sagte, es sei nun eine schönere und lustigere Haftstube frei geworden und sie könnten, sobald sie

möchten, dorthin umziehen. Sogleich versetzte Alonz, er bleibe hier, und warf sich eigensinnig auf seinen Strohsack. In dieses Zimmer mit seinem Haufen Nacht am helllichten Tag, mit den Spinnen in jedem Winkel, dem Mäuserascheln, dem Moos an den Wänden und den Bergwolken vor dem Gitter, mit seiner Feuchtigkeit, Kälte und moderigen Luft, in dieses Zimmer versteifte er sich jetzt mit stolzer, selbstquälerischer Freude, als wäre es voll Genüsse.

Sobald Rufa seine Meinung kannte, nickte sie tapfer mit. Ihr passe dieses schwarze Gemach auch ganz wohl.

Aber kaum hatte der Wärter die Thür geschlossen, so sagte Brigone, indem er das nun oft so farblose und verhärmte Gesicht der jungen Frau streichelte: „Doch, wir zügeln morgen hinüber. Hier ist keine Sonne, und du mußt so gut wie eine Wendelblume Sonne haben.“ Da schmiegte sie ihr Kinn an seine Brust, denn weiter reichte sie auch auf den Zehenspitzen nicht, und lächelte ihm so von untenauf gar tröstlich in die mächtigen, braunen Augenräder. „Können wir,“ flüsterte sie, „noch wärmer und heller haben als jetzt?“

„Veramente,“ jubelte er, „mehr brauchen wir nicht von den Menschen, und auch vom Himmel nicht!“

„Pst!“ machte sie und schlug ihm den kleinen Finger auf die Lippe, „pst! vom Himmel haben wir noch sehr viel zu erbetteln.“

„Was denn, Rufa?“ fragte er mit der rohen Arglosigkeit seiner Banditenmoral. „Was denn, Kleine?“

„Nicht die Sonne da oben haben wir nötig, die ja nur ein vorausgeschickter Knecht und Fackelträger Gottes ist, wie die Sterne und die stille Zeremonienmeisterin Luna, sondern ihn selber, von dem es im Kirchenlied heißt: Sol del Sole!“

„Ich merke wohl, nun machst du auch Gedichte,“ scherzte Alonzo, mißtrauisch, was nun käme.

„Ja, ein Gedicht! aber du mußt helfen,“ ging Rufa mit frommer Schlauheit auf den Spaß ein. „Ich allein kann die Strophe nicht vollenden. Und die Gegenstrophe bringen wir nicht einmal zusammen fertig. Die muß der gnädige Herrgott machen. Kurz und gut, Alonz, dieses Gedicht besteht aus etwas Erde und etwas Himmel, aus viel Sünde und noch mehr Verzeihung . . .“

„Nönnlein, Nönnlein!“

„Aus viel Reue und noch viel mehr Gnade.“

„Bist du fertig?“ rumpelte jetzt Brigone in ihren Vortrag. „So eine Predigt! Ich dachte, unser Teil am Gedicht ist reichlich getan. Was können wir deinem Herrgott denn noch mehr geben als den Wald und die Gebirge und die Freiheit und den Zorn und Widerstand und Haß, was ich alles da außer dem Gitter gelassen habe, und zuletzt das Leben? Jetzt ist es am Herrgott, seinen Reim dazu zu machen. Keine Silbe tu' ich dazu.“

Er machte sich los von Rufa und ging heftig die

Fliesen auf und ab. Da wagte sie für einmal nicht weiter zu gehen. Wie sie nur immer das schwärzeste Gewölbe am Himmel hatte über ihren Scheitel gehen lassen, ohne es schneller oder heller zu wünschen, so wartete sie auch jetzt, bis diese hin- und herdonnernde und blizende Wolke sich endlich auf die Matte legte und in einen wohlthätigen Schlaf auflöste. Sie würde es doch nicht aufgeben und doch nicht verlieren, ihm wieder vom Sol del Sole zu reden.

Am nächsten Mittag brachte Barilotto zu Suppe und Brot ein Büchlein mit Salz und Pfeffer, sowie einen Krug Wein. Davon genoß Alonz nichts. Gehässig fragte er, was denn die Neuerung bedeute, woher die überzeitige Gnade komme. Er pfeife darauf. „Die Signoria,“ log der Schließer, „wünschte Euch eine kleine Freude zu machen, weil Ihr Euch so anständig aufführt und so köstliche Lie. . .“

In diesem Augenblick traf ihn ein angstvoller Blick Rufas. Aha, das Liedergeheimnis!

„Und so köstliche Lie. . . Lie . . . köstliche Liebe zu einander habt.“

„Was geht das die Signoria an!“ schnauzte Alonz zum Schließer hinüber.

„Darum soll Euch der große Kastellgarten vor der Via dei Nessi jeden Tag offen sein, daß Ihr im Freien spazieren und Euch vom Gefängnis auslüften könnt, da draußen.“

Raum hatte Brigone das herrliche Wort *Fuori* gehört, da draußen, im Freien, so schloß er sich wie ein anderer Mensch auf. Gnade und Almosen, so viel daran kleben mochte, sei es! Bei so einem allmächtigen Klang fiel sein Stolz wie ein Lumpenkleid von ihm. Er sprang auf Rufa, umarmte sie zum Erstickn und fragte: ob er auch auf die Habichte schießen dürfe, die vom Monte Fusconi immer über Nursia stolzieren und ein Verbrechen im Schild führen. „Gewiß,“ erlaubte Barilotto, „kommt nur gleich mit und nehmt meine Flinte!“

Seit Wochen hatte Rufa von der Feuchtigkeit hier oder vom vielen Stehen oder von der reisenden Mutterschaft geschwollene Füße bekommen. Aber sie verbiß die Schmerzen und versteckte das Übel nachts immer so rasch und tief ins Stroh und trug am Tag einen so langen Rock, daß Brigone nichts vom Gebresten merkte. Jetzt, da man verschiedene Klostertreppen empor und wieder eine Reihe von Zickzacktreppen hinunter mußte, überkam sie ein so heftiges Stechen und eine solche Schwäche, daß sie in die Knie sank und in die Zelle zurück bekehrte. Es sei zu viel auf einmal. Da nahm sie Alonz wie einst im Verhör auf die Arme und trug sie behutsam wie ein schlafendes Kind zurück. „Wenn ich wüßte, wer mich tragen würde und noch dankte für die Bürde,“ raunte es ihm da koboldisch ins Ohr. Er wußte nicht wieso, aber der Vers mußte mit hartnäckiger Bosheit ohne Ende durch seinen Sinn. Ei, ei, wer hätte das gedacht,

belustigte er sich, daß mein Übermuthslied sich so umkehren würde!

Als er Rusa auf den Bettsack legte, war sie vor Müdigkeit und Schwäche schon eingeschlafen.

Nun saß er still am Boden neben ihr. Da fiel ihm bald auf, wie ihr Atem leicht auf- und niedersprang wie ein Stieglitz von einem Ast zum andern und wie ihr Köpflein und ihre Hände im Stroh so lebendig zappelten, aber wie dagegen ihre Beine starr wie Hölzer über die Matte lagen und die Füße gleich schweren Wurzelstöcken sich tief in die Streue gruben. Er beugte sich tiefer und sah, wie furchtbar sie aufgeschwollen waren. Jetzt verstand er alles. Zuerst wollte er sie wecken und an die blaue frische Luft hinausstragen. Aber der Schlaf tat ihr nun wohl besser. Nicht einmal die Strümpfe wagte er ihr auszuziehen. Er rührte sie nicht an. Es ist etwas Heiliges an diesem Frauchen, gestand er sich. Und ich kränkte sie noch gestern so. Nun will ich ihr nie mehr widersprechen. Auch wenn sie mir noch heftiger predigt und noch dicker fabelt. Ich lasse ihr die Freude. Ja, wenn sie will, fange ich an, mich zu bekreuzen wie ein Kindsbalg mit der rechten Hand. Die andere mit der Faust im Sack braucht sie nicht zu sehen.

Da ihr Schlaf etwas Ansteckendes hatte, erhob er sich, um nicht auch einzunicken. Es stand noch die Thür offen. Könnte er sie jetzt nicht allein lassen und für ein paar Atemzüge in den Garten gehen! Sie würde dann

so allein viel länger nicht erwachen. Und er . . . o Gott, die Luft, die Vögel, die Sonne, der Weltgeruch und Weltipektakel, das tausendstimmige Fuori!

Er schlich zur Türe, nahm bedächtig die ersten, rascher die folgenden Stufen und rannte zuletzt buchstäblich in den Garten hinaus. Mit einem Löwensatz war der junge Wildbart draußen.

Himmel, wie das roch nach Freiheit, wie das wärmte von neuer Sonne, wie das tönte und rauschte vom Leben. Ist die Welt denn zusammengeschlagen und heute frisch aufgezimmeret worden? Oder war sie denn immer so ewig schön? Ja, doch, da neigten sich die alten Berge vom Osten her über die hohe Gartenmauer herein, die Ventosola zu hinterst, dann die jähe Betica und zu oberst der braune Fusconi. Die schöne Montagna Cardosa lag schon zu tief im Norden, und der König Bettore war von den Vorstößen verdeckt. Aber sie werden auch noch die lieben alten Gesichter haben. O Berge, ich küsse euch! Und alles andere war auch noch wie einst. Die schwarzgrünen Zypressen wuchsen an den Kapuzinerhügeln auf, Arm in Arm mit den mattsilbernen Oliven. Jene sahen immer noch steil aus wie Lanzen und ernst wie Gedanken der Ewigkeit; aber diese blinzelten in unverwüßlicher Zufriedenheit aus ihrem grauen und gerunzelten, doch so lichten Greisentum heraus. Dann ging es mit Busch und Stein zu den Kämmen, so recht für ein raufendes, holperiges Leben erschaffen.

Jenseits der Mauer hörte er Schuhe und Mäuler im gewohnten Rhythmus des Werktags durch die Stadt gehen. Aber ihm war, er vernehme die großartigsten Reden und Siegesmärsche einer ganzen Welt.

Kreuz und quer lief er durch den Garten, schüttelte da an einem Baum, zerrte dort einen Stengel aus, um sich wahrhaft zu überzeugen, daß das alles wirklich sei und er zu ihm wie ein Ding zum andern gehöre. Dadurch ward er ruhiger, und als weiter nichts geschah, sondern der Himmel und die Berge und die Kastellmauern stille standen, fand auch er rasch das Gleichgewicht der Seele wieder und fühlte klar: das und dies, was ihm beim ersten Blick so genußvoll war, hatte er oft und oft genossen und es hatte den gleichen Geschmack behalten und würde ihm, sowie er es wieder täglich befaße, die altgewohnte Kost.

Während er so mit ernüchtertem Auge das Ganze nochmals besah und beinahe so schnöde wurde, die gesamte Welt mit allem Gebirg und Gelärm als eine Kleinigkeit vom Munde zu blasen und wieder in seinen schwarzen Winkel zu kriechen, freischte eine Krähe vom Turm der Signori widrig und zetzt doppelt widrig für Alonzens Ohr. Er klatschte mit den Händen; aber sie tänzelte nur ein wenig vom Gesims zurück und fuhr fort, Himmel und Erde mit ihrem Lästermaul zu verschimpfen. Da lief Alonz ins Portstüblein, riß die Flinte von der Wand und machte sich schußbereit. Aber der pulver-

riechende Vogel war nun doch weggeflogen. Man sah ihn nur noch als dunkeln Fleck den Felsen der Vetica zuschwimmen. Alonz, dem das alte Nomadenblut bis zum Daumen und Zeigefinger am Schnapphahn schoß, blickte grimmig ringsum, wo doch etwas zum Erschießen wäre. Aber nicht einmal eine Kaze lief herum. Nur auf dem Birnbaum saß jene Bergmeise, die ihnen so oft, wenn sonst niemand Guten Tag oder Süße Nacht mehr rief, noch ganz allein und überaus tapfer ins Gefängnis ihr ewig Gleiches und ewig freundliches Grüßen getrillert hatte. Alonz erkannte das treue Geschöpf. Aber seine Mordlust ließ ihn jetzt nicht zur Besinnung kommen. Sie überwältigte ihn. Er zielte, traf und frachte das schuld- und klaglose Tier in einem Bliß nieder.

Erst als er das arme Wesen in der Hand hielt, reute es ihn. Er stützte die Flinte, aus der ein letzter blauer Atemzug rauchte, an den Baum und merkte, daß seine Gier nun auch schon erloschen und verraucht war. Solche hitzige Genüsse sind nichts mehr für mich, meinte er mit immer kühlerem Kopf. Das kommt und geht zu schnell und läßt nichts Gutes da. Höchstens Enttäuschung! Denn was ist so ein toter Vogel noch, wenn ich den lebendigen, diesen schwingenlustigen Streber daran vergleiche, der er eben noch war!“ —

„Du, Herr,“ unterbrach sich Thieco hier, „das kann ich fast nicht erzählen. Aber so heißt es in der Geschichte. Kein Jäger denkt so. Je mehr ich töte, um so froher bin ich.“

„Aber Thieco!“

„Haben wir nicht vorhin das Wildhuhn gegessen? War es nicht gut? Diamine *) du hättest noch eines gegessen und ich noch zwei.“

„Ach,“ sagte ich verlegen, „einstetils . . .“

„Wisse, die Geschichte machen die Erzähler immer anders. Das kenne ich doch aus allem, was Fraccommi berichtet. Alles ist schöner und doch eigentlich wüster. Die Weiber reden zierlicher und die Mannsleute tun feiner und alles wird schwach und krank . . .“

Ja, die Erzählung ist vielfach überhaupt eine Krankheit, allermwenigstens eine Schwäche des Lebens, dachte ich. Wer viel erzählt oder liest, der lebt und tut jedenfalls umsoviel weniger. Die großen Macher sind immer die kleinsten Dichter und umgekehrt . . .

Zufrieden über meine, wie mich dünkte, höchst originelle, eigentlich aber tausendmal und besser gesagte und nicht ganz fraglose Weisheit, nickte ich dem Thieco zu, daß wir über dieses gefällte Hindernis nun getrost weiter gehen und dem Brigone, der nun einmal blutscheu geworden, es nicht verübeln, sondern ihm getreulich auf dem Fuße folgen wollen, auch wenn er schäbig genug schon wieder ins Loch zurückkrebse. „Er versteckt nun sicherlich den Vogel, wenn er zur Frau kommt!“ lief ich tupfend und hungrig der Legende voraus.

*) Zum Teufel!

„Brigone fühlte,“ spann die Thieco weiter, „daß er seiner Rusa die kleine Leiche nicht zeigen dürfe. Er schob das Tier in die Tasche und zog sich langsam und vom gepriesenen Fuori schon ordentlich angeekelt wieder ins Verlies zurück. Da saß Rusa auf der Matratze und wickelte schnell ihre Füße in Tücher. Alonz nahm ihre Hand in die seine und streichelte sie. Aber die Frau schrie auf und riß den Finger los, als hätte sie sich gebrannt. „Sieh, sieh, du blutest ja,“ sagte sie klagend. „Also du, du hast geschossen, ich habe es gehört. Und ich und mein Kindlein haben gezittert. Mordest du immer noch?“

Das sprach sie so ergreifend und wahrhaft, daß Alonz gar nicht probierte, die Male abzuwischen, sondern sie stumm anschaute und eine so verschuldete Miene machte, als hätte er wie Herodes oder sonst ein gräulicher Kindsmörder ein Blutbad unter lauter Unschuldigen angerichtet.

Nun war es Rusa, die seine Praxen erfaßte und streichelte und mit unwiderstehlicher Schonung dazu sagte: „Dies war nur ein Vogel — aber er wird doch auch ein Weibchen haben irgendwo im Nest. Und das sitzt auf den Eiern und brütet seine lieben, gefiederten Hoffnungen aus. Da kehrt kein Vater zurück, und die Jungen sind Waisen, bevor sie nur eigen atmen. Sie werden dann hungern und von fremden Vögeln leiden und wohl zugrunde gehen. Ohne Vater geht ein Kind zugrunde . . .“

Da stuzte sie. Ihr Kind! Wird es nicht beinahe so frühe Waise sein wie der Nestling. Und doppelt Waise, ohne Vater und Mutter! Gott, Gott! O welche Strafe! rief sie überwältigt.

„Was meinst du, Liebe, Gute du?“ bat er erschreckt und wußte nicht, wie sie innig genug in seinen Armen verbergen. „Was Strafe? wozu rufst du sie noch? oder was fürchtest du sie noch? Wir stecken ja mitten drin. Es kann nicht schlimmer werden. Den Vogel, ja,“ fügte er bei und packte ihn in seiner großen unflugen Ehrlichkeit aus der Tasche, „den hätte ich freilich nicht schießen sollen.“

„Das ist nur ein Vogel,“ wiederholte sie strammer. „Aber die Menschen, die Menschen! Wieviele hast du in Kriegen und Jagden getötet? Hast du das schon einmal gezählt? Und wie viele davon sind Väter gewesen oder hätten doch einmal ein Weib genommen und Kinder gehabt, wenn du sie nicht mit allem vielen Leben, was an einem Menschen ist, getötet hättest. Gibt es etwa keine Knaben und Mädchen, die unter der Türe stehen und nach dem Vater, so weit ihre Augensterne fliegen, Ausschau halten. Die Mutter kann sie nicht zum Schweigen bringen, weil sie hundertmal gesagt hat: domani, domani — morgen kommt er, und er doch nie kam. Alonz, wenn du ein unflügges Nest sahst oder einen Baum voll unerschlossenem Geknossp, kommen dir dann nicht solche Waislein in den Sinn? Rief es dir

nicht überall zu: Mörder! Mörder! wir bekommen das Leben nicht, wir können nicht ans Licht, du hast uns ja den Vater genommen. Du bist uns das Leben schuldig. — „Alonz Brigone,“ vollendete die kleine Frau, erhob sich und wuchs an ihm gewaltig auf, „hast du nie gezählt, wie vielen du das Leben schuldig bist?“

Sie schwieg, aber wagte ihn doch nicht anzuschauen, um ihr Gericht vollständig zu machen. Denn sie fühlte es an ihren eigenen Gliedern, wie sein junger Riesenleib schauderte und sich ihm Töne ohne Ton und Worte ohne Laut zum Munde rangen. Seine Hände wurden naß vom Schweiß und entglitten ihr.

„Hundertten sind wir das Leben schuldig, das ist gewiß, und nur einem, dem Nachrichter von Nursia oder den paar Schöffen im Kastell können wir es zahlen. Aber allen andern, den wahren Gläubigern nicht.“

„Müssen wir es denn jedem Einzelnen geben?“ fragte Brigone leise und plump.

„Ach, Alonz, jedes Holzschert, das uns ein Biffoner gab, hast du doch wieder zurückgegeben. Nur nichts schuldig bleiben! war dein Spruch. Und nun haben so und so viele ihr Leben geben müssen und du hast sie bis heute nicht bezahlt. Nur nichts schuldig bleiben! sage ich jetzt auch. Da jene Toten die Schuld nicht mehr eintreiben können, treibt sie unser Herrgott für sie ein. Mit ihm müssen wir jetzt rechnen. Ihm müssen wir zahlen. Drum habe ich gestern gesagt, daß wir den

Himmel noch gut brauchen können. Aber gerade mit Gott willst du nicht unterhandeln. Kannst du noch beten?"

„Ich glaube wohl, etwas Weniges," stotterte Alonz.

„Ich glaube es nicht."

Brigone faltete die wohlgeformten Riesenhände zusammen und probierte ein paar zerstückelte Sätze aus dem Paternoster. Verzweifelt ließ er den Kopf sinken. Da sprach ihm Rufa Satz für Satz vor, und als es hieß: Vergib uns unsere Schulden! fügte sie geduldig bei: „Soweit ist es genug für heute. Morgen beten wir wieder. Und ich bleibe dabei, Alonz, wir haben den Himmel nötig."

Das begriff der Barbar. Konnte Rufa denn anders als die Wahrheit reden und bligte sie ihr nicht bei jedem Wort wie sichere Schwerter aus den sonst so zahmen Augen? Im Barbar erwachte das noch nicht so tief verschüttete, noch nicht ganz tote, vielleicht nur geknebelte Kind, das wie alle Mursierkinder einmal auch gebetet hatte. Er begriff, daß er zu diesem Kind zurückgehen müsse, wenigstens ein paar mutige Schritte, um so mehr, als da noch ein anderes Kind harrete, das auch beten würde. Da schlug Brigone die offen gelassene Thüre des Gefängnisses, durch die ein Schimmer des Fuori hereinflächelte, mit festem Arm wieder ins Schloß. Das hieß: ade, Erde! ich habe jetzt mit dem Himmel zu tun!

Und wirklich fing er von der Stunde an, seine großartigen Sünden aus dem irdischen Kunstrahmen herauszunehmen und gegen die gewaltige Reinheit und Einfalt des Himmels zu stellen. Was da vorhin gegläntzt hatte, verlor sogleich die Farbe und sah mitten in so viel heiligem Licht und Blau völlig schwarz aus. Es war wohl immer ein heillos saftiges Abenteuer, mitunter wohl eine kurzweilige und brillante Notwehr, aber auch sehr oft nur ein süßer Mutwillen und herzlicher Streich der Rache gewesen, daß er mordete. Von allem Appetit und Wohlgeschmack jener Untaten blieb jetzt, je länger er die Sache prüfte, nichts übrig als Asche oder als ein weiter, kalter grauer Winter, über den die Rache Gottes wie eine blutige Sonne aufging.

Was habe ich von allen gelungenen Triumphen? nicht mehr als vom Flintenschuß vorhin. Nichts als Tod. Dies war der unausweichliche Schluß seines Sinnens. Es wurde ihm in den folgenden Tagen immer klarer, daß er über den Tod, ob nun Töten oder Sterben, nie nachgedacht hatte. Das wurmte ihn jetzt. Da lag ja nun doch der Irrtum und die Schuld seines ganzen, statt auf einen Thron oder in eine berühmte Werkstatt, ins Zuchthaus und unter das Beil mündenden, verlorenen Lebens. Das machte ihn aufs tiefste niedergeschlagen.

Da suchte ihn Rufa mit dem Gegenteil zu ermuntern. Sie redete vom Geborenwerden und Leben. Sie

ließ ihr Wachsendes unter der Brust schon in die Sonne hüpfen, malte seine Bäcklein purpurn, zündete ihm die Augen an, stiefelte seine Füßchen zu einem losen Getrippel über Knie und Rücken des Vaters. Auch ließ sie das zahnlose Mäulchen schon allerlei Plapperzeug versuchen. Aber je mehr sie das Gefängnis mit Kinder-schimmer beleuchtete, um so unheimlicher schien dem Brigone der finstere Tod aus den Ecken zu dräuen, und je heller sie die Wiege machte, desto schwärzer kamen ihm nun die Särge vor, die er so vielen gehobelt hatte. Was wog eine Wiege gegen ein Duzend Särge? Jetzt, wo Rufa so eine Geburt wie einen kleinen Stern ausgehen ließ, sah er rings um dieses Licht die Nacht des Todes sich nur um so dunkler und unendlicher ausbreiten.

Einmal sagte Rufa: „Ach, unser Kleines wird zwar in einem Kerker geboren und bekommt nur Stroh unter sich und ein Stallaternchen neben sich wie das heilige Christkind. Aber es wird sich schon durchhauen. Solche Menschlein werden immer recht stark. Bis dahin wollen wir es nachts immer zwischen uns zwei hineinbetten und am Tage auch möglichst in der Mitte behalten, daß es nicht friere und sich sicher fühle. Keine Mücke soll ihm wehtun.“

„Die paar Stunden, die wir das können! Aber dann?“

„Dann, Alonz, gibt es andere brave Menschen ge-

nug, die unserem Vögelchen das Nest warm halten. Es hat immer solche."

"Aber auch solche, die es erschießen mögen," entgegnete Alonz, und in dieser Sekunde, wo er eine Flinte gegen sein eigenes Fleisch gerichtet sah, erkannte er erst, wie unbezahlbar das Leben aller Menschen war, die er vernichtet hatte, selbst des Feiglings von Riccone und des Verräters Guglio, die er beide hinter Bisso kalt niedergedolcht hatte. Der unsagbare Wunsch, daß sein Kind lebe und erhalten bleibe, umfaßte nun auch alle übrigen Leben der Welt, und die Sorge, es könnte ein Stäubchen aus Leben seines Sproßlings gehen und ihn beseitigen, wuchs sich nun aus zu einer Angst und einem Abscheu vor allem Unfug gegen Leib und Leben der Menschheit. Er fühlte nun, was seine Opfer und ihre Angehörigen gefühlt hatten. Er, der einst über den Untergang der Welt gelacht hatte, bangte jetzt vor jedem Menschen, der dieses wüßte, tolle Lachen noch in sich bewahrt hatte, und seine ganze Seele wollte nichts anderes: als daß alles, alles auf Erden seinen langen guten Tag zu Ende lebte. Sein Kind wurde ihm so zur ganzen Menschheit und seines Kindes Dasein zur Gegenwart und Zukunft der Welt: Cristo santo, und wenn nun da doch einer käme und das Gewehr höbe und schösse wie er . . .

Immer ehrlicher begriff Alonz seine Schuld, und immer demütiger wurde er. Sein eigenes Leben schloß

er von allem übrigen Leben aus. Ihn sollte man nur vom Baum der Menschheit schneiden. Er verdiente keine Minute länger daran zu hängen und zu schmarotzen. Gerne wollte er bluten und sünnen. Unser Herrgott war ja doch nicht grausam, sondern ließ einen Sprossen aus ihm wachsen, damit er die Verderbnis des Vaters gut-mache und das alte Brigoneleben in einer neuen, edeln Weise weiterlebe.

So geschah die Umkehr Alonzens bedächtig Schritt für Schritt. Als er seine Sünden in aller Breite und Tiefe mit seinen kühlen Augen bemessen und mit seinem großen Verstand erwogen hatte, lehnte sich auch sein tüchtiges Herz nicht länger dagegen auf, vor dem alten, milden Kapuzinerpater Baldassare Perostola niederzuknien und in einer langen Beichte die schweren Steine seiner Vergangenheit vom Gewissen zu laden und sich gewissermaßen freie Luft zu schaffen. Danach nahm er das heilige Sakrament der Hostie und betete und wurde ein Christ unter Christen. Doch bemerkte man bei dieser ganzen Befeuerung nichts Weibisches und Krankhaftes. Alonz beichtete so laut, wie er ein Soldatenlied sang, so daß man alle Türen schließen mußte, und er trug überhaupt seine Sache mit unserem Herrgott aufrecht und gerade aus, wie ein Ritter, der das Turnier verspielt hat und nun das Knie vor dem Sieger beugen und sein Schwert übers Knie zerbrechen lassen muß. So ein zerbrochenes Eisen glänzt oft

herrlicher als ein ungebrauchtes, scharfenloses, ganzes Schwert.

„Das sage nicht ich,“ entschuldigte sich Thieco aus dem Dunkel hervor und blies die verglimmenden Kohlen ein bißchen an. „Das sagt diese Storia. Gottlob, sie erlöscht nun auch bald.“

„Nun also!“ bat ich. „Ein Stück weit klang’s ja nun wirklich eher wie eine fromme Betrachtung, und das ist, ich kann mir nicht helfen, für meinen Geschmack in einem Geschichtlein immer ungefähr das, was eine zu mürbe Stelle in einem soliden Apfel. Beides schmeckt mir nicht. Sachen und Taten sollen erbauen, nicht ihre süßliche Meditation. Aber ich denke, nun beißen wir wieder in einen fermem epischen Schnitt dieses doch ganz prächtigen Nurstierapfels. Mach’ fertig, ehe das Feuer ganz ausgeht.“

Thieco schielte mich spöttisch an. Was dozierte ich da? Dann erzählte er rasch:

„Als die Zeit der Wiege schon nahe rückte, fragte Alonz eines Tages sein Weib, wie das Kind denn eigentlich genannt werden solle.“

„Alonz, wie du!“ antwortete sie so bestimmt, als könnte es nur ein Bub und nur ein Alonzblut sein.

„Nicht, nicht!“ wehrte er ab. „Ist es ein Knabe, so soll er Innozenz heißen, daß alles weiß, wir hätten alle Schuld mit uns hinüber genommen und er stehe diesseits so sauber da wie ein junger Stern. Aber

wenn es ein Köpflein ist, so soll es Angiolina heißen und uns wie ein zünftiges, herzhaftes Engeldchen immer ein wenig mit seinen Flügeln zudecken, so oft es da drüben . . . im Finstern . . . im Zorn Gottes . . . ein bißchen gefährlich wird. Nicht wahr, das soll es?"

„Ja,“ lächelte Rufa und wurde über diese drollig-heilige jenseitige Vorstellung ihres Gemahls so aufgeräumt, daß sie für ein Zeitchen die Schmerzen an den Füßen vergaß.

Um diese Tage herum dichtete Brigone das Lied: „Spätlein, wenn du aus dem Fittich,“ und den Sang vom roten Blut.“

„Bitte, sag' sie her,“ unterbrach ich den Erzähler flink.

„Ich weiß sie nicht auswendig.“

„Besinne dich doch!“

„Ich weiß nur, daß es immer am Ende der Strophe heißt: Niente di piu rosso che sangue*). — Es ist übrigens ein trauriges Lied. Wie Nacht! Via!“

Der Lämmel log mich bestimmt an. Er kannte diese Lieder alle. Aber er wollte sie nicht deklamieren, er schämte sich. „Und dann,“ bat ich.

„Das Spätleinlied, wie man es jetzt immer heißt und wie bei uns es jedes Kind so gut wie das Pater-noster kennt . . .“

„Siehst du, Thieco, siehst du!“

*) Nichts ist so rot wie Blut.

„Unterbrich mich jetzt nicht mehr, sonst hör' ich auf,“ bemerkte nun Thieco verdrossen. Sofort nahm ich die gefügigste Miene an.

„Also das Spägleinlied hatte Rusa wie viele andere zum Gitter hinausgeworfen. Da war es denn eifrig stadtauf und stadtab kopiert und in allen Stuben gesungen worden. Aber an einem ganz stillen Nachmittag im Februar, wo unser ganzes Land den Atem anhält, um den ersten Schritt des Frühlings nicht zu überhören, und als Rusa neben Alonzo im Garten saß, ebenso still und ebenso lauschend auf ihren kleinen Frühling unter dem Busen, da hörten sie deutlich außerhalb der hohen Burgmauer eine verwiterte, aber immer noch besetzte Stimme zum Zupfen der Gitarre singen:

„Späglein, wenn du aus dem Fittich
Deiner lieben Mutter springst . . .“

Tieferschrocken bog Brigone den Kopf vor. Wahrhaft, seine stillen, frommen Verse! Wer führte da sein Stillschweigen durch die Gasse und lärmte seine geheimste Seele über den Markt aus?

„Una moneta per grazia di Dio, soltanto un quattrino, Vossignoria!“*) rief der Musfikan, indem er eine ungehörige Pause ins Lied legte.

*) Eine kleine Münze, um Gottes willen, nur einen Quattrino, Herrschaften!

„O Herrschaften, ich bin ein alter Krüppel ohne Haus und ohne eine gute Seele . . . ich . . .“

„Weiter!“ gebot eine junge befehlshaberische Stimme. Rufa errötete. Das war Carlino di Loffa.

„Warte, kleiner Schelm, ich bitt’ dich,
Eh’ du eigen baust und singst . . .“

„O Euere Herrlichkeit, nur einen Quattrino! Ich bin ein alter Krüppel ohne Haus und ohne . . .“

„Singe erst!“ schnitt jenes Herrenstimmlein die Bettelei ab. Man hörte Leute ringsum stillestehen. „Ja, singe!“ riefen ein paar Mädchen unbarmherzig. „Das ist schön. Alonz Brigone hat das gemacht. Singe!“ — Da begann der greise Musikanter, während die Buben mit weichem Umbrierpfiff und die Jüngferchen mit süßem Gesumme sekundierten und zwischenhinein etliche Kupfermünzen in den Teller kesselten:

„Eh’ du eigen baust und singst,
Warte, bis das Mütterlein
Schlaf für alle Nächte ein!
Uccellino mio!“

Ins Klatschen und Bravorufen leierte der Alte sein Lamento. Aber die verwöhnte junge Gebieterstimme wußte sich in allem Gelärm durchzusetzen und forderte so mild, wie ein solcher Mund nur fordern konnte: „Da capo, Ecco, dann kriegst du ein Silber! Hier, sieh!“

Sogleich wiederholte Cecco ohne Stocken:

„Späzlein, wenn du aus dem Fittich
Deiner lieben Mutter springst,
Warte, kleiner Schelm, ich bitt' dich,
Eh' du eigen haust und singst,
Warte bis dein Mütterlein
Schlief für alle Nächte ein!
Uccellino mio!“

Darauf klapperten viele Münzen in den Teller, die meisten mit dem trockenen, stumpfen Schall ärmlichen Kupfers, aber eine mit dem süßen Geläute des Silbers.

Der Rummel ging die Straße hinunter. Von weitem scholl es dann wieder: Warte, kleiner Schelm, ich bitt' dich . . . una moneta . . . ohne Haus und liebe Seele . . . Uccellino mio . . . mein Vögelchen . . .

Rufa hatte bänglich ihren Gemahl betrachtet. Zuerst machte er ein wildes Gesicht und fuhr sich siebenmal durch den gestäubten Bart. Dann stimmte ihn das Gejammer des Sängers milder und der Tanz der Münzen lockte ihm fast ein Lächeln aus den Augen. Aber die Stimme des jungen Herrn machte ihn handkehrum wieder wütend. Er schoß auf und pflanzte sich fast wie ein Drohmann vor Rufa auf. Aber sogleich zog sie ihn, noch ehe der Donner losbrechen konnte, wieder zu sich nieder und sagte mit witziger und gütiger Überredungskunst:

„Ich habe kein Haus und keine liebe Seele . . . hast du das gehört? Der arme Mensch! Aber jetzt hat er Geld bekommen, ziemlich viel, meine ich, und er wird mit deinem Lied noch immer mehr einnehmen, bis er sich ein Mägdlein dingt und eine Stube mieten kann. Cecco, das weißt du doch, lebt wie ein Hund im Loch. Zitto, zitto . . . das ist noch nicht alles. Dieses Gedicht hilft noch hundert anderen Menschen. Wie manchem unserer Strubelsöpfe, die sonst schon mit sechzehn Jahren ins Gebirg' zum Wildern stürmen, singt die Mutter oder das Schwesterchen dein Lied, und da wirft er den Schafpelz wieder ab und hockt nieder und bleibt noch einen Tag und noch einen. Alonz, was ist ein Tag wert, ein Tag länger Mutter- und Vatersein!“

Er hatte den Kopf schütteln wollen, aber mußte jetzt einfach nicken: das ist so.

„Siehst du, Lieber, was diese einzige Kanzone nützt. Sogar mein unfeiner Better ist weich geworden und hat Silber geschenkt, obwohl er den Bettlern früher in den Blechteller spuckte und dazu immer leere Kasse hat. So viel vermag ein Lied. Aber du hast noch viele, und auch diese andern singt man. Alle habe ich zum Fenster hinausfliegen lassen wie Amseln, und die singen jetzt durchs ganze Land. Sie alle sind deine Kinder. Wir haben gemeint, du habest nur eines zu geben. Siehst du wie viele! Jedes Lied ist ein Leben und macht wie ein Neugeborenes ein wenig Lärm und ein wenig Freude unter

den Menschen und hebt da eine Knie auf und stützt dort einen müden Kopf und macht viele trübe Gesichter lachen und zündet in manchem dunkeln Haus ein kleines Licht an, daß es wieder für eine Weile munter in der Stube ist. O siehst du, Alonz! so viele Lieder, so viele neue Leben!"

Alonz ergriff zitternd Rufas Hand und küßte sie wortlos.

„Bist du jetzt noch böse? So achte doch: den Innozenz oder die Angiolina wollen wir doch auch nicht mit uns ins Grab nehmen. Der Welt schenken wir das Kind für einen Getödt . . . für einen Toten. Und deine andern Kinder sollen auch in die Welt marschieren und fechten und froh und gutmachen, was wir übel getan. Sie sind alles Unschuldige und Engelsen. Jedes für einen Toten! So machst du viel mehr Leben als du einst Tod gemacht hast. Wir bleiben nichts schuldig, *grazia a Dio*, *) dir wird man noch schuldig bleiben. Sing' also und laß' singen, Alonz!"

Sie gab ihm nun den Kuß auf den schönen Lieder-
mund zurück, und im selben Augenblick spielte auf dem
Birnbäumwipfel wieder eine Bergmeise: *tio . . .
tirlirlirli . . . tio . . . tio . . . o . . . o*, gerade als sagte
sie, wir haben dir unsern Toten verziehen. Aber sing'
dafür und laß' singen . . . *tio . . . tirlirlirli . . .
. . . i . . . !*"

*) Gott sei Dank.

„Gott, wie schön ist das!“ konnte ich mich nicht enthalten, in die heilige Sache hineinzuzulüftern. Aber Thieco sprach ungerührt: „Willst du jetzt nicht schlafen? Das Feuer ist erloschen.“

„Nicht um alle neun Sibyllen . . .“

„Zwölf!“ verbesserte Thieco.

„Einerlei, aber um alles nicht lasse ich mir den Schluß entgehen. Berichte nur weiter, indes ich die Glut anblase!“

Ich warf noch einiges Reisig in die letzten roten Kohlen, blies ein paarmal drein und schon leckten die gelben Flammenzünglein durch das Geäst, daß es knisterte und unsere erkalteten Kniee wieder warm machte. Da brannte Thieco auch unverweilt den letzten Span dieser feurigen Abruzzenlegende ab.

„Immer mütterlicher wurde indessen das Aussehen Rufas. Aus ihren Augen schienen schon zwei Seelen zu gucken, ihre milde und die neugierige kleine Kinderseele Innozenzens oder Angiolinas. Doch fühlte sie sich bei diesem geheimen Doppelleben oft unwohl, und ihre Füße fingen im Frühling mehr an zu schwellen und bitterer zu schmerzen als je. Umsonst verbarg sie mit zahllosen unschuldigen Kniffen das Leiden vor dem Gatten. Er merkte es doch, und als ihr einst im halben Schlaf ein leises Wimmern entfuhr, da löste Alonz, ohne auf ihren Widerstand zu achten, die Fußbinden und sah, wie scharf die Nägel ihr ins Fleisch stachen, und

daß, wenn man sie nur sorglich aus der Geschwulst schnitte, auch die Qual aufhören müßte. Denn, erklärte er ihr spaßig, nur von diesen bösen Krallen komme das Brennen und Zucken und Stechen. Er müsse sie dem Rätzlein abschneiden, dann werde es wieder ein gesundes, zahmes Schoßtierchen sein, wie er's brauche.

Darauf mußte Rusa die kranken Füße in warmem Wasser baden, bis die Hornhaut weich wurde. Und nun band er sich ein Tuch um, kniete vor sie hin und schnitt ihr so langsam und so geschickt wie ein Krankenswart die spießigen Nägel und das wilde Fleisch von den Zehen. Zuerst sträubte sie sich übermäßig, aber sie ward bald ruhiger, und als der Schmerz fast augenblicklich von Glied zu Glied abnahm, blühte allmählich im Anschauen ihres knienden Herrn und Helden, besonders wie er die zierliche Schere in seiner Riesenfaust zu diesem Zofendienst handhabte, ein scharmantcs Lächeln der Schalkheit über ihrem Gesicht auf. Sie strich ihm das Haar aus der Stirne, zopfte es ein bißchen und fragte mit leiser Schelmerei: „Alonz, nun kannst du mir einmal nicht entschlüpfen. Jetzt sollst du mir dein erstes Lied vorsagen, das man ja nirgends recht zu hören bekommt, weil es so wild wie ein Raubvogel sei und gar nicht eingefangen werden könne. Nun bist du ja sein Falkner. Zeig' mir deinen ersten Falken!“

„Niemals!“ gab er blichschnell zurück und neigte sich

tiefer, um sein Erröten zu verstecken. „Dem Vogel ist der Schnabel gründlich zusammengewachsen.“

„Das glaub' ich nicht. Ein solcher Schnabel wird nie stumm. Alonz, ich bitt' dich innig, laß ihn pfeifen!“

„Was soll's denn eigentlich sein?“ wich der bedrängte Riese aus. „Meine Burg braucht nicht Tore und Riegel, etwa das?“

„Nein, Alonz, das weißt du recht gut, daß ich ein anderes meine.“

„Oder der Lupolino . . .

Beiß, Wölschen du, nicht Hasen allein,
Beiß auch deine schönen langen Zähne
Dem Gräßlein Carlino von Loffene
Ins hasenhafteste Fleisch hinein!

Die Strophe hat deinen Better beinah' umgebracht!“

„Pfui, pfui, gar nicht das! . . . Es fing an: ‚Se io sapessi‘ und hat den Namen ‚Senza‘. So viel weiß ich.“

„Das? O das ist ein dummes Lied! Ich mag keine Silbe mehr davon wissen.“

„Aber früher hast du dieses Senzalied doch deinen Gespanen vorgesungen, so oft sie es nur hören wollten.“

„Das war früher: also ist's vorbei!“

„Ein gutes Lied ist nie vorbei!“

„Es ist kein gutes.“

„So ist's ein stolzes. Auch ein stolzes verliert seinen Schnabel nie.“

„Laß mich, liebes, arges Wesplein!“

Da schmollte sie: „Bin ich dir also zu wenig? Nun so vergiß nicht, unserer sind zwei, die zuhören. Gönn' es dem Kind, wenn du es der Mutter nicht gönnst. Das Kind soll wissen, daß sein Vater nicht immer in einem solchen Käfig wie ein gestufter Vogel saß, sondern einmal ein freier Adler war. Und daß es also auch kein Käfigkind, sondern ein freies Adlerkind ist. Man kann ihm das nicht früh genug sagen. Beginne doch!“

Nun war er besiegt. Er mußte mit jener alten, wilden Sprache heraus. Während er also Zehe um Zehe beschnitt, sprach er leise gen Boden:

Senza:

Wenn ich wüßte,
 Wer mir dienen täte,
 Ohne daß ich darum bäte;
 Wer mich tragen würde
 Und noch dankte für die Bürde,
 Wer mich fleißig küßte
 Ohne, ohne, ohne
 Daß ich danken müßte,
 Ich, Alonzo Brigone!
 Se io sapessi.

„O du Großartiger!“ gratulierte das Frauchen zur Strophe und gab ihm einen leisen, lustigen Tritt auf die Hand. „Wie prahlst du nun weiter?“

Da schüttelte er den Wirbel. Er wickelte ihr die Füße ein und schob sie in die Socken

„Überwinde dich, Alonz!“ bat sie dringend. „Unser Kind will das ganze Lied hören.“

So begann er denn nochmals, aber übersprang die Mittelstrophe und deklamierte noch leiser und tiefer gebogen:

Wenn ihr's wüßtet!
Bin der härteste der Diebe,
Liebe nicht, nein, will nur Liebe.
Neiget mir ein Schemeldirnchen
Noch so tief sein frommes Stirnchen,
Bist an mir ja doch verloren.
Ohne, ohne, ohne
Herz bin ich geboren,
Ich, Alonz Brigone.

Immer leiser sprach er und immer tiefer bückte er sich. Da neigte sich das Schemeldirnchen, das nun zufällig zu seinen Häupten saß, zum König Brigone nieder, der nun zufällig vor ihr auf dem Boden kauerte, zog ihn lächelnd zu sich empor und sagte: „Man könnte meinen, ich hätte das Lied verfaßt. Aber das ist nicht wahr. Wir sitzen für immer gleich hoch nebeneinander, Alonz, nur daß du um ein Manneshaupt über dein Weibchen hinaussiehst, wie es rechtens ist.“ — Und so saßen sie wirklich Schulter an Schulter nebeneinander, die Arme und noch mehr die Seelen ineinander, und empfanden es beide hell, daß sie sich noch nie so gleichmäßig und lauter geliebt hatten wie jetzt, wo sie alles, was nach

Schemel oder Thron aussah, spurlos zwischen sich weggeräumt hatten.

Brigone wendete von nun an eine solche Sorglichkeit für Rufa auf, als ob es nicht ein, sondern schon zwei liebe Wesen wären, für die er aufkommen mußte. Und während er früher in seiner stolzen Unart jede Gunst zurückgewiesen hatte, allein die Nachmittage im Garten ausgenommen, nahm er jetzt um jener beiden Wesen willen, aber auch seinem eigenen verwandelten Menschen zulieb, nicht nur das wohllichere Zimmer an und aß und trank von allem Guten, das man ihm aufsticht, sondern er sah es nun selber auch gern, daß man ihm nachts nicht mehr die Fessel von Fußknöchel zu Fußknöchel anlegte und dafür ein besseres Bett aufschüttete. Er weigerte sich auch nicht länger, ein seinem gräflichen Rang entsprechendes Kleid mit geplustertem Wams, Tellerfragen und schwarzem Federhut anzuziehen. Rufa mußte ihm den verwilderten Bart und das waghalsige Haargeringel kurz schneiden, und es schien, als ob er sich von Tag zu Tag für einen nahenden Gast schöner machen wolle, sei's nun ein frisches, drolliges Kindlein oder sei's ein grauer, klapperdürerer Magistrat namens Tod, die ja sozusagen Hand in Hand und im gleichen Schritt auf Besuch kamen. Vor allem fürs Kind! Es sah ihn ja nur einen Augenblick, da sollte es ihn denn prächtig sehen, in einer solchen Stattlichkeit, daß das väterliche Bildnis sich für immer in seine eintägigen weichen

Augensterne einprägte, und daß alles, was in einem langen Leben an Licht und Schatten darüberfiel, dieses erste rasche Bild nicht zudecken konnte.

Oft saßen die seltsamen Eheleute, die sich nun erst so ganz im Innersten gefunden hatten, auf der Strohmatte beisammen, eines die Hand des andern auf dem Knie, blickten ernst in die Steinplatten mit den unzähligen, in der Mitte des Zimmers noch so frischen, aber an der Schwelle so ausgetretenen, fliehenden, erlöschenden Fußspuren und schlossen im Angesicht dieser zum Tode hinausführenden, auch ihnen vorgezeichneten Stappen voll Zufriedenheit die Rechnung ihres Lebens ab. Mit sich sind sie nun im reinen, aber auch über das Los ihres Kindes ängstigen sie sich nicht mehr. Sie übergeben es der Reverenda Suora Maria di Brigone. Diese Dame mit Augen, grau wie Asche, ernst wie Asche, aber auch gesunde Funken sprühend wie Asche, ist Äbtissin im hiesigen Stift der Benediktinerinnen und zugleich Alonzens Tante. Sie kennt das Leben vor und hinter dem Kiegel des Klosters gleich gut und ist bei aller Neigung zur Stille und zum Gebet eine tapfere Frau geblieben. Furcht ist ihr fremd. Sie hat das Stift gegen die Franzosen drei Tage länger verteidigt als die Chorherren von Sant' Agostino und sogar einen Tag länger als die bärtigen Kapuziner auf ihrem festen Hügel. Und sie hat, da kein Maurer noch Schreiner sich an den bröckeligen Giebel des Mittelbaues wagte, selber bei Nacht

— Gott allein weiß wie — das vom Wind schiefgedrehte Kreuz wieder ferkengerade gestellt. Und so steht sie selbst und so wird sie ihr Mündel recken und strecken. Ist es ein Mädchen, dann darf es in jede Zelle hüpfen und von einem Nonnenschosß auf den andern klettern. Aber freilich, ein Innozenz gelangte nicht so weit. Er mußte wohl beim Verwalter wohnen und sich mit den Knechten und Handwerkern in den äußern Höfen und allenfalls mit einer Spißbüberei in den Obstgärten begnügen. Das heißt, bis zu den Haselnußbüschen und den Quitten und sauren Johannisbeeren dürfte er sich vorwagen. So weit dürfen Mannsbilder gehen. Aber dort, wo die jungen blühenden Kirschbäume jetzt wie Ministranten im gespißelten Chorhemd stehen, halt, dort fängt die Klausur an. Und wenn Innozenz nun doch einmal durchaus eine Kirsche naschen möchte? Er muß es bleiben lassen. Von seinen Eltern soll er die Lehre nehmen: daß man auf die meisten Kirschen im Leben verzichten muß, Vater und Mutter sogar auf die beste Kirsche, das reife, volle Leben selbst.

„Du hast wenig vom Leben genossen,“ sagte Alonzo aus solchem Brüten heraus und betrachtete barmherzig das so junge, so unverbrauchte und schon so sterbensreife Gesicht Aukas. „Fast nichts Gutes hast du gehabt. Ich, ja, ich habe den Kirschbaum des Lebens ordentlich durch die Äste bis in die Krone hinauf geplündert und die schönste Beere, mein Gespons da, gehörig gepflückt. Aber

so sag' doch, was hast du gehabt? Gar nichts. Du solltest jetzt erst das Leben anfangen, bei unserem Kinde nochmals anfangen. Ich würde den Weg . . ." er fuhr mit der Hand gegen den offenen düstern Schloßgang hinein . . . „hinüber schon finden. Ich bin oft allein durch den schwärzesten Wald bei schwerem Nebel und ohne das kleinste Laternchen gegangen. Es wird drüben nicht dunkler sein."

Wenn er früher oft so redete, hielt sie ihm die Hände vor den Mund, so daß nur noch ein paar ungefährliche Brosamen seiner Überredungskunst zwischen ihren kleinen Fingern durchrieselten. Jetzt blieb sie still, als hörte sie nicht. Denn das war in den Wind gesprochen. Das mußte er nun doch endlich wissen. Ohne Alonz mochte sie nicht leben, sie hatte ihn viel zu lieb. Und ohne ihn durfte sie auch nicht leben. Denn sie hatte seine Sünden, rot wie Scharlach, zwar nicht röter gemacht, aber auch nicht um ein Unschuldsschimmerchen weißer gebleicht. Sie war eine Magd und Närrin der Liebe gewesen und hatte in solcher Dienstbarkeit nie gewagt, dem Herrn Brigone einen Streich auszureden oder gar seine Zuchtlosigkeit zu rügen. Wenn ihr Herz auch nicht bei seinem kriegerischen Handwerk war, so hatte ihm doch ihre Hand beigepflichtet. Wie oft schliff sie ihm den Dolch, fegte seinen Degen mit Bimsstein, füllte sein Pulverhorn und striegelte, hoch auf den Zehenspitzen stehend, sein Roß vor dem Abenteuer. Und wenn er dann so

gerüstet auszog, schön wie Luzifer aber mit Satansgedanken, dann hätte sie fast noch die Knie gebogen vor diesem Abgott und Segen über Segen ihm nachgerufen. Jetzt täte sie das nicht mehr. Heute widerstände, warnte, drohte, befähle, schimpfte sie. Jetzt verstände sie genug Frauenlist und Frauenwagnis, um manche Unbill zu hindern. Jedoch, was soll das heißen: jetzt? So kann man nun gut sagen hinter Schloß und Riegel, wo es keine Gelegenheiten und Proben dazu mehr gibt. Damals, ach damals geschah es nicht. Das allein kommt in Betracht. Und all dies feige Unterlassen mußte sie so gut beichten als Alonz sein kühnes Übertreiben. Es war genau so ein Verbrechen und verdiente den gleichen Tod. O ja, sie mußte sterben. Fabuliere Alonz weiter, so lange es ihm gefällt!

Aber ihr Mann spricht diesmal mit besonderer Kraft und Zwängerei. Ach, kennt er sie denn nicht besser! Er malt das Leben, als hätte er es selbst erschaffen, so schön und so schmachhaft. Er ereifert sich, schüttelt sie an den Armen, beschwört, befiehlt. Der Tor! Sie fühlt, das ist sein letzter Angriff. Da sammelt sie sich, ringt nach einem Wort, das wie ein Blitz trafe und für immer alle solche Versuchung niederschläge, und bringt doch nur den schmerzlichen Satz heraus: „Bin ich denn nicht wert, mit dir zu sterben, Alonz? . . . Dann war ich's auch nicht, mit dir zu leben, dann hättest du mich gleich heimschicken sollen, als ich dir das Körblein zu Füßen stellte und

sagte: „Da bin ich; willst du mich?“ Dann hättest du ein anderes Weib nehmen sollen, und dann . . .“

Genug, übergenuß! Er küßte ihr jedes weitere Wort auf ihrem Munde tot. Eja, im Grunde freute es ihn unendlich, daß sie durchaus mit ihm sterben wollte. Nur solche Liebe mochte ihm genügen. Aus Mitleid hätte er sie wahrhaft gern vom Veil erlöst, aber nicht aus Liebe. Seine Liebe blieb nun einmal trotz aller Läuterung mit Selbstherrlichkeit und Eigenliebe innig verwachsen. Er fand es nicht bloß vollkommen in der Ordnung, daß Rufa nur zu Bette ging, wenn er gehen wollte; sondern daß sie auch sterbe, wenn er sterben mußte. Aber aus Barmherzigkeit mit ihr und aus Gründen der Klugheit und auch aus einer Zärtlichkeit, die immer wieder aus aller Selbstsucht hervorbrach, überwand er sich zu dußend Malen und redete ihr das Gegentheil ein. Er tat es freilich um so kräftiger und glorreicher, je gewisser er vom Mißlingen überzeugt war. Aber nach so einer Abwehr wie vorhin wollte er nun der Sache ihren ungehinderten, ihm und der Frau ja genehmen Lauf lassen.

So lebten sie nun beisammen in vollkommenem, seligem Verzicht auf alles, was nicht zu ihnen Zweien gehörte, und freuten sich, daß man nichts mehr brauche. Der Scharlach des Henkers, die schwarze Maske der armen Sünder und das todgraue Eisen hatte keinen Schein von Schrecken mehr für sie. Sie sprachen davon wie Kinder, die am gefährlichsten Ding herumfingern,

und konnten dazu Butter aufs Brot streichen und herzhafte dicken Minestrone hinunterlöffeln.

In diese feste und glückliche Gelassenheit ihrer Seelen hinein rumpelte nun eines Abends um die Stunde, wo man in den drei Klöstern zur Vesper und zum Canticum Simeonis „Nun entlässest du deinen Diener, o Herr, im Frieden“ mit den hohen Kinderglocken läutet, rumpelte ein gesundes, großes, starkes Mädchen mit gewaltigen Wiegenstößen ins Gelaß. Rusa genas am letzten Mai von einer Angiolina, die gleich so große Alonzaugen aufschlug und mit so mächtigen schwarzen Blicken den Vater umfaßte, daß er für diesen einen süßen Augenblick sich zehnmal hätte den Kopf abschlagen lassen. Sogleich kam auch der Großvater und Gubernatore ans Bettlein und mit ihm das ganze schwarzberockte neugierige Kollegium. Nur Carlino di Fossa fehlte, wofür ihm die junge, keusche Mutter im stillen hundertmal dankte. Die würdige Gesellschaft umstand das Kind mit der doppelsinnigen Miene einer Hebamme und eines gestrengen Richters. Zug um Zug verglich sie das neue Wesen im Rissen mit dem daneben knienden Vater. Schwarze Augen hier, schwarze Auglein dort. Dickses Rabenhaar ... dichtes dunkles Härlein. Lange Nase ... langes Näschen; große dünne Flügelohren ... durchsichtige, für so ein frischgebackenes Menschlein reichlich. lange Flügelohrlein. Vor allem: dem Vater wuchs ein samtener Flaum wie Pelz tief in

den Nacken . . . sieh da, genau so dem Dirnlein. Fleisch von seinem Fleisch und Bein von seinem Bein, dieses Vaters verkleinertes und verfeinertes Bild, meilenweit sein Kind. So lautete die einhellige Erkenntnis. Also war Rusa mehr als nur Magd, war immer sein Weib gewesen, seine Mitschuldige, seine Mitgerichtete.

Nun denn in Gottes Namen zum Spruch!

Die zumeist alten Ratsherren kletterten mühsam in den alten Kossasaal empor, zwei Stockwerke über der kleinen Familie. Er hieß so, weil Carlinos Großvater als Gubernatore ihn hatte mit Holz füttern und mit so losen, ungerechten Stücklein der Weltgeschichte ausschneiteln lassen, daß man eher in einem Tempel des Unfugs als der Justitia zu weilen glaubte. Dagegen ließ er der Göttin Gerechtigkeit die Binde abnehmen, so daß sie sich nun selber überzeugen konnte, wie wenig Gutes oder Böses eigentlich in diesem tollen Erdhauselein nach ihrer Zucht und Wage gemessen werde. Der Stifter mochte diese Spöttereie allein auf sich nehmen. Daher hieß man diesen Raum Sala di Lassa. Im übrigen hatten weder die offenen Augen der Justitia, noch die Greuel an den Wänden die Mursier Signoria bisher abgehalten, selber auch das Recht nach ihrem Profit zu biegen und den Saal mit neuen leibhaftigen Stücklein der Willkür auszustatten.

Die Herren, noch voll vom Geschauten, setzten sich an den grünen Tisch, aber rückten die Stühle nahe zu-

sammen, vor Angst, das süße Engeldchen da unten könnte irgendwo hineinschlüpfen und ihre harte, brigonefeindliche Rechtsordnung zerstören. Und sie redeten furchtbar leise, als könnte so ein Wesen zuhören und mit himmlischer Stimme Einspruch erheben. Alle haßten sie gleichmäßig den jungen Grafen Alonz, dessen Geschlecht die Stadt so oft tyrannisiert hatte und mit dem fast jede vornehme Familie im Weichbild in widrigen Fehden stand. Da gab es keine Schonung. Er mußte sterben, noch heute, solange er nur ein Mägdlein zum Nachkommen hat. Keinen Schnauf länger. Sie wollten ihm nicht noch Frist für einen Nachgebuben gewähren. Sie hatten genug Brigone gehabt.

Aber die kleine freundliche Rufa! Das ist nun eine andere Sache. Sie hat nur die eine Schuld, daß sie Frau Brigone heißt, nein, auch wahrhaft ist. Alles andere lassen die Räte nicht gelten, was da an Mitwissen und Hehlerei und Helfershelferschaft vorzubringen wäre. Aber wenn sie sich selber als todeswürdig anklagt und sterben will, haben sie, die Herren, nirgends einen so starken Paragraphen, daß er sie gewalttätig retten könnte. Ja, wenn der Balg da unten nicht so mächtig Alonzen gliche, wenn man ihm einen andern Vater nachweisen könnte, dann würde kurzer Prozeß gemacht. Sie steckte man einstweilen in ein Besserungshaus und das Kind ins Waisenstift, und ihn köpfte man in aller Gemütsruhe. Aber nun ist das wirklich ihr Kind von Alon-

zen und er und sie gehören zusammen wie die rechte zur linken Hand. Sie könnte um Gnade flehen. Das wäre ein Ausweg. Dann würde man pro Forma untersuchen, wie wenig theil sie an der schwarzen Lebensführung des Gatten hatte, so wenig, daß man ein Statutum, das sie sonst töten müßte, so weit umbiegen könnte, daß es statt auf die Ziffer Tod auf eine schwächere Nummer, etwa auf dreijährige Haft und im bekannten geduldigen Weiterlauf der Gerechtigkeitsuhr bald sogar auf Freiheit zeigte. Aber, das will sie ja nicht, will sie einfach nicht.

Mit möglichst trockener Stimme versucht der Gubernatore, in diesem Augenblick tausendmal ärmer als seine Tochter, das Urtheil auf Enthauptung der beiden noch vor Zunachten zu formulieren. Da fällt ihm der junge Carlino übers Pult, der gerade jetzt, verspätet wie immer und von irgendeiner verübten Frechheit erhitzt, ins Kollegium stürzt, reißt das Amtspapier mitten auseinander, schleudert den Gänsekiel zu Boden und bittet die Räte voll Hefigkeit, sie möchten ihn in den Keller hinunterschicken, daß er Brigone und Rusa zurede und ihnen beiden eine letzte halbstündige Bedenkzeit anberaume.

Alle schwarzen Barette nickten, und der junge Mann ging denn auch schnurstracks unter merklichem Erröten seiner schönen blassen Farbe die Schneckenstiege hinunter. Vor dem Pörtlein warf er dem Fackelträger den gefältesten Mantel und die Ratsherrnmütze über den

Kopf und klopfte dann bescheidenlich in gewöhnlicher Laientracht. Brigone öffnete und hatte seine liebe Not, eine Schimpferei hintanzuhalten, weil man ihm gerade einen so verhassten Rivalen als Todesverkünder schickte. Aber Carlino trug nicht die Miene eines Triumphators, sondern vielmehr eines Mannes, der selbst vor einem Todesurteil zitterte, als er vor Rufa hinstand, sich ehrerbietig verneigte und dem Kind ein Kußhändchen gab, aber dann mit weicher Stimme Mann und Frau bat, um dieses Mädchens willen es doch an einem Leben genug sein zu lassen und für das andere, das mütterliche, die Gnade des Richters anzuflehen, der, wie er wisse, sie alsogleich und gerne geben werde.

Mit einer gewissen düstern Lustigkeit musterte Alonz den hübschen Junker, der so ein eitles Gerede führte, und dem doch eine versteckte Bosheit aus den Augen glomm. Rufa aber sah mit Stolz und Ernst auf ihn nieder, obwohl sie von der Matratze hoch zu ihm emporblicken mußte, und schüttelte ihr verbundenes Köpflein. Kein Wort schenkte sie ihm. Von dem Heldenwerk der Geburt noch ganz blaß, aber froh darauf und durch die Nähe der Ewigkeit wie von einem Heiligenschein umflossen, erschien sie dem Cavaliere schön wie eine Madonna. Er biß sich, um Mut zu kriegen, die langen, von Alonz im Lied so elend verspotteten Wolfszähne in die hängende Unterlippe und sagte schwächlich: „Hat denn dies Kind keine Mutter mehr notwendig?“

„Es hat schon eine.“

„Gja,“ sagte Carlino nun dreister, „so eine Nonne! Die kann Blumen spritzen und Spaliere ziehen und Schleier häkeln. Aber eine Waise durchs Leben bringen kann sie nicht.“

„Schweig, Carlino!“ bat Rufa.

„Eine Klosterfrau, die selbst als Kind von Vater und Mutter und Brüderchen floh, die keine Familie mehr hat als Gott und die Heiligen auf den Altären, was will sie dieses arme Häufchen Mensch nähren und stark machen und zu einem lieben großen Weib aufziehen, bedenket doch!“

War es das laute, erregte Schreien Carlinos oder merkte das Jüngferchen gar, daß von ihm die Rede sei, kurz, es fing in diesem Moment an im Arm Rufas hell- auf zu flennen und mit den Fingerchen unruhig zu tasten und zu tappen, als wollte es wieder ins Mutterleben zurück.

„Seht Ihr,“ bemerkte der geistvolle und schlagfertige Junker, „das Kindlein antwortet, weil Ihr schweigt!“

Rufa erbehte. Das hat sie nicht geglaubt, daß es so süß ist, Mutter zu sein. Wie duftig ist dieses Schleckmäulchen, wie warm sind seine Gliederchen, welch eine nie gehörte, mächtige Stimme hat es beim Weinen! O Christ, wie oft wird es noch so weinen in seine mutterlose Armut hinaus, und sie hört es nicht mehr und kann nicht kommen und es nicht geschweigen! Ach wohl, das

Leben bedeutet ihr nichts. Aber das Kind bedeutet ihr alles, alles. Sie möchte sterben mit dem Manne und möchte leben mit dem Kinde. Ihr schwindelt im Kopf. Sie küßt das weiche Stirnlein und sucht gleich darauf Alonzens große Manneshand. Was ist bitterer weggeben? Was ist süßer zu behalten?

Angiolina schlägt die Wimpern auf, um zu sehen, wer es so warm geküßt hat. Welche Augen! so groß, so schwarz, so flehend wie nur die lautere Angst sein kann! Die kleinen, goldenen Sterne irren hin und her. Sie bitten: Küsse mich noch einmal und immer wieder, damit ich weiß, daß du bei mir bleibst, Mütterchen! — Und wieder kriecht es wie ein Wurm an ihr empor und möchte Milch.

„O Madonna!“ seufzt Rufa.

Das ist das erstemal, daß Alonz Brigone sein tapferes Weib so seufzen hört. Mit diesem neuen Ton, mit dieser neuen, fast empörenden Gewalt! Ihn durchblitzt es wie eine Offenbarung. Alles wird hell. Ah, da ist die Mutter erwacht! Da steht Mutter gegen Gattin, da steht das Kind gegen den Vater.

Es tost ihm in den Ohren, als tanzten die Wildbäche vom Bettore um ihn, wie vor drei Jahren, um diese Maienzeit, in einer Gewitternacht voll donnernenden Schmelzwassern. Es dreht sich ihm alles im Kopf herum wie damals, wo das letzte Brücklein über dem schaumweißen Bett des Minoglio tief unten frachte. Soll

er's doch betreten? Braucht er's denn? Ist er nicht ein Mann? Ahi, mit beiden Fäusten riß er den Sparren los und stieß das Gebälke in den Strudel hinunter. Dann spuckte er in die Hände, spannte die Knie wie Bogensehnen und flog allein und ohne Brücke über den Tod unter den Füßen weit ins andere Ufer hinein. Aber das Jenseits, das nun vor ihm gähnt . . . „Kusa,“ entfuhr es ihm vorwurfsvoll, „willst du mir entfliehen? . . . Frau! Frau . . .!“

„Nein, Alonz. Ich will ja nur vom Kind fliehen. Von diesem Herzlein da weg. Das ist schwer. Das begreifst du doch! Herr des Himmels, am liebsten nähme ich es am Arm und sagte: komm mit mir und Vater, das ist das Beste! Wir springen zudritt hinüber. Du, kleiner Engel, kannst ja fliegen!“

Das Neugeborene wimmerte und winselte wirklich wie ein Hündchen, das nicht mit der Herrschaft reisen darf, sondern in den Hof gefettet ist und sie im Wagen weggrollen hört. Es war durch nichts zu beruhigen. Die Augen kniff es so schmerzhaft zusammen und rümpfte die Stirne so furchtbar bitter, als ob der Jammer aller armen Menschweislein seit Ismael in diesem einen winzigen Herzen wohne. Es war nicht zu ertragen.

Respektvoll stand Carlino zurück und wischte sich immer wieder die Augen sauber. An solche Szenen war das Herrlein nicht gewöhnt.

Indessen war Brigone auch mit diesem Sturm und

Brücklein fertig geworden. „Kusa,“ sagte er einfach und mild, „oft hat ich dich, im Leben zu bleiben. Du wolltest nie. Und mir war es nie ganz ernst dabei. Jetzt aber bitt’ ich dich im heiligsten Ernst als Vater unseres Kindes: komme nicht mit mir! Kuse die Gnade an! Lebe mit Angiolina und lehr’ es, groß und gut werden . . . so groß und gut, wie sein Vater vor dem Tode noch werden wollte . . .“

Das war der höchste und größte Augenblick in Alonz Brigones Leben. Seine Seele, die einst viel kleiner war, hatte sich in seinem Riesenleib zu gleicher Höhe und über den hohen Scheitel noch hinausgewachsen.

Und das war auch in ihrem Leben das Höchste und Größte, als Kusa antwortete: „Ich gehorche, Alonz, du Seliger, ich bleibe hier in Staub und Armseligkeit zurück.“ Denn in diesem Augenblick war Alonz so herrlich geworden, daß der Gedanke, ohne ihn zu leben und seine Ewigkeit nicht schon gleich mitgenießen zu können, sie jetzt mit unsäglichem Heimweh und mit Ekel vor dem lumpigen Hienieden erfüllte. Jetzt war es ein zehnmal schwereres Opfer für sie, zu leben als zu sterben.

Aber nein, aber nein, was geschah denn da? Kein Traum, der junge Cavaliere di Loffa kniete auf den Platten vor ihnen. Er breitete die Arme aus wie die Sünder vor dem Kirchenportal, und in sein wachsweißes Gesicht wuchs die Scham in zwei dunkeln Röslein empor.

„Bin ich denn in eine Kirche geraten? und seid ihr

Heilige?" schrie er mit der natürlichen rhetorischen Glut seiner Jugend. „Und da schlich ich herein und wollte um eine Heilige freien, ich, der ehrlose Mensch! Ich, Carlino, der dich liebt seit den Knabenspielen, obwohl du mich nie leiden mochtest; der dir an den Säumen hing, bis du zu Alonz flohest! Ich, der meine Sehnsucht an hundert Bechern und Lippen nicht ertränken konnte. Ich, Carlino, der vor euern Gittern hin- und herstrich und spielen und singen ließ und euch Tisch und Bett behaglicher richtete, nur um irgendwo mit meiner Sünde einschlüpfen und verderblich zwischen euch stehen zu können. Ich Elender, der noch eben die Richter beschwätzte, daß sie mich da hinuntersenden, damit ich Rufa dem Kind erhalte, in Wahrheit aber, daß ich dem herrlichen Brigone sein herrliches Weib raube. O ich Laster! Mich sollte man töten, nicht euch. Aber ich wußte ja nicht, daß es solche Menschen gibt wie du Alonz und solche Weiber wie du Rufa. Verachtet mich! Aber ich liebe euch beide doch, daß ihr's wisset, wie man die Engel liebt. Stoßt mich weg, aber gewähret mir nur eines: lasset mich euer Kind küssen! Nur einmal!"

Und er warf sich nieder vor das Bett und, ehe das Ehepaar ein Ja oder Nein wußte, hatte er das feine Geschöpf an seine Brust gehoben. „Das für den Vater!" er küßte das rechte Bäcklein, „das für die Mutter!" er küßte das linke, „und das für dich selber," er pflückte

jetzt vom Kindsmäulchen einen dritten und mächtigen Kuß, „für dich, Angiolina, das du doch auch gar nichts anderes als ein Engelschen sein kannst. So oft ich dich sehe, werde ich ein wenig besser. — Nun, Alonz Brigone, gib mir die Hand! In einer Stunde sollst du sterben. Ich gehe. Aber höre nur noch das: wenn dein Kind einmal etwas braucht, was die Mutter ihm nicht verschaffen kann, laß mich dann und niemand sonst helfen! Ich verdien' es nicht, du hast recht, aber sage nicht nein, sondern . . .“

Hier schlug das Kind, das er immer noch an sich schmiegte, unversehens die Armchen um seinen Hals und preßte sich fest daran im Gefühl, beim Vater oder bei der Mutter oder sicher bei etwas Wohlvertrautem zu sein. Diese Bewegung, so schlicht und gar nicht merkwürdig sie war, machte nicht bloß den Junker mitten in seiner stürmischen Beredsamkeit fassungslos stocken, sondern lenkte mit der Allmacht, die im Kinde liegt, die Sache an ein neues Ziel und schlug dabei wie ein Kaiserzepter alle Widerstände zu Boden. Brigone, auf den der Tod schon seinen feierlichen Schatten vorauswarf, behielt die Hand Carlinos in der Linken und faßte sein Weib mit der Rechten und fragte mit einer Stimme, die so gar keinen Klang mehr von Erde zu haben schien: „Rufa, sollte Carlino nicht Vormund sein?“

Sie nickte. Alles will sie Alonz versprechen, alles.

„Und,“ sagt er langsam und fest, „wenn das Kind

mehr braucht als einen Ohm, einen Vater, . . . sag' . . . könntest du ihm vertrauen? Ich tu es."

Sie nickte, in seine Brust vergraben, zum zweitenmal.

Als die Richter höchstiegen hinunterstiegen, um nachzuforschen, was denn wäre, daß keine Botschaft zurückkam, fielen ihnen fast die Augen vor Verblüffung aus, weil das Ehepaar mit Angiolina und Carlino sich wie eine einzige Familie eng zusammenschmiegte und ihre acht Hände so ineinander verknüpft hatten, daß man nur an den kleinen Pfoten das Kind und an den gewaltigen Praxen Alonzen herausfand.

Eine Stunde darauf begleitete Rufa den Gemahl zum Richtblock im Hofe. Sie bedang sich das aus, wenn anders sie begnadigt werden wolle. Ob auch die Richter widersprachen und der Medikus der Kindbetterin diese Tollheit, wie er es nannte, rundweg abschlug, schließlich mußte man sich ihrem ernsten: und ich will! doch fügen. Sie war ganz ruhig. Zuerst legte sie Alonzen ein Kissen unter die Knie, küßte ihn dann auf den Mund und sah ihm dabei so langsam und tief in die Augen, als ob sie mit ihrer Seele zu ihm hineinstiege. Hierauf betete sie mit ihm laut das Paternoster, empfing, als gälte es auch ihr, die letzte Absolution und zog ihm sanft den Kragen und die Schärpe vom Hals. Nun drückte sie ihm noch leise den stattlichen Kopf auf den Block. Dann kniete sie neben ihn und neigte ihr Haupt so tief wie seines. Als

es sogleich durch die Luft blizte und ins Holz schmetterte, sank sie mit Alonz auf der Erde zusammen, die Tote zum Toten. Ihn hatte das Beil, sie hatte die Liebe getötet. Mögen sie nun im ewigen Frieden ruhen!" schloß Thieco.

„Amen," sagte ich und zog, von der Kälte hier oben und mehr noch von der Geschichte erschauernd, die Kamelhaardecke enger um mich. Das Feuer war erloschen. Aber hoch am Himmel gingen mit wortlosen Gesichtern und strengen Flammenschriften die Sterne über unsern Köpfen dahin. Wie immer! Wie immer! Aber nie bis zu dieser Mitternacht hatte ich gewußt, daß die Weltgeschichte so viele stille und allwissende Zeugen hat. Sie kennen alle Brigones, alle Rufas, alle Carlinos, sie kennen die Sistos und Sestos, die Poz's dos, die Franz und Innozenze, sie kennen alles und wundern sich über nichts mehr, diese flügsten Augen der Welt.

★

Wortlos hatte sich Thieco entfernt. Ich hüllte mich tiefer in die Decke und sah dem Bergglimmen der letzten Kohlen zu. Dann legte ich mich auf den Rücken und las im goldgedruckten Buch weiter, das da oben Blatt um Blatt öffnete und immer reichere Bilder zeigte. Was kommt einem da nicht alles in den Sinn! Wie ein Kind wird man.

Ich dachte an meine ferne schweizerische Heimat.

Gott, wie weit lag sie weg! Wo war ich! Mitten in einem andern Land, im tiefsten Innern und hoch auf seinem wildfremden Gebirge. Eine andere Sprache und andere Menschen waren hier. Seit Wochen kein deutsches Wort. Aber wie schön war doch auch das! Wie viele Säle hat das Welthaus, von denen wir Mietleute immer nur ein paar anstoßende kennen!

O ihr Abruzzern insbesondere, was seid ihr für ein wunderbares Erdstück! Wie still und abgeschlossen ihr euch gebet, die reinsten Klausner! Und doch habt ihr Päpste und Könige beherbergt, habt die Reformatoren Italiens bis zu ihrem großen Werk genährt und gepflegt, habt den Romuald erzogen, der einem geschwägigen Jahrhundert wieder das Stillschweigen einschärft, den Johannes Gualbert, der ein prunkhaftes und gieriges Volk wieder lehrte bescheiden werden, habt den wunderbaren Franz in seiner Armut bestärkt und habt überhaupt alle Großen der Halbinsel, ehe sie ihre Heldenthaten leisteten, ein bißchen in die Schule genommen. Ihr seid nicht nur das leibliche Rückgrat Italiens, ihr seid auch sein geistiger Schirm durch die Jahrhunderte gewesen. Euer frisches und reines Gipfellüftchen hat immer wieder die schwere und verdorbene Atmosphäre der Tiefen säubern müssen.

Sieh da, schräg über mir das Siebengestirn! Das hätte ich nie und nimmer geglaubt, daß ich den lieben nordischen Freund hier auch noch träfe. Kaum habe ich

ihn gesehen, so muß ich an Schnee und Tannen und schweizerische Berghäuser denken, in deren sauberen Scheiben es glitzert. Das Heimweh erwacht. Ja, ja, ich bin hier doch nur Gast, nicht Eigentümer. Das Siebengestirn zeigt mir nordwärts den Weg zum Eigenen, zu den lieben Menschen dort hinter den Fenstern, die so ganz anders als die hiesigen sind. Nicht so schwarz im Haar, nicht so dunkel im Auge, nicht so sonor im Wort, nicht so aus Nacht und Mittag geschaffen wie hier. Nein, Menschen, die auch lustige graue und blaue Augen haben, deren Haar sich blond kraust oder rot aufwirbelt, deren Sprache nicht immer wie Orgel oder Cello, sondern auch wie Violine, wie ein munteres Trompetlein oder wie die süße Holunderpfeife klingt, Menschen, die laut lachen dürfen und vierschrötig und schwer in einen Lehnstuhl niederkrachen, ach, Menschen, die einmal lose den Kummer von der Lippe blasen und ein andermal ihn bis ins innerste Nestlein ihrer Seele bohren. Heimatliche Menschen, wie liebe ich euch! Noch nie so wie in dieser Stunde!

Ich dachte nach, wen von diesen liebbekannten Heimatmenschen ich vor allen andern hier haben möchte. Wer würde diese hohe Abruzzenmacht am besten verstehen? Wer würde am innigsten davon mit mir reden? Und dann von hier weg zum Norden fahren und doppelt schön das ferne Vaterländchen begucken? ... Ich ... ich ...! tönte es um mich herum. Wer bist du

denn? . . . Ich, deine Seele, bin da! Was brauchst du noch? Wer versteht dich so wie ich? . . . Und da nahm ich sie gleichsam in meine Arme, drückte sie an mein Herz, diese unruhige, wanderselige, schlecksüchtige und dann wieder so faulenzende und Armut und Hunger duldende Seele, und sagte zu ihr: Ja, du hast recht. Niemand soll zwischen uns stehen. Wir haben genug mit-
sammen zu plaudern und dann mit-
sammen zu schlafen.

Weihnachten
in den sibyllinischen Bergen

Als ich vor Jahren in der uralten, kleinen Stadt Norcia weilte, befiel mich gegen die letzten Wochen des Decembers ein seltsames, ich möchte gerne sagen urschweizerisches Weihnachtsfehlen. Es gab da recht hohe Berge mit kühnen Pässen, Nebel schwamm um die Gipfel, ab und zu hatte es über Nacht ziemlich weit hinunter geschneit, und die dünn bekleideten Kirchleute rieben sich die roten Hände auf der Piazza Sertorio warm und bewunderten ihren großen Mitbürger Sanct Benedikt, der in allen Zugwinden unerschütterlich auf dem Sockel steht und über Frost und Glut der Jahrhunderte erhaben ist. Man konnte sich unschwer auf den Dorfplatz von Altdorf oder Schwyz zwischen Samichlaus und Christkindtag denken.

Nur wenn dann die apenninische Mittagssonne den sibyllinischen Bergen die Wolkenmägen abreißt und wunderbarlich warm aufs Pflaster scheint, wenn die nächsten Abhänge dann aufgleißen vor Frische und oben der Schnee naß wird und von den Ruppen schmilzt, besonders aber, wenn man den alten und jungen Leuten von Norcia ins Gesicht schaut, in dieses niemals winterliche Antlitz, in diese Augen, die von Ofen, Kaffeesummen und weihnachtlichen Stubenheimlichkeiten keine Ahnung haben, die stets mit dem gleichen, fast nüchternen Sonnenglanz ins Jahr und Leben schauen: dann weiß man auf einmal, daß es hier das doch nicht gibt, was wir Winterpoesie und vor allem, was wir

Weihnachtszauber nennen, und so heimisch man sich bei ihnen fühlt und so gar nicht anders man sich die Norcizaner wünscht, ein richtiges nordalpines Herz vermißt hier um Weihnachten etwas, ohne es recht benamsen zu können. Es bekommt Heimweh nach Schnee, dicken Rappen und Strümpfen, Schlitten, schwerem Abendnebel, Eisblumen, krachenden Ofenscheiten und dem süßen Näherkommen des Christkinds mit Tannenbaum und Krippe, mit Muttergottes und Sankt Joseph und den lieben bethlehemitischen Tieren.

So erging es mir und ich sann und grübelte, wie ich meiner kleinen Schweizerseele die Weihnachtswoche nordischer und damit heimatlicher und herzlicher gestalten könnte. Mit einer Bergtour auf eine der grauen Sibyllen? Das hieße den Menschen entlaufen. Aber gerade Menschen brauchte ich zur Weihnachtsstimmung.

Da fiel mein Blick auf die Landkarte, eine alte, weit ausgespinnene, aber gewiß ungenaue Zeichnung des Bezirkes, die an meiner Zimmerwand hing und an der ich oft in müßigen Stunden mit dem Finger durch die Täler und über die Zinnen wanderte, die blaue Adria oder sonst etwas Blaues suchend. Eine dicke rote Schleife war besonders deutlich durch das Hochgebirge gemalt. Sie ringelte sich wie eine Schlange empor, lief dann bäuchlings übers Joch und schnörkelte sich auf der andern Seite zu den Ufern des Meeres hinunter. Wie wäre es, wenn ich diese Straße versuchte? Man rühmt

sie in allen Tönen, aber man kennt sie nicht. Menschen-
nester liegen genug daran, Wohnungen von Sennen
trifft man bis zur Paßhöhe, und mir wurde gesagt, daß
gerade zwischen Weihnachten und Dreikönigen das
Hirtenblut dort oben beweglicher werde und, wie einst
ihre Ahnen in Juda, auch die Schaf- und Ziegenhirten
im Gebirge hier nach etwas Wunderbarem ausgehen.
Sie ziehen ihre urweltlichen Pfeifen und Dudelsäcke her-
vor, machen ihre geflickten Gewänder durch neue rote
und blaue Flicker noch bunter und eilen zueinander ans
Feuer oder machen bandenweise Musik unter einem
alten Baume oder kommen ins Städtchen hinunter und
bringen harte, kleine Geißkäse und betteln dafür einen
besondern Festtagspreis. Also werde ich auf der ganzen
Reise von einem Feste umgeben sein. Frisch auf die
Sohlen!

Soll ich allein gehen? Das ist eine alte, nie fertig
gelöste Frage. Wie oft war es schön zu zweit, noch
schöner zu dritt! Aber doch auch gar oft hat das tapfere
Alleingehen und das Rechnen auf den Zufall, der un-
erschöpflich für Gesellschaft sorgt, und war es auch oft
nur für eine nachtrippelnde Ziege oder eine Grille oder
eine Bergschwalbe, mir die besten Wegfreuden verschafft.
Und es liegt in meiner Weihnachtsstimmung, daß ich
zwar Menschen rechts und links sehen muß, aber so zu
tiefst ins Stüblein meiner Seele niemand als das Weih-
nachtskind möchte eintreten lassen. So stopfte ich denn

See, Zucker, hartes Maibrot, den Kochapparat und zwei kleine, gemüthvolle Bücher in den Rucksack, hing die Feldflasche um, zeichnete mir rasch eine rohe Skizze des Reisegebietes von der Wandkarte ab und zog dann, von neugierigen und halbspöttischen Augen duzendweis verfolgt, meine liebe Straße südwärts.

Ich will keinen Klubbericht schreiben. Ich werde also weiter keine Geographie schildern, wie es zuerst gen Mittag, dann in mächtigen Schleifen östlich bergauf geht, die sibyllischen Häupter zur Seite, an welchen Weilern man vorbeikommt, wie viele Kilometer man bis zur Paßhöhe zählt, wie das Panorama sich wandelt und weitet und welche Abkürzungen und Unterkünfte da dienlich sind. Ich will nur meine Erlebnisse auf dieser weihnächtlichen Bergstraße berichten und die Schneehäupter und die beiden Meere werden sich schon von selbst zu Gäste loben und, wo es ihnen behagt, mit ihren silberblauen Augen in meine Kapitel hineingucken. Nicht die Natur, der Mensch, der vielfältige, liebe, wunderliche, bittersüße und doch alles in allem so unschätzbare Mensch wurde auch diesmal wie noch immer die Hauptsache.

Als ich bei blasser Winter Sonne über den Platz marschierte, sagte ich ein fröhliches Lebewohl den Geistern, die ihn beherrschen, dem Heiden Sertorius und dem heiligen Benediktus. Zwei Personen, ein junger Mann und ein Mädchen, gingen mir mit Stecken und Rücken-

forb in jenem apenninischen Schritt voraus, der leicht und doch so stramm und entschlossen ist, wie es sich eben für die Mitbürger eines Sertorius und Benedictus geziemt. Jener war ein großer, eigensinniger Feldherr, den weder Feind, noch Strapaze, nur der Dolch des Meuchlers endlich hinterrücks besiegen konnte. Auch das Genie hat keine Augen im Rücken — und möchte keine haben. — Benedict aber, der andere Sohn dieser Stadt, hat im Getümmel der Völkerwanderung so viel Gold zu Staub und so viel Staub zu Gold werden sehen, daß ihn ein gigantischer Ekel vor der Materie erfaßte, er allem entsagte, zu Gott in die Einsamkeit floh und hier in der Wildnis eine neue Kultur erfand, jenen Orden, der unsere nordischen Länder urbar und gesittet machte, so weit nämlich die Erde sich urbar und der Mensch sich gesittet machen läßt. Wer von beiden war wohl gelehriger? Ich werde rot und philosophiere lieber nicht weiter. — Aber die Norcianer, das ist wahr, haben einen guten Schritt. Sie vermögen durch die ganze Welt zu laufen, ich habe meine saure Mühe, auch nur jenem Paar vor mir nahe zu bleiben. Und doch sieht das Mädchen überaus zierlich und leichtgebaut aus und hängt ihnen die Gerla schwer über die Achseln den Rücken hinunter.

Aber die Norcianer haben auch gute Nerven. Vorgestern machte ein Erdbeben die Stadt wie eine Wage auf und ab schwanken. Mir fiel die Kerze vom Nachts-

tischchen. Aber schon gestern saß wieder alles plaudernd und Zigaretten rauchend unter den Türen und krämerte und faulenzte sich durch den Tag, als ob sie Himmel und Erde und ihr Schicksal festgenagelt hätten, nicht bloß so ein jämmerliches Wachskerzlein. Und gegen einen Sulla und einen Pompeius und Verräter rechts und Verräter links braucht es gute Nerven, um immer noch wie der alte Sertorius breit lachen, gut essen und mit den Soldaten Ballspiele zur Entfettung machen zu können.

Unter solchen Betrachtungen hatte ich plötzlich mein Vortrümplein aus den Augen verloren. Ach so, es war in einen Seitenpfad geschwenkt. „Ist das eine lohnende Abkürzung?“ rief ich frischweg. Sie nickten und warteten freundlich. Nach kurzem Woher und Wohin wußte ich gleich, daß auch diese Zwei fast bis zur Paßhöhe zogen. Dort sollten sie die Eltern des jungen Mannes ablösen. Von Maria's Geburt bis Weihnachten bleiben die Alten oben beim Vieh. Dann bis Ostern hirtet die junge Sippe dort. Die übrige Zeit wechseln sie ab, wie es etwa paßt. Der junge Ignazio Togliozzi hier betreibt in Norcia noch eine Seilerei mit seinem Bruder Stefano.

Er war ein schwächtiger Bursche mit aufrechtem rötlichem Haar, einem steifen rötlichen Schnurrbart, einer gequetschten Nase und kleinen grauen Mäuseaugen. Er rauchte gemächlich an einer Virginia und zeigte mit seinen zwei- oder dreiundzwanzig Jahren ein geradezu

häßliches und schon halbvertrocknetes Gesicht. Aber sobald wir miteinander ins Gespräch kamen, obwohl er sich immer kurz und wortarm äußerte, blühten in diesem ausgedörrten Antlitz die zwei eingesunkenen Auglein genau so lenzhaft auf, wie hier ringsum im Ried eine Art gelber Schwertlilien aufflamment und alle Leblosigkeit vergessen machten. Das magere Gesicht sagte mit jedem gespannten Knochen und jeder lederigen Falte: das Leben ist wohl hart, das Tagwerk gefühllos, man muß sein wie ein Stein, um auszuhalten . . . Aber die frischen, feuchten Augen fügten sogleich bei: jedoch gibt es etwas, was stärker ist als jede Steinhärte und Lebenshärte: die Liebe und die Milde. Und wie er nun ab und zu seiner Genossin das verschobene Geräte auf dem Rücken ordnete und sie unauffällig an den besseren Stellen des Hgelweges gehen ließ und mit einer merkwürdig tiefen, weichen Stimme und einer gewissen süßen Schonung im Ton ihr mehrmals wiederholte: „Langsamer, Hübsche, so wirst du bald müde,“ — und wie er lächelnd zur immer näheren Riesenflanke des Hochgebirges wies: „Lache nur, meine Gemse, es kommt bald steil genug, auch für dich, Ltizia,“ — da umgab ihn ein solcher Duft und Glanz von Vornehmheit, Zartheit und herzlicher Rücksicht, daß ich die spizigen Backenknochen, den langen, roten Hals, die graue Quetschnase und das borstige rote Haar gar nicht mehr sah, sondern von dieser innigen Baßstimme und diesen ergreifenden Augen

ganz benommen, nicht anders als möglichst nahe bei ihm zu gehen suchte und — man lache nur — jedesmal eine abergläubische Freude spürte, wenn ich meinen bleichen Schatten auf dem Sträßchen in den seinigen werfen konnte, der viel schärfer und klarer dahinfuhr.

Aber da störte mich gar bald sein Frauchen. Es zählte gewiß noch nicht zwanzig Jahre, schien jedoch weit mehr als Ignazio nach außen gekehrt, weltfroh und lebensmutig zu sein. Viel flinker als der steife Gemahl hatte sie mich in einen Klatzch verwickelt. Sie war klein und beweglich wie ein Schulmädchen der mittleren Bänke, hüpfte immer einige Schritte voraus, wenn sie sprach, und fuhr sich aufgeregt ins geblähte blonde Haar. Im apfelfunden Gesicht schwammen ihre Augen wie zwei bläulich glitzernde Seelein, ohne Tiefe und Traurigkeit, voll Lichter und Mückentanz. Es war nicht leicht zu begreifen, wie dieses Gesicht mit den saftigen, lustigen Lippen und der fecken Kindernase, dieser duftige Apfel mit der Holzbirne dort sich zusammenkuppeln und verwachsen konnte an einen, wie ich sogleich fühlte, so starken und gesunden Zweig. Doch ja, seine Augen, seine Stimme, seine Güte! Mir ahnte, ich stehe vor einer rührenden Menschengeschichte, sowie ich diese beiden Gesichter mitsammen verglich.

Wir kamen an San Pellegrino vorbei, wo aus den Häusern bäuerliches Volk unser Paar besonders freundlich grüßte. Aber aus dem breitesten Hause mit einem

großen Doppeltor traten zwei alte, zum Verwechseln ähnliche Frauen hervor und umarmten und überküßten Lätizia trotz ihres Sträubens mit einer auffallenden Heftigkeit, beinahe Wildheit. Man hörte nur wenige, abgebrochene Worte. Ignazio stand geduldig abseits und schien die Hühner im Sträßchen zu zählen. Die Greisinnen warfen noch einen scheuen Blick über die Gasse und flohen dann wie Gestalten der Nacht in den dunklen Gang zurück. —

Als die Türe zufiel und der Riegel von innen vorgeschoben war, fuhr ich mir über die Stirne, als müßte ich einen Traum wegwischen, so sonderbar und rasch war das gekommen und verschwunden.

Bevor es nun steil in die Hänge hinauf ging, machten wir bei einem Steinkloß einen kleinen Halt. Meine Gespanen stellten ihre Rückenlasten ab. Das tue jeder hier. Während Lätizia mir erzählte, sie sei in San Pellegrino geboren und jene Matronen seien ihre Großmutter und Großtante gewesen, und indem sie auf mein Lächeln über die stürmische Liebkosung auf offener Straße sogleich ein troziges Gesicht schnitt und gestand, ja wohl, man habe sie geküßt, ob ich gesehen habe, wie vielmal und sogar unters Kinn, aber sie gebe keinen Soldo dafür: ordnete ihr Gatte die zwei Bürden und, da er mich zuschauen sah, zwinkerte er pfiffig mit den Augen und legte den Finger auf den Mund. Nun erst bemerkte ich, was für eine feine Hand er besaß, aber

was für ein noch viel feineres Herz. — Denn sachte, sachte nahm er einen Hammer, zwei Gewichtsteine und ein Beil aus der Gerla seiner Frau und versorgte alles ohne Geräusch unter der Decke seines eigenen Korbes.

Ich erwiderte Lätizia, das sei aber gar nicht brav, gegen großmütterliche Küsse so unempfindlich zu tun. „Wißt Ihr,“ entgegnete sie hurtig, „was ich vor zwei Jahren an der Hochzeit geschworen habe? Bevor ihr nicht meinen Nazio küßt, auf beide Backen und zuletzt mitten auf den Mund, bevor ihr das nicht herzhaft tut, während ich zuschaue und klatsche, so lange ist mir euer Mund wie Salz und ich puge mich davon ab wie von — wie von Ruß. Ich küsse dafür meinen Nazio, da hab’ ich genug. Aber sie, die Alten, was haben sie noch? Dürfen sie noch warten? — Können sie nicht schon morgen zusammenfallen und sind Staub? — Hätten sie doch einmal meinen lieben Mann geküßt.“

Ignazio hustete verlegen. Sein Weiblein plauderte ihm da zu lose vom Schnabel. Er hatte das nicht gern. — „Su! Su!“ sagte er. „Gehen wir!“

Der vom Regen ausgewaschene Pfad lief nun so steil bergan, daß wir nicht mehr schwagen mochten. Ignazio freilich zündete die erstickte Zigarre wieder an und rauchte langsam weiter. Der Wetterskerl, welche Lungen mußte der haben!

Wir stapften hintereinander, und ich hatte Zeit, das

immer mächtigere Bild ringsum zu betrachten. Die jetzt so bleiche und schläfrige Ebene von Norcia, einst ein schöner See zwischen den Bergen, lag schon tief unter uns. Rechts und links wuchsen die Ketten gewaltig in die Höhe. Stückweise kletterte Waldung mit, dann kam Gebüsch, dürres und grünes miteinander, und, wo etwa ein neuzeitlicher Bergler nach den Rezepten seiner vier Semester Scuola Agricola wirtschaftete, zwischenhinein das Wunder einer kleinen Wiese mit einem eingeschalteten Gewässerchen. Allein zwischen den Ränften zeigte sich bald der nackte, unbarmherzige Stein und versuchte schon kleine Klüfte und Wüsteneien zu formen, ward aber eine gute Weile immer wieder durch wildes Gras und Zwerggehölz überwunden. Sehnsüchtig blickte ich nach jeder Krümmung des Weges gegen Süden. Wann, wann wird die gewaltige Gruppe des Gran Sasso d'Italia erscheinen, wann das erste Aufblitzen eines Meeres? O einstweilen gibt es nichts, als rechts unten eine Schlucht und links, fast am Ellbogen, die ungeheure Brust des Berges, an dem wir seitlings emporklettern, immer breiter, immer höher, immer härter, die uralte Brust der letzten der Sibyllen, die ihre Kinder nicht mehr mit Milch säugt, auch keine Drakel mehr spendet, sondern wie eine Greisin, die lange gelehrt und lange gewarnt hat, endlich über die Nutzlosigkeit ihrer Aufgabe eingeschlafen ist und die Länder und Menschen zu Füßen ihrer Dummheit überläßt.

Ja, ja, überlegte ich, wir steigen die Berge hinauf, die Berge hinunter und haben nichts von ihnen gelernt, nicht einen Löffel voll Ernst, Gelassenheit und Schweigenkönnen. Gleich stürzen wir uns wieder in das nichtige Tausenderlei des Alltags hinein, wir unverbesserlichen Berg-, aber nicht Höhensteiger! Sei still, flüsterte dann aber etwas in mir, und spize scharf das Ohr deiner Seele. Diesmal vielleichtkehrst du ein wenig besser vom Berge heim.

Die Sonne ging nach und nach spurlos verloren, der Himmel war unmerklich von einem trüben Blau in ein gleichmäßiges, mildes, gemüthliches Grau übergegangen. Mir war, als würde die Welt dadurch enger, gleichsam stubenhafter und als gehörten wir drei Wanderer nun noch viel näher zusammen. Auch die junge Frau spürte das. Sie drehte sich oft nach mir um und nickte mit ihrer niedrigen Stirne und den darunter schwimmenden Augen fröhlich zu. Es litt sie nicht zu schweigen. Bald begann sie mit ihrem Nazio zu reden, der kaum antwortete, dann sprach sie mit sich selber und es klang, als plaudere ein Göfchen mit seiner Puppe. Zuletzt, als der Saumweg ein bißchen bequemer in die Schräge lief, ließ sie mich näher kommen und fragte, ob ich ein Prussiano sei. „Nein, ein Schweizer,“ erklärte ich. — „Aber dabei doch ein Prussiano!“ hielt sie fest. — „So wenig als Ihr!“ — „He, he, Ihr redet doch die *Lingua prussiana*.“ Sie ließ

sich erst belehren, als ich ihr dartat, daß der Preuße mit dem Rücken hoch oben am kalten Meer, der Schweizer mit den Knien schon unten am warmen Ofen Italiens sitze, daß jener im flachen Sand, dieser in den Bergen wie der Norcianer stecke, jener unter großen Herren, dieser frei als Gleicher unter Gleichen stehe *). „Aber,“ zögerte sie noch, und zwei weiße, eigensinnige Höckerchen schwellen in der Stirne auf, „aber, ich weiß doch nicht, es . .“ „Nun,“ rief ich schlecht und recht, „der Schweizer geht mit Kühen, der Preuße mit Kanonen und Pickelhauben, der Schweizer ißt Käse, der Preuße ißt Pulverbohnen, der Schweizer raucht die Tabakspfeife, der Preuße — —“ „Capisco, capisco,“ lachte die Muntere, und die Buckel, die ihr so gut anstanden, verschwanden spurlos.

„Siete un Svizzero prussiano, non un Prussiano prussiano.“

Lätizia konnte nicht stumm bleiben. Wie eine Brunnenröhre rauschte es aus ihrem vollen Munde. Warum ich so lange in Norcia sei, ob mir San Benedetto auch gefalle — und was ich von seiner Schwester Santa Scolastica sage? Sie kenne vierzehn Bilder von ihr, zwei in der alten Kathedrale, drei — sie zählte an den Fingern — im Municipio, eines in den Arkaden der Prefettura, dann das schiefgehängte in San Benedetto, weiter das mit der roten Wolke in — —

*) Die Episode fällt ins Jahr 1896.

„Wir glauben es schon, Lätizia,“ bat Ignazio und blies ihr spaßend ein Virginiamölklein ins Gesicht. —

„... In der Loggia des Giuseppe Pedrini“ — schloß sie. Nun gut, vierzehn! Und welche ich wohl glaube, daß ihr am meisten gefalle? Keine! Sie schnitt mit den flachen Händen durch die Luft. Gar keine! Überall mache die Nonne ein saures Gesicht.

„Ist die Erde denn so sauer? Du, Nazio, sag einmal, ist sie trotz allen Großmüttern so sauer?“ — Schelmisch stupfte sie ihn mit dem gebogenen Zeigefinger ins Genick. — Er schüttelte zufrieden den Kopf. — — „Nein, nicht einmal hier,“ eiferte sie, „wo man bei jedem Schritt schwigt und über die Steine stolpert. — Und ist etwa der Himmel sauer? Ich danke schön. — Warum also ein saures Gesicht? Die Heiligen müssen lachen. Und darum gefällt mir die Geschichte von der Santa Risolina di —“

„Lätizia!“ rief Ignazio leise.

„Erzählt mir das!“ bat ich neugierig. „Ich bin ver= fessen auf solche Legenden.“

„Die Santa Risolina di Castelletto,“ beharrte die Frau.

„O du mit deiner Santa Risoldina!“ wandte Ignazio ein. „Es ist doch fast eine zu grobe Geschichte.“

„Gar nicht, Ignazio, gar nicht! Aber ich will warten, bis wir zur Cappelletta kommen. Dort rasten wir.“ Sie hüpfte dem Gemahl. voraus eine furchtbar steile Rampe empor. „Wie leicht dünkt mich heute die Gerla,“ jubelte

sie zu uns herunter. „Ich könnte dir noch die Hälfte abnehmen, Nazio. Bei der Cappelletta tu' ich's auf Ehre, ob du willst oder nicht —“

Ich war entzückt und zitterte, dieses unglaubliche Idyll, an dem mir ganz allein die greuliche Virginia nicht behagte, sei eine Vision und zerplage, sobald ich mir die Stirne reibe und nüchtern werde. Denn so köstliche Gesellschaft ich oft unterwegs gefunden habe, gar bald blickten doch allerhand Menschlichkeiten durch, die meinigen, die deinigens, die seinigen, vielleicht bei einem Schluck Wasser, einem Brocken Zucker, einer Schnitte Brot, die man teilte, vielleicht bei einem Stück Mensch, über den man als gemeinsamen Bekannten plauderte. — Aber hier hatte ich bis jetzt nichts als Güte und Frohmuth entdeckt, so daß mir warm davon wurde bis in die Zehen. Sicher, Weihnachten warf seine goldensten Kerzen auf diese zwei Menschenscheitel.

Nach einer heillosen Strapaze — ich glaube, wir machten die Abkürzung einer Abkürzung — langten wir mit heißen Schläfen auf einem Absatz an, wo ein Bildstöcklein mitten in Brombeerstauden stand. Der Ausblick war offen. Aus dem Gelände grüßte der wasserarme Corno mit dunkeln Augen herauf. In der mittäglichen duftigen Dämmerung begannen sich die kolossalen Glieder des Gran Sasso gen Himmel zu recken.

„Da sitzen wir ein Paternoster lang,“ befahl Patizia, den Korb abstellend, zog eine Kerze aus der Tasche, zün-

dete sie an und holte aus einer Felsritze das rostige Schlüsselfelchen hervor, womit man das Gitter vor der Nische aufschloß. Nun steckte sie das Licht in einen durchbohrten Stein, so daß ich hinten im Dunkel eine verblichene Holztafel sah, worauf fast nichts mehr als zwei runde Augen mit lachendgelben Sternen zu erkennen waren. Man bemerkte sogleich, daß diese zwei Augen als das Wichtigste öfter frisch mit Zitronenfarbe erneuert worden waren, während man die übrige Figur seit Jahrzehnten als Nebensache hatte verwittern lassen. Doch halt, was ist das? Unten, wo die Füße der goldäugigen Lacherin vermutet wurden, glänzten noch zwei Augen aus dem Dunkel heraus. Aber das waren Augen rot wie Blut mit einem schwarzen, verzweifelden Fleck in der Mitte. Der Teufel ohne Zweifel.

„Also das ist so,“ sprudelte Lätizia übervollen Mundes und preßte mich am Arm — „die Santa Risola —“

„Die Beata Maria di Castelletto, ich bitt' dich,“ corrigierte Ignazio milde, die Hände über dem Korbdeckel faltend und voll Ergebenheit, nun wohl lange zuhören zu müssen.

„Aber Nazio, wir sagen hier doch immer die heilige Risola —“

„Du, du, sonst niemand.“

„Hört ihn nicht, er macht mir alles schwer, der Signor Preciso et Esatto,“ klagte das Weiblein ungeduldig. —

„Das Fräulein Risola lachte nun einmal gern. Und es

verstand das Lachen wie niemand. — Man wußte nicht, läuten die Glocken zu Rom oder fängt die Sonne zu singen an. Alle hörten es gern und wurden besser dabei; nur die Duckmäuser nicht,“ spottete sie zu Nazio hinüber mit einem Blick, der sagte: Da hast du's, aber du bist doch feiner! — „Doch da geschah — es ist schon vierzehnhundert Jahre seitdem — etwas Unerhörtes. Die Engel im Himmel wurden neidisch, weil sie, auch wenn sie noch so sehr den Hals reckten, absolut nicht so glashell lachen konnten wie das Fräulein unten in Castelletto —. Gebet acht, Signore, ich erzähle es, wie es mir selbst siebenmal erzählt worden ist und wie ich es sogar einmal im Theater dort unten deklamieren mußte — verkleidet —,“ sie stockte und errötete lieblich.

„Und mit einem Heiligenschein aus Goldpapier um den Zopf und immer lachend,“ half der Mann nach, „aber wirklich, das hast du damals gut gespielt.“

„Sie haben alle geklatscht. — Und so erzähl' ich's jetzt auswendig,“ entschuldigte sich Lätizia, als möchte ich denken, daß sie zu hübsch und vornehm für ihren bauerlichen Mund spreche. Aber was konnte für diesen Mund zu hübsch und vornehm sein?

Mich stach es, ich müsse etwas Gutes sagen, und da widerfuhr mir wie so oft, daß es der ungeschickteste Einfall für den feinen Augenblick war. Ich griff zur Feldflasche mit Tee und fragte: „Wollen wir nicht dazu etwas essen und trinken? Bei dieser Aussicht und bei so einem

Geschichtlein!“ — Aber die letzten Worte erstarben mir. „Grazie,“ sagte der Mann höflich, „wir haben in Norcia gefrühstückt.“ — Lätizia aber tat, als ob sie nichts gehört hätte, und fuhr eifrig fort:

„Und so bildeten die Engel eine Verschwörung gegen die Santa von Castelletto. Sie warteten bis Weihnachten, wo das Jesuskind ein armes Windelzeug anziehen, einen magern Esel besteigen und in die kalte Welt hinunter muß. So, sagten sie, so, allerheiligster König, also du willst wieder gehen und frieren und weinen im Stroh und willst dich wieder von Herodes plagen lassen und wieder schwitzen und predigen und zuletzt lange Nägel durch Hände und Füße bekommen — inwährend diese Maria di Castelletto lachen und immer lachen darf. Herrgöttlein, was sollen die andern Menschen denken? Das ist doch kein Paradies da unten! S' ist eitel Hochmut, so zu lachen. Wie wird sich der Schwarze freuen. Hast du nicht selber gepredigt, wer Tränen säe, werde Freuden ernten? Und wer Lachen säet, wie das?“

„Lätizia,“ mahnte Ignazio milde und hörte doch mit seinen wundervoll strahlenden Augen wie verzaubert zu, „so — so unanständig können doch die Engel —“

„St! st! Bist du frommer als die Legende, he? — Und sie gaben nicht nach, diese schlimmen Vögel des Himmels und pfiffen und schüttelten den Schopf und schlugen die Flügel zusammen und wieder weit auf, bis das Christkind fragte: „Was soll ich denn tun? Ihr könnt ein sol-

ches Fachen so wenig verbieten, als der Sonne zu leuchten, und dem Wasser zu fließen.“

„Machen wir es so,“ rieten die Gefiederten. „Du gehst, o heiliger Herr, zuerst in Norcia herum zu allen andern Leuten, ehe du zum Fräulein nach Castelletto hinaus eilst. Inzwischen suchen unser drei oder vier das Jüngferchen heim und probieren, ob wir diese heillose Märrin nicht doch noch ernst machen können, so wie es sich geziemt, wenn der Heiland es besucht. Erlaube uns, daß wir auch, wenn alles nichts nützt, noch den schwarzen Hund mitnehmen —“

„Den schwarzen —? ah ja, ich verstehe,“ entfuhr mir.

„Den Teufel — wenn er recht grob bellt und knurrt — wer weiß, sie ist doch immerhin ein Geschöpf mit Rock und Höschen, — denkt Euch,“ schmollte die Erzählerin, „als ob die Hosen mutig machen, die Ho—s—en,“ dehnte sie schelmisch zum Gatten hinüber das Wort. „Übrigens, wenn Ihr bei uns bleibt, Signor Svizzero, morgen trage ich auch Hosen —“

Ignazio schüttelte lächelnd seinen roten Strudelkopf zu mir: „Da ist nichts zu machen!“

„Kurz und gut, das Santissimo Bambino, schlauer als die schlauesten Cherubime, sagte zu allem Ja und Amen. Und um Natale herum spazierten sie hinunter und vor dem Städtlein am Flusse trennten sie sich. Und die vier Engel wuschen sich noch im Corno das Gesicht und die Hände

und Füße, um ja recht rein und frostig vor das heiße Jüngferchen zu treten."

"Das vom Fußebaden hast du sonst nie erzählt," gab Nazio hinzu, „ich glaube, du fabelst uns allerlei hinein.“ Man merkte dem süßen Basse nicht an, tadelte oder lobte er mehr.

„Auf Ehr und Seligkeit, nicht eine Silbe,“ schwor Rätizia feierlich. „Und als sie sich dem Schloßchen näherten, wo die Signorina Marietta mit ihren Mägden und Knechten hauste, da hörten die Engel schon von weitem aus allen Fenstern und Türen dieses melodische Lachen. Und der jüngste von den vier Engeln, der zu seinen irdischen Lebzeiten nicht ungern die Polka oder Mazurka getanzt hatte, verlor den Mut, machte ein Kreuz und schnappte davon. Ihr lacht, Signore! Aber exakt so steht es im Legendenbuch.“

„Die Santa hat mich schon angesteckt, seht . . . aber, auf Ehre, ich glaube Euch jedes Wort!“

„Will's hoffen . . . wo war ich . . . ach ja, weit hinten trottete der schwarze Hund, wisset, so eine Bulldogge mit einem Maul wie eine Türe und einer Nase wie ein Schornstein und wunderte sich, als der Engel an ihm vorbeislog, ihm eins übers Ohr hieb und gebot: „So spüte dich doch, du Luder und Laster, es geht um deine Ehre; oder wir stoßen dir Schwanz und Schnauze, daß kein Kind dich mehr respektiert.“

Die andern drei kamen ans Tor. Sie sahen den Gang

und Hof voll von glücklichen Gesichtern und Lichtern und Liedern und zuhinterst, wo es am hellsten und lautesten zuging, kniete Marietta und machte kleine erschrockene Kinder, die an ihr hingen, lachen, indem sie ihre Backen streichelte, ihnen Sterne ins Haar und Zimmetplätzchen zwischen die Zähne steckte, ihnen alte Melodien dreimal zu schnell vorsang, sie über den Kopf schwang und im Kreisel drehte und hin und her die Jungen zu den Alten und die Alten zu den Jungen mit allen Armen voll Geschenken schickte, so daß ein wahrer Markt von Fröhlichkeit und hundertstimmigem Gelächter im Schlosse war. Die Kleinen lachten wie silberne Pfeifchen an den Enden des Orgelbaues; aber die große, braunstirnige Marietta mit dem unruhigen Haar und den ewigen Zappelfüßen, die lachte wie die große mittlere Pfeife, tief und süß und alles regierend, so daß Wände und Säulen und Portale und das gesamte Haus mitlachte, eigentlich mittanzte.

Da schauderte es auch den zweitjüngsten Engel, der einst Musikdirektor in Perugia gewesen, sich längst gegen alle Hopser der Welt gefeit glaubte, schauderte ihn den ganzen Rückenflaum hinauf. Er nieste und sagte: „Kameraden und Heiligkeiten, erlaubet, ich habe mein Nasentuch vergessen —“ und schwang sich schnöde davon. Aber dem Trottelhund da hinten schlug er in seinem Verdruß rechts und links über die Schnauze und drohte: „Mach’ deine Sache gut, sonst setzen wir dich morgen schon ab und du bist die längste Zeit Teufel gewesen.“

Dem Untier war nicht recht geheuer. Es legte sich faul und unwirsch vor die Schwelle. Auch die beiden übrig und tapfer gebliebenen Engel wagten sich nun nicht mehr im klaren, offenen Himmelskostüm in den ausgelassenen Trubel hinein. Sie verwandelten ihr schneeweißes Gefieder in ein Bettelkleid, das dunkel und elend wie zerzauste Krähenfedern um ihre Leiber zottelte. Dann warfen sie noch einen griesgrämigen Schleier über; denn ihre schönen Gesichter auch noch wußt zu machen, dazu haben die Engel keine Macht. So trat die Masquerade ins Castelletto, ging streng durch alles Lachen hindurch und bettelte Marietta mit ausgestreckten Händen und mit heisern Stimmen an: „Gib auch uns, du Überlustige, ein Almosen!“

Das Fräulein sah die sonderbaren Gäste fest an und ließ vor Lachen alle fünfzig Zähne —“

„Lätizia, zweiunddreißig, und das im besten Falle.“

„So stör' mich doch nicht immer! . . . ließ alle ihre weißen Zähne aufspringen. Geh' doch, Nazio, Langweiliger, und zähle nach in San Vittore! Dort nämlich ruht ihr Gebein in schönen Seiden unter Glas. Das Haupt ist noch ganz und alle, ich sag' Euch, Signor Svizzero, alle Zähne stecken noch drin . . . Das war noch eine Gesunde! Da sage mir einer, das Lachen sei nicht gesund!“

„Schon gut, Lätizia, . . . lache nur immer,“ half Ignazio.

„Da nehmt', bat Santa Marietta und reichte jeder Frau ein aus Honigmehl gebackenes Christkind, wie Ihr solche jetzt in allen Bäckereien bei uns seht. Aber die Fremdlinge widersprachen ernst. Das schicke sich nicht wohl und sei auch zu süß für arme Sünder . . . D, nichts kann zu süß sein zum heitern Geben und heitern Nehmen, ganz sonderlich heut' abend, wo der reiche heilige Christ kommt,' versicherte Santa Risola. „Dann nehmt wenigstens so einen Fuchspelz, Ihr friert ja! . . . oder ein Paar hirschlederne Sandalen, um weicher auf Euren Straßen zu gehen. — Vielleicht aber sackt Ihr lieber einige Münzen ein, um Euch zu kaufen, was Euch heimlich am liebsten ist. Greifet zu, nehmt!' . . . Und jedesmal, wenn sie etwas Schmachhaftes und Würdiges bot, lachte sie so herzlich, daß ihr die fünfz . . . wie viele schon Ignazio?"

„Zweiunddreißig, liebe Plaudertasche, und nur im . . ."

„Die zweiunddreißig Zähne klingelten, und jedesmal musizierte der Saal mit, aber auch jedesmal wiesen die Frauen die Gabe zurück, indem sie behaupteten, es wäre sträflich, sich mit solchen Eitelkeiten zu beladen; sie wollen andere Geschenke. Und in das Konzert husteten ihre Stimmen wie zwei mistönige, rostige Basspfeifen, wisset, die fast keine Luft mehr haben.

„Was kann ich denn geben?' fragte das Mägdlein neugierig.

„Euer Lachen,“ plakten da die vermummten Engel heraus.

„Gebet uns Euer Lachen!“

„Mein Lachen?“ fragte das Fräulein unglaublich. „Ihr seid Spaßvögel, das merk’ ich!“ Und sie jubelte einen Triller in die Höhe, als ob zehntausend Lerchen gen Himmel flogen.

„Es ist kein Scherz, Marietta, bestimmt kein Scherz!“

„Aber wozu denn mein Lachen? Was tut Ihr damit?“

„Wir wollen es gut einpacken und versiegeln und in die Ewigkeit hinüber schicken. Dorthin paßt es besser und dort wartet es auf Euch. Sobald Ihr zum Paradiesestor hereingehüpft seid, sollt Ihr es wieder haben und über Euere Lippen spielen . . .“ Wir wollen, dachten sie hinzu, dann schon sorgen, daß Santa Cäcilia ein paar Pfeifenlöcher zustopft . . . „Hier, mit Verlaub, in diesem Tal der Dornen und Bußen, ist es eine Verschwendung, ein Argerniß. Drum gebet es her und, wenn Ihr uns ein Extravergnügen machen wollt, so weinet lieber ein bißchen.““

Marietta hörte und staunte und traute kaum ihren hübschen, kleinen Ohren. Dann aber brach sie in einen solchen seligen Sturm von Lachen aus, daß es die Bekleideten wie im Winde schüttelte, ihnen die Gewänder zerzauste und sie vor Schwindel sich setzen mußten. Und wie wenn eine Eiche mit Stamm und Krone im Winde rauschet und schwanket, dann auch die Äste bis ins letzte

Laub mitrauschen und mitschwingen müssen, so lachte groß und klein, lachte das ganze Kastell von den Ratten im Keller bis zu den Fledermäusen über dem Giebel. Es war ein Erdbeben von Fröhlichkeit. Den Frauen schwanden beinahe die Sinne.

„Ach,“ rief die Risola dann, nachdem der ärgste Stoß verpufft war, „was seid Ihr für zwei arme, alte, geschlagene Geschöpfe! Merket wohl, Ihr habt das Beste verloren, was uns Gott zur Sonne hinzugetan hat, das Lachen. Wie kann ich Euch nur helfen?“

„Beinahe glaub’ ich,“ fuhr sie fort, „Ihr seid zwei von den Sibyllen, die dort oben auf den Gräten versteinert sitzen und müßt auf Weihnachten herunterkommen und Eure Armut zeigen, Ihr armen, armen Heidinnen! Jetzt begreife ich, daß Ihr nicht lachen könnt! Woher solltet Ihr’s nehmen? Wenn nur schon das Christkind da wäre! . . . aber immer geht es zuerst nach Norcia und kommt dann über Cerreto zu mir ins Castelletto. Es könnte Euer verrostetes und vergöhtes Wesen mit einem einzigen Sonnenschein seiner Auglein in Lust verwandeln . . . Hingegen ich unwissende Magd, was soll ich tun? . . . Kinder, kommt, küßt diese armen Heidenmenschen da, sie können euch nichts zuleid tun, streichelt und wärmt sie und spielt ihnen einen lachenden Psalm vor, den achten oder dreiunddreißigten etwa, und tanzet inwährend, und ich will einen feurigen Takt dazu schlagen . . . vielleicht hilft das alles zusammen ein wenig.“

„. . . Ihr könnt Euch denken, wie es die heiligen Engel des Himmels wurmte, für Heiden angesehen und bedauert zu werden. Und als nun der erste Spuk um sie losging, da versuchten sie, die Augen zu schließen, aber es war nichts zu machen. Die Kinder hopsten um sie herum, zupften ihnen am Krähengefieder . . .“

„Hm, hm!“ brummte Ignazio.

„Ich will sagen, an dem Fegenkleid, kniffen sie über den Schleier weg in die Nase, zogen am Ohrläppchen, flüsterten ihnen einen Witz ins Ohr und, ob sie wollten oder nicht, die düstern Frauen mußten immer wieder aufschauen und zuhören. Die Engel sind ja selber alle musikalisch und fast jeder spielt ein Instrument. Sie konnten gar nicht anders als aufpassen, was gesungen wurde und ob es richtig im Takte gehe und die Noten nicht zu hoch oder zu tief hinunterschweifen. Und ohne es zu merken, begannen sie gewohnheitsmäßig ihre Glieder zu rühren und immer bestimmter im Rhythmus auf und ab zu wiegen. Das merkte Marietta flink, und mit ihren schönen schlanken Armen schlug sie den Dreivierteltakt so mächtig, daß man wie verheert vom Scheitel bis zur Zehe ihr auf und ab und rechts und links folgen mußte. Als dann noch gar der heitere Psalm von Jerusalem und seinen goldenen Thürmen erscholl und hundert Kinder-mäulchen die Chöre der Engel rühmten und ihre Treue priesen und ihren Flug bald wie von Adlern, bald wie von Schwalben besangen und als sie die kleinen Arme

spannten, um ihr himmlisches Schweben nachzuahmen, da war es um die Mascherade geschehen. Sie mußten sich erheben und sich sachte drehen und neigen und verbeugen, wie in einem Konzert vor dem Dreieinigen . . . Nur aus Anstand, sagten sie sich, nur aus Gewohnheit! Aber es war die Gewohnheit des Herzens, nicht bloß der Beine . . . Und wie sie so mittanzten und bald auch mitsangen und nach und nach auch großartig mitlachten, da staunte das ganze Castelletto. Denn so federleicht und voll Grazie hatte man noch niemals tanzen sehen. Aber was noch wunderbarer war, indem sie so festierten, fingen ihre Kleider an heller zu werden, taubenweiße Federn wuchsen hervor und bald merkten alle, daß das nicht Sibyllen vom Berge, sondern Engel vom hohen Himmel waren . . .“

Lätizia erzählte jetzt so rasch, daß ihr die Wangen bebten von Eifer. Auswendig redete sie, davon zeugte jeder Satz, aber auch inwendig mit der ganzen Lustigkeit ihrer zwanzig Jahre. Ignazio rauchte und horchte mit geschlossenen Augen. Ich ließ die Beine bequem über eine Felsplatte hinunterhängen, sah über die hitzige Erzählerin weg in die Tiefen und Höhen der winterlichen Abruzzan hinaus, genoß in schweren Schlücken diesen goldenen Legendenwein und wußte sehr gut, daß dies einer der wenigen reinen und seligen Augenblicke meines Lebens sei.

„Inzwischen fror und langweilte sich der Hund vor

dem Portale ganz entseßlich. Es roch so gut von Kuchen aus dem Innern! Warum riefen ihn die Engel nicht verabredetermaßen herein, daß er wenigstens die Leute erschrecke und dieser lachenden Tollheit im Hause das Haar sträuben mache? . . . Schließlich hielt er es nicht mehr so allein aus und trampelte langsam in den Festraum. Poß, Feuer und Schwefel, da tanzten ja die Engel mit Marietta in der Mitte so zierlich über den Marmorboden, die Knie biegend und die Flügel weitend, daß er sich beinahe für diese verweltlichten Geister schämte. Und nicht genug, so oft sie sich an ihm vorbeischwangen, versetzten sie ihm lachend einen Fußtritt. Die Falschen! Aber das hätte er, der alte Fuchs, doch eigentlich wissen müssen, daß sich mit solcher Compagnia, man denke, mit Engeln, kein gemeinsames und sauberes Geschäft abschließen lasse. Da hat er nun den Spott und Schaden . . .

Ihm schwoll der Kropf vor Arger. Nein, so billig soll man ihn nicht foppen. Probier er es also auf eigene Rechnung. Er begann zu knurren und leise zu bellen und geifernd die Zähne zu fletschen.

„Ein verlaufener Hund! er hat Hunger, ihn friert!“ rief es mitleidig durcheinander. „Heut’ abend, wo der Welt die größte Liebe geschah, darf kein Mensch, aber auch kein Tier leiden. Gebt ihm zu fressen.“ Und Marietta sprang herzu und streichelte seinen Pelz und warf ihm von ihrem lachenden Atem in die Schnauze. Er nahm

ihr keinen Bissen ab, versuchte vielmehr zu schnappen und zu beißen, aber sonderbar, er hockte da wie gebannt und konnte nur die roten, wütenden Augen rollen.

„Sagt ihn hinaus!“ befahlen jetzt die Engel, „jagt ihn eilends hinaus, er will uns das Spiel verderben, das Lachen vergiften, der abscheuliche Rôter.“ Aber Santa Marietta hob den Finger und sagte lustig: „Sei brav, Schwarzli, und wenn du nicht tanzen kannst, so mach’ wenigstens das Männchen . . . eins — zwei — drei — hop!“ Und wahrhaftig, der Satan konnte nicht anders, es zwang ihn durch alle Knochen, er mußte auf die Hinterbeine stehen und die Bordertagen geduldig nebeneinander in Achtungsstellung halten. Die kluge Risola, die Engel und Teufel bändigte, hatte gleich erraten, was unter jenem Balg stecke, und so nahm sie einem Hirtenbuben, der Johannes den Täufer vorstellte, das Fähnlein weg, worauf sie mit geschickter Nadel den Spruch gestickt hatte: „Sehet, das Lamm Gottes, welches hinwegnimmt die Sünden der Welt!“ und zwang es dem Teufel in die Klauen. Die Bestie schleuderte schwefelgelbe Funken aus den Augen und zitterte und schwigte und stellte das Haar zu Berg; aber sie konnte nicht anders, als auch noch geduldig das Banner ihres großen Feindes tragen. O wie lachten die goldenen Augen der Marietta auf die höllenroten des Teufels hinunter, gerade so wie da im Gemälde!“ . . .

So erzählte das Frauelein drollig und mollig und

ruhte dann in einer kurzen Pause sozusagen auf meinem gespannten, entzückten Gesicht zufrieden aus.

Es kam dann zum guten Legendenschluß das Santissimo Bambino, der Hund verduftete wie eine Null, und alles löste sich in einen Himmel auf Erden auf. Aber ziemlich spät, als das Christkind und die Engel schon die Kapuzen stülpten und weiter wollten, klopfen noch harte und dennoch sehr zaghafte Knöchel ans Thor. Kaum zu glauben, nun leuchten die wirklichen, sieben oder neun, Sibyllen herein, gebückt, zahnlos, verwittert und baten mit Stimmen aus andern Jahrtausenden um ein Viertelstündchen Wärme an den Weihnachtskerzen. Ehrwürdig neigten sie das Haupt vor dem Kinde der neuen Welt und schwiegen dann, und niemand wußte, was das stumme Zucken ihrer Lippen bedeuten wollte. Aber um der demütigen Greisinnen willen blieb das Christkind noch eine gute Weile länger im Castelletto, als sein Reiseplan erlaubte, und als sie wieder im Schatten ihres Gebirges verschwanden, begleitete sie ein Fußhändchen des heiligen Christ in ihre trostlosen Steinwüsten hinauf . . .

Wenn ich das jetzt aus der Erinnerung niederschreibe, so weiß ich sehr gut, wie wenig überzeugend, wie schwächlich es aus diesen Zeilen widerhallt. Damals aber beim Bildstock hoch über dem Cornotale, im Umkreis der höchsten Apenninen und im Zauber der grauen Weihnachtsluft, damals zwischen Fels und Strauch, in einer Stille,

die nicht mehr stiller sein konnte, bei einer Erzählerin, die nicht mehr erzählte, sondern die Geschichte mit den Händen und Füßen und Augen, von tausenderlei Lachen umflattert, uns vorspielte und vorlebte, damals erschütterte mich dieses fecke Heiligenskapitel und mir schien, die Legende selber sei aus dem verblaßten Bilde gestiegen und habe auf diesem wildschönen Felsplätzchen hier ein zweites Mal zu wirken begonnen. Aus allen Tiefen glockten die entsetzten Teufelsaugen empor, aus allen Höhen lachten ihnen die sterngelben Augen der Santa Marietta entgegen und warfen sie in den Abgrund zurück. Durch das gewaltige Schweigen der Landschaft hörte ich ein leises, siegreiches Lächeln gehen. Das Thal, die Flüßchen, die Wälder und Felsen, das ungeheure Gebirge, Himmel und Erde, alles, alles lachte, als gäbe es nie mehr etwas anderes als Friede und Freude den Menschen auf Erden.

„Wir müssen weiter,“ verlangte da plötzlich Ignazio. Er sagte es mit seiner gewohnten Milde. Aber in die große Legendenstille fiel dieses so kluge und notwendige Wort dennoch merkwürdig unheilig. Als ob er das fühlte, lächelte er mich verlegen an, gleichsam um Verzeihung bittend, halfterte dann sich und Lätizia die Gerla über die Achseln, sog kräftig an der Virginia und marschierte voran. Die harte und doch auch gute Wirklichkeit trat wieder in ihr Recht.

Ein paar zähe Schweizerburschen könnten den Collo

di Arquata, so heißt der Paß, eigentlich wohl an einem einzigen langen Reisetag bis nach Ascoli abhezen, also bis ans Gelände des Adriatischen Meeres. Wer aber zur Unterhaltung der Seele wandert, eilt nicht; und ebenso wenig, wer solche Lasten trägt wie Lätizia und Ignazio.

Bis zur Paßhöhe sind es bequem vier Stunden. Von da steigt man ins saftige Trontotal hinab und kann sich auf halbem Weg entscheiden, ob man wirklich links mit dem lustigen Flüßchen bis ans Meer wandern oder ob man dem Bergwasser entgegen reisen will, dem steilen Monte Sevo entlang, so viel als möglich, rat' ich, auf traulichen Nebenpfaden, und so bald auf, bald ab, oft in Wald und Busch, bis man in die stolze und doch so gnädige Abruzzenstadt Aquila niedersteigt.

Ich aber wollte gen Ascoli hinabsteigen und für heute nur so weit pilgern, als der Zufall oder die lieben Gespanen oder der Weihnachtsstern es fügte, den ich sozusagen über unsern Häuptern vorausschweben sah.

Ignazio rauchte, Lätizia rupfte unablässig Stauden aus dem Gestein oder schleuderte kleine Kiesel mit den Schuhspitzen über den Weg. Sie hatte sich mit der Legende noch nicht ausgetobt. Mein Herz aber saß immer noch in Castelletto und fragte sich kindisch, wie eigentlich der Hund so mir nichts dir nichts verschwinden durfte und ob wohl die Engel auf dem Heimwege mit dem Christkind nicht ein bißchen kleinlaut geworden und eine

arge Spöttelei des kleinen Gottes geduldig einstecken mußten.

„Ich war,“ fuhr mich da mitten im Sinnen Lätizia heftig an, „entsetzlich zufrieden, als Ihr mit uns kamet. Denn mit Nazio kann man unterwegs nicht reden. Er sagt ja und raucht, sagt nein und raucht, und das ist langweilig. Aber jetzt schweigt auch Ihr. He, erzählt mir nun auch eine Novelletta!“ . . .

„Auf Eure? Das wäre wie Wasser in süße Milch schütten. Hört lieber, was mir am Schlusse Eurer Geschichte so gut gefällt . . . daß die Sibyllen kommen, diese armen, alten Damen der Vorzeit, die nichts von allem haben, was wir Gutes besitzen, die kahl und saftlos sind wie die Häupter ihrer Berge da oben . . . Und doch, mit den Füßen stehen sie noch wie diese Berge in der grünen quellenden Menschlichkeit. Wenn sie nur jede Weihnacht an die Krippe kommen dürfen, die Hände am Herzen Gottes ein wenig wärmen, etwas Weihnachtskuchen essen und einen Schluck Weihnachtswein trinken, dann halten sie es wieder für ein Jahr aus . . . denn sie sind zäh gebaut . . . Ja, ich bin so kühn und glaube, sie könnten nach und nach wieder jung werden, Menschen wie wir, wer weiß,“ ließ ich mich mehr und mehr fortreißen, ohne Lätizias geringe Aufmerksamkeit zu beachten, „wer weiß, vielleicht sind sie gar nicht mehr Heidinnen, nachdem sie von Apoll und Venus so lange nichts mehr gehört haben, vielleicht sind sie in einem Winkel ihrer

Seele schon gläubige Christinnen . . . dann aber, sagt selbst, wenn das Christkind sie in Castelletto einließ, wird es schon nicht anders dürfen, als sie auch in die ewigen Kastele des Himmels aufzunehmen."

Da widersprach mir Lätizia beinahe barsch. „Die Sibyllen sind sehr böse Weiber, das wissen wir hier besser als ihr Fremdlinge aus . . . Prussia! . . . Sie schütteln den wüsten Nebel aus ihren grauen Röcken, sie spucken den Hagel über unser Obst, sie blitzen und donnern aus ihren kleinen falschen Augen, sagt man. Wie viel Übles haben sie nur schon unsern Hirten zugefügt. Sie verheren das Vieh oder verschütten die Alpen oder treiben sonst dumme Späße mit uns armen Bergleuten . . ."

„O, das ist Aberglaube, liebe Frau, die Natur, die Natur . . ."

„Schön, die Natur!" ereiferte sie sich. „Wenn sie uns in der Silvesternacht alle Fensterläden aushängen, he, Ihr? . . . und die Milch am Aschermittwoch rot und bitter machen? was sagt Ihr? . . . und den Ziegen die Warte glatt abschneiden und den Schafen ein verdammtes Zeichen, das niemand lesen kann, so schlecht ist es, in die Wolle brennen, he? . . . Und . . . und . . ." rauschte es über ihre geneigten vollen Lippen, „wenn sie uns in der Allerheiligennacht in der verriegelten Stube . . . in der ver . . . rie . . . gel . . . ten Stube die Bilder der Madonna und Santa Scolastica verkehrt an die Wand

hängen und greuliche Spinngewebe um den Kreuzifix hängen, mit Spinnen, sag' ich Euch, die Augen haben wie Flintenkugeln und die auch, wenn man sie mit dem Scheit totschlägt, knallen wie ein Flintenschuß und kohlschwarzes Blut verspritzen . . . wenn es Euch trifft, könnt Ihr monatelang daran doktern . . . was sagt Ihr dazu? Hab' ich es etwa nicht selbsteigen gesehen?"

Berknirscht senkte ich den Kopf vor solchen Zeugnissen.

„Ja, in Castelletto, so zwischen Gott und Teufel gestellt, wie durften sie anders als sehr, sehr bescheiden tun? Aber ich frage: Sind sie niedergekniet? haben sie dem Santissimo die Füße geküßt? . . . nichts, gar nichts! . . . höflich, ja, und stolz taten sie wie . . . wie . . . arme Aristokraten . . . o ja, ganz recht sag' ich . . . wie die Signora di Piantalto mit ihrem Gecken, dem Pontino Teobaldo in der Villa gerade vor dem Städtchen . . . das sind nämlich unsere hohen, feinen Aristokraten . . . oder wie die Mortoni in Sanluce und wie . . . wie die . . .“ sie errötete, „die . . . die Sib . . . kurz, die Sibyllen kommen nicht in den Himmel,“ entschied sie.

„Wie wer noch?“ fragte ich. „Redet aus!“

„Nichts da! einfach alle Sibyllen, alle!“

„Ich weiß aber doch, wen Ihr noch aus dem Himmel riegelt.“

Die niedrige Stirne der Frau wurde rot. Sie schmiß einen Stein gewaltig über den Rast in den Abgrund hinunter.

„Lätizia,“ warnte Ignazio gemütlich, „paß auf, da unten können Ziegen am Bache sein oder sogar Hirtenbuben, man weiß nie.“

„Warum nicht gar,“ zürnte sie, aber widerstand doch, den nächsten bequemen Stein in die Tiefe zu bugstieren. „Sagt mir doch, wen ich meine? . . .“

„Eure Großmutter und Großtante,“ versetzte ich fest. „Hab' ich doch selber, nehmt es mir nicht übel, als sie so schwarz und steinalt aus dem Hause sprangen und wieder so schwarz und alt darin verschwanden, an Sibyllen denken müssen; nur daß Sibyllen gewöhnlich nicht mehr küssen,“ fügte ich unartig hinzu.

Sie warf schmollend die Lippen auf. „Hör', Nazio, jetzt machen wir in Zukunft lieber den Umweg hinter Marino Benzi's Stall, so hört das einmal auf!“

„Warum?“ widersprach Ignazio. „Wenn sie doch so dick Freude haben, dich wieder einmal zu liebkoosen . . . di carezzare,“ sagte er ganz arglos.

„Gut, gut,“ rief sie immer böser werdend, „wenn es dich so wenig kümmert, wer mich küßt . . .“

„Aber, Carina,“ er hob den hübschen Zeigefinger, „soll ich etwa eifersüchtig werden wegen zwei alten Frauen? . . . Probier es einmal ein Junger! . . . er komm' mal nahe . . . ho, Frauchen, ich will dir zeigen, ob ich nicht aufpasse . . .“

Weich sagte er das. Es quoll, wie alles, was er sprach, nicht aus dem Munde, sondern aus irgendeiner

milden Orgeltiefe seiner Seele hervor. Aber diesmal spielte diese Orgel um einen Ton höher und schärfer. Eine unverwüßliche Klarheit schaute aus seinen tiefen, kleinen Augen.

Es entstand ein seltsames Stillschweigen.

„Nicht wahr, Signora,“ unterbrach ich gerne, „ich habe es erraten? Und nun glaub’ ich fest, auch Euren Sibyllen lächelt das Christkind. Wem sollte es nicht lächeln? Habt Ihr nicht selbst erzählt, daß man in Castelletto „Friede den Menschen auf Erden“ gesungen hat?“

„Aber,“ fiel die kleine Frau rasch ein, „es heißt: „Die eines guten Willens sind.“ Und die Heren von San . . .“

„Lätizia!“ bat Ignazio schier lustig.

„Die Heren von San Pellegrino haben keinen guten Willen. Sie hassen Nazio . . . und sie liegen wie Hühner auf dem Geld, als ob es Junge gäbe . . . hihhi,“ klingelte sie munter über den komischen Einfall. „Ihre Küsse, wißt, kosten nichts, nicht einmal ein Kupferstück. Das kann man schon ausgeben.“

Sie schnob aus ihrer kleinen Nase wie eine Katze. „Wenn Ihr alles wüßtet . . .“

„Lätizia,“ bat ihr Gemahl, „lassen wir das! 's ist einmal so und hat gar keinen Zweck, sich damit noch zu ärgern. Seien wir froh, daß wir es trotz allem so schön haben . . . daß . . .“

„Wenn du wenigstens ein bißchen zornig sein könntest,“ grollte sie drollig. „Wenn du schimpfen und die Faust diesen Geizhalsinnen vor die Schnupstafelnafe halten könntest! Vielleicht nützte das. Aber dir ist alles gleich. Du lachst und nickst und sagst: Geduld, Geduld! . . .“

„O, wir passen gar nicht zusammen, gar nicht.“ Aber indem sie das beteuerte, erhaschte sie seine Hand, umflammerte und preßte sie an ihre auf- und abwogende Brust . . . „Wenn du nur rauchen kannst, Böser, ganz Böser du!“

„Das mußt du jetzt auch einmal probieren, wenn wir etwa im Pianhüttlein sitzen, rings im Schnee, und den ganzen Tag finster haben und gar nicht wissen, was machen . . .“

„Ach was!“

„Es ist aber doch so,“ wandte sich Ignazio zu mir. „Das Rauchen hat mich so ruhig gemacht. Früher hab' ich alles überstürzt; seit ich rauche, nicht mehr . . .“

„Dann hast du schon in den Windeln geraucht,“ spottete sie herzlich, „an der Virginia statt am Suchino gelutscht!“

„Lach' mich nur aus, du ganz und gar unheilige Risola! Aber es ist doch so, wenn ich rauche, arbeite ich.“

„Arbeiten?“ fragte ich verwundert.

„Mich dünkt, mit dem Rauch da ist es wie mit dem Denken. Ich muß zuerst stoßen und blasen, bis das Wölk-

lein kommt . . . seht, so! da schwebt eines! . . . und muß den Rauch fliegen sehen . . . ja, fast verfliegen sehen, bis ich ihn recht kenne und davon einen . . . ach wie . . . so einen Genuß davon bis ins Herze hinunter bekomme . . . 's ist nicht das gleiche, wenn ich ihn auf der Zunge oder in der Nase behalte . . . er muß einfach noch hinaus und mir ein Bild vormachen und zer . . . zer . . . zerkräuseln . . . verdunsten . . . dann erst fängt es an inwendig zu wirken . . . Und so ist es mit dem Denken bei mir. Erst wenn ich alles so rund und lebendig wie das Räuchlein ausgedacht und ausstudiert habe . . . erst wenn . . . mag ich davon reden . . . Ach, ich kann es nicht erklären . . . ich habe nicht deine Zunge, Lätizia," er warf die Hände trostlos von sich. „Und so wart' ich dann, bis ich's genau gesehen habe und bis ich's kurz und recht sagen kann . . . das heißt, ich sage dann das meiste gar nicht mehr . . . es ist dann eben oft kein guter Tabak und kein guter Rauch gewesen . . . ist nur so ver . . . verpufft . . . ja so verpufft . . . Es hätte gar nichts genützt, das zu sagen . . . So aber lernt man warten, schweigen, Geduld haben . . . man, ach was faß'le ich da, man wird einfach ruhiger . . . und zufriedener beim Rauchen, und drum, Lätizia, mußt du's auch einmal versuchen . . ."

Ich konnte mir das frische Mäulchen Lätizias mit einer Virginia gar nicht vorstellen. „Berhüte Gott, daß Euch das ernst ist," beschwor ich. „Lätizia wird schon

ruhiger ohne Zigarre. Jetzt ist sie eben selber noch so eine hübsche, junge, funkensprühende und wölkleinblasende Zigarette . . .“

„O Signore, das hat mir noch niemand gesagt . . . eine Zigarette, ich . . . so rauch' mich doch, Nazio, statt die alte Virginia da . . .“

„Da könnte ich mich wohl gehörig brennen, poß Bliß . . . diese Virginia ist viel weniger gefährlich.“

Lätizia stand still und hielt sich die Hüften vor Lachen.

Doch mir lag viel daran, das Gespräch bei den Sibyllen zu behalten. „Darin aber,“ wandte ich mich an Ignazio, „habt Ihr sicher recht, wenn Ihr dem Ruhigsein und dem Geduldigsein mehr Kraft zutraut als der Gewalt. — Menschen und gar steinerne Menschen wie die Sibyllen kann man nur mit Milde gewinnen. Schaut einmal da hinunter, Frau Lätizia, was glaubt Ihr, wieviel Regen und wieviel noch weichere Sonne hat es gebraucht, bis die Felsenrinde geborsten ist und die Schlucht aufging und das offene, ehrliche Herz der Erde zeigte? Und es gibt Menschen, die haben solche Felsen ums Herz gebaut. Da braucht es auch Sonne, milden Regen, Güte, Lächeln, Tasagenkönnen, kurz alles, was Euer Mann besitzt. Oder zeigt mir einen andern Hammer und Bohrer, der da öffnete! Habt Ihr einen im Sack?“

Lätizia nickte und schüttelte den Rückenkorb. Ignazio erschrak. Aber sie merkte nichts und rief lebhaft: „Ich wußte schon, daß Ihr beide einander helfet. Sobald es

gegen eine Frau geht, steht Ihr Männer hurtig zusammen. Aber wenn Ihr tausend wäret, so hab' ich doch recht und bleib dabei: Die Sibyllen von San Pellegrino kommen nicht in den Himmel."

Mich kitzelte die Neugier immer stärker, was für eine bittere Geschichte wohl die Frau hier, die doch so hübsch wie Apfelblüte und so gut wie Apfelsfrucht war, zu einem solchen Gallapfel gegen ihre Verwandten gemacht habe. Daß Großmütter eine verwegene Heirat nicht segnen und ihren Schwiegenerkel nicht umarmen wollen, kommt doch öfter vor. Deswegen schmecken Hochzeitskuchen immer noch gut. Nein, dahinter mußte ein tieferer Grund stecken.

In der sogenannten guten Gesellschaft hätte ich eine solche Neugier natürlich verbergen müssen. Es wäre unanständig gewesen, weiter zu fragen. Hinter dem Rücken der Leute durfte ich freilich nachher, so frech ich wollte, der Sache nachspionieren, nur nicht fragen wie ein Bruder den Bruder fragt. Das ist der Anstand, eine unehrliche Mauer zwischen Mensch und Mensch. Gottlob, auf der italienischen Erde und besonders in einsamen Gegenden, welche die Fremdensaison noch nicht verseucht hat, gibt es noch wenig von diesem gemachten und dafür mehr vom natürlichen Anstand. Hier ist man noch viel menschlicher und brüderlicher als anderswo. Sehr bald wird man vertraut, sagt sich du, bricht mit apostolischer Einfalt das gleiche Brot und schöpft

aus der gleichen Schüssel. Sehr bald schlägt man den gleichen Mantel über beide Schultern und unter diesem gemeinsamen Dach geht dann ebenso rasch das eine Herz zum andern hinüber spazieren und offenbart ihm sein Heißes und Kaltes. Neugier wird da Tugend, Fragen Wohltat, Antworten Erleichterung. Meine Genossen gehörten sicher schon zur gebildeteren und wohlhabenderen Gesellschaft Norcias. Dennoch wußte ich bestimmt, daß auch sie noch diese schöne Unverdorbenheit und Freiheit vom Anstand bewahrten, daß wir in unserm Plaudern schon nahe genug gekommen, daß ich fragen durfte, daß wenigstens Lätizia darauf wartete. Aber ich, ich selbst steckte noch zu steif in eben diesem blöden mondänen Anstand, als daß ich geradeswegs gebeten hätte: Liebe gute Mitmenschen, erzählt mir euren Spaß und euren Verdruß. Es ist ja auch der meinige!

Und so gingen wir denn unter gleichgültigen Worten, wie man sie redet, wenn etwas viel Wichtigeres auf der Zunge harret, etwas langweilig weiter.

Aus den Schluchten oder vielmehr hinter den Sätteln und Jochen des Gebirges südöstlich flog plötzlich langsam ein dünner, weißer Fegen hoch und wehte uns entgegen. Noch einer und wieder einer. Wir wußten so gleich, was das zu bedeuten hatte: einen Nachmittag voll Nebel. Schon nach wenigen Minuten guckte über den Einschnitt des Monte Sevo etwas Helles, Rundes herein, wie der Kopf eines ungeheuren Schafes. Dann

folgte der Nacken, der mächtige Pelz wälzte sich hinunter, schob sich zu uns herüber, und in kurzer Zeit waren die Berge von der kolossalen Wolle dieses Widders völlig aufgeschluckt. Gut so! dachte ich. Wenn wir recht im Nebel stecken, dann wag' ich's und frage doch.

Aber jetzt kamen wir in eine Art Bergfalte hinein. Der Himmel ward schmal, die Aussicht gesperrt, Felsen wuchsen empor, unsere Schritte hallten ganz anders als vorher. Eine stattliche Schlucht schloß uns ein. In der Tiefe murmelte etwas wie Wasser oder Wind oder sonst eine milde Musik. Dort deckte der Nebel schon allen Grund. Nun flog er auch an uns heran und umwirbelte uns von allen Seiten, lautlos, feucht, von Erdgeruch und Legendengrau geschwängert, mild und gemütlich, als rauche Frau Erde ihre behaglichste Nachmittagspfeife. Wir mußten zusammenrücken, um uns deutlich zu verstehen und besser ins Gesicht zu sehen. Nur eines war noch gemüthlicher als dieser große Nebel, der kleine Nebel aus der immer wieder geduldig angezündeten Virginia Ignazios.

Das sonderbare Musizieren wurde nun lebhafter, Ignazio lächelte zufrieden in den Nebel hinein, Lätizia klapperte rascher auf ihren Holzsohlen . . . was gibt es? Manchmal näherte sich etwas Dunkles rechts oder links oder geradeswegs von vorne. Wallte der Nebel ein wenig auseinander, so war das Bergwand und immer nur Bergwand. Aber nun zeigte sich etwas Weißeres als

der Nebel unter uns, kam zu uns herauf, fing uns auf: die große schöne Paßstraße. Und was war nun das? Der Nebel rötete sich, es duftete von Kastanien . . . ach, Züricher Nebel, dunkler Dezember, die Forchstraße hinunter zum Kreuzplatz, die Bretterbude, der Tschingg, Marroni, heiße Marroni! . . .

Nein, das war mehr. Da lagen in feuchten, lehmbräunen Jacken und umwickelten Hosen sieben oder acht Männer, die sich gewiß durch den ganzen Advent nie gewaschen hatten. Ein Kessel hing über dem Reisigfeuer. Auf hölzerne Teller schmissen sie die eigelbe Polenta und aus lederen Schläuchen, wie mir schien, tranken sie den Wein dazu und zwischenhinein scharrte man Kastanien aus den Gluten und warf sie einander zu. Der Älteste mit einem verworrenen, wahrhaften Abruzzensbarte kimperte ernst auf einer Schlagzither, gab, als wir nahetraten, ein Zeichen und im sagenhaften Gemisch von Laggerrauch und Nebel und den dazwischen hüpfenden Funken tanzte nun eine Musik aus Pfeifen, Dudelsäcken und Zithern empor, die mich an die Urzeiten der Nomaden erinnerte, so fremd und doch so menschlich scholl es, sehnsüchtig und blutig, einmal schwermütig wie die Nacht und dann wieder blitzend von jeder Frechheit des Tages. Besonders ein Silbertrompetlein, das ein unbärtiger Junge mit gewaltigem Geloder der schwarzen Augen und mit zernagten, branzen Lippen blies, blendete geradezu. Mochten die

Säcke brummen so tief sie wollten, dieses freche Metall trillerte so hoch und grell über alles Schwere hinaus, daß einem die Ohren vom Jubel wehtaten.

Die Musikanten begrüßten Ignazio mit einem würdigen Nicken ihrer Instrumente, ohne jedoch das Stück abubrechen. Dieser setzte sich denn auch wie ihresgleichen zwischen sie, ließ die Virginia am Feuer anglimmen und lauschte glücklich ins Spiel hinein. Lätizia und ich kauerten uns neben ihn. „Wären wir nicht so früh von Norcia aufgebrochen,“ vertraute sie mir, „dann hätten wir die Bande schon am Kapellchen getroffen. Dort machen sie wieder Halt. Dann hört man sie bis in die Stadt hinunter.“

„Dort hörte ich eine andere Musik, die war mir noch viel lieber . . . Gute Frau Lätizia,“ wagte ich jetzt in ihr vom Feuer wie eine Rose erglühendes Gesicht zu betteln, „erzählt mir jetzt nach dem Lachen der Risola auch den Zorn oder Kummer der Lätizia! Denn glaubet mir, so ein Erzählen macht leicht, und vielleicht kann ich Euch dann zum Troste etwas Ähnliches aus meinem Norden berichten, wo es viel kälter ist als hier und wo dennoch die kälteste Gletschersibylle nicht bis ans Ende der Liebe widerstehen kann. Erzählt doch, erzählt!“

„Wartet doch!“ befahl sie; denn ein Hirte neben uns bot der Frau und mir gerade auf einem rohen, verschmierten Brett von der Mahlzeit. Es schmeckte uns vorzüglich. Hiernach ging wieder das Musizieren los,

aber nun bloß mit der Schlagzither und dem weichen, dumpfen Getöse eines einzigen Dudelsackes. Mitten drin stand ein fünfzigjähriger Mann auf, mit einem rot-haarigen runden Römerkopf, einer straffen Haut und scharfen, schlaunen Augen. Pätizia klatschte ihm vertraulich zu. Mir schien, ich kenne ihn auch, als er die Backenknochen beim Pathos seiner Verse immer schärfer spannte und aus tiefen kleinen Augen einen seltsamen braunen Glanz über sein Lied goß. Es war etwas Ur-altes, mit verschollenen mundartlichen Ausdrücken aus diesen Alpen gefärbt und mit Neuem und augenblicklich Erfundenem aufgepußt. So konnte ich das Wörtliche nicht gut verstehen. Aber der Sinn der zahlreichen Strophen war, daß hier einmal zwei Banditen Alfonso und Alfonsino hausten, mit einer Seele, „kalt und leer wie Wasser,“ und viel Blutiges verübten. Niemand konnte sie bändigen, „kein Buch, kein Beil.“ Die ganze Landschaft seufzte unter ihrer Bosheit „wie unter zwei tiefen Wolken, die Eisen und Tod regnen.“ Der Papst bannte, der König ächtete sie. Sie pukten darob nicht einmal die Nase.

Da stiegen die Sibyllen zu ihnen nieder und warnten sie . . . Hier freischten drei Holzpfeifen in die Musik . . . Die Briganten jedoch lachten sie aus . . . das war das Trompetchen des Jungen, das jetzt höhnisch hineinschäuferte . . . Man gab den Greisinnen etwas vom Raub zu essen, warf ihnen einigen gestohlenen Plunder

um und jagte sie dann mit ungalanten Puffen zur Höhle hinaus. Was wollt ihr Bettlerinnen? spottete es ihnen nach. Könntet ihr lieber selbst noch ein wenig räubern! Ihr Habenichtse tåtet es gerne genug, wenn euch nicht der Mut und die Krallen stumpf geworden wåren!

Nun kam Sertorius, der General di Roma e di Spagna. Im Liede hieß er der Gran Serit senza denti*). Der zürnte heillos und wollte die Alfonsi stracks Ordnung lehren. He, schweig du, Patron und Schutzengel aller Banditen! gab man zurück. Hast du nicht zuerst diese Berge mit Blut gewaschen und mit Menschenknochen möbliert? Alter Serit, der Wolf wird erst Missionår, wenn ihm die Zähne ausgerissen sind . . . Aber ausgerissen . . . ausgebissen . . .!

Jetzt wehte eine andere Luft. San Benedetto nahte. Er predigte und schüttelte gewaltig den Mantel dazu, und es flogen Schwerter und Flammen wie Schneeflocken daraus. Nicht einmal das erschreckte das Paar. Geh, verlangten sie, verschnecke dich in deine Zelle und bete für uns. Piu non permettem . . .**)

Da, da . . . der glutåugige Jångling trompetete wieder . . . kam endlich das Santissimo Bambino ganz allein und ohne Angst in die Höhle getrippelt und trug nur ein Hemd, und das war zerrissen, so daß man einen großen roten Flecken sah, wo das Herz ist. So etwas

*) Der große Sertorius ohne Zähne.

**) Mehr erlauben wir nicht.

hatten die Alfonsi noch nie gesehen. Sie spürten, da kam etwas Unwiderstehliches, und wollten eilends davon laufen. Aber der Sohn kehrte sich in einem Schauer von Neugier um. „Schau nicht zurück,“ flehte der Alte, „es hert . . .“ Aber Alfonsino konnte schon nicht mehr vom göttlichen Gesichtlein wegblicken. Und er fragte: „Kind, seliges, wer hat dir so weh getan?“ . . . „Zwei Räuber!“ . . . Der Junge wild: „Wo regieren sie?“ . . . „In diesen Bergen!“ . . . „Was? ein Kind anfallen, ein so zartes, so armes . . . Wir wollen sie züchtigen, Vater . . . wir sind nicht Mörder an Kindern . . . nur an den fetten und fatten Großhansen . . . Aber nein, wie du blutest, Kind! . . . Vater, gib Pulver, an die Wunde zu streichen, das tut gut . . . und nimm meinen Gurt, sie zu verbinden . . .“ Und der Sohn riß den Vater vor das Kind auf die Knie und sie bliesen Pulvermehl über das wunde Herz und salbten Öl darauf und verbanden es ordentlich und machten alles leise, leise, so grob auch ihre Hände waren, und fragten nochmals: „Wer sind die Elenden? noch heute schlagen wir sie tot! und wie heißest du, daß wir es ihnen in die Frage schreien, wessentwegen sie in die Hölle fahren . . .?“ — „Christ vom Himmel bin ich und Alfonso und Alfonsino Grandi sind meine Mörder,“ antwortete es so lieb, als sänge es das hübscheste Lied . . . Das traf! Sie fielen nieder und küßten seine Füße und weinten und baten um eine Strafe, groß und schwer wie das Gebirge. Und

sieh' da, wie sie die Augen erheben, ist das Christkind verschwunden und . . . echt balladenhaft und echt räuberisch . . . am Boden lag der dicke, schwere Gürtel, in pures Gold verwandelt, und das Pulverhorn mit Edelsteinen gefüllt. Und so zogen sie fort und wurden reich und gut . . . ricchi ed onesti . . . noch ein hübsches Leben lang . . .

Wie trefflich hatte der Mann gesungen! Das Christkind und den Sohn Alfonsino gaben zwei andere. Jener aber spielte die größte Rolle und improvisierte viele Kleinigkeiten hinein, ich glaube jedesmal dann, wenn er an seinem Schnurrbart, der vom Nebel taute, so sonderbar zupfte und der Frau Lätizia bedeutsam zulächelte. Die Schlußverse sangen alle mitsammen und es hallte in den wundervollen italienischen Pässen von Fels zu Fels:

Bendi, cheil saunt e bel

Col suo gris mantel!*)

oder

Ai, che i nom' sapremm**)

Tutsch dü maccelleremm . . .

Es folgten andere Sänge zwischen Volenta und Spoletanerwein. Einmal sprang der knabenhafte Trompeter aus Feuer und tanzte mit seinen Samthosen und bebän-

*) Benedikt, wie ist der Heilige schön in seinem grauen Mantel . . .

**) O, daß wir die Namen wüßten, alle beide würden wir schlachten . . . Dialekt, den ich hier nach dem Ohr und der Erinnerung sehr plump wiedergebe.

derthen Waden dicht um die Flammen. Wilde, heidnische Weisen stieß er in einer Art Trunkenheit aus dem Silber. Gewaltig loderten die Augen aus dem schmutziggelben Gesicht. Manchmal riß er die Musik jäh ab, stand wie ein Verzückter da, die bartlosen, zernagten Lippen weit offen, und starrte über alle Köpfe hin, die ihm ziemlich gleichgültig schienen, durch den weiten Nebel in irgend eine Eroberung der Welt hinaus. Wenn der aus den Bergen in die Menschenstädte zieht, der wird musizieren und tanzen machen, daß es stieben wird. Wie die andern trug er um sein kastanienbraunes Haar eine Kordel, an welcher der Weihnachtsstern niederbaumelte. Aber man dachte hier wahrhaft nicht an etwas Christliches, sondern eher an einen Sohn der Sibyllen, an einen rauhen, dionysischen Schlingel . . . Lätizia zupfte ihn manchmal scherzhaft am Kittel, damit er wieder zu sich käme und weiter tanzte.

„Wer ist das?“ fragte ich.

„Mein Schwager Gherardo.“

„Ja . . . a . . .?“ staunte ich, „der Bruder Eures Ignazio?“

„Und warum nicht?“ fragte sie ergötzt. Noch mehr, der Sänger sei ihr Schwiegervater Odo. Fast jede Weihnacht gehen sie mit der Bande, da sie ja den gleichen Weg haben, ein Stück mit, nicht professionsmäßig, nur so aus Spielmannsfreude . . . Ganz gewiß würde uns nun bald auch die Schwiegermutter begegnen.

Mich fror fast bei dieser Kunde. Ich hatte an ein warmes Zusammenhocken dieser Familie geglaubt, an heiße Hände und inniges Ade, und stattdem gingen diese Eltern und Kinder jedes einzeln, man grüßte sich kaum und traf und schied sich sozusagen mit der brutalen Nüchternheit der Straße. Ich Voreiliger!

Ohne klaren Grund war ich ganz verstimmt und wollte jedenfalls nicht weiter in diese Familie dringen, durch die eine so kalte Straße lief. Als wir auseinandergingen, der Vater wirklich ohne Gruß mit der Bande bergab zog, während Gherardo noch am Feuer sitzen blieb und uns gleichgültig den Rücken drehte, da rechnete ich, das Schönste meines Weihnachtsmarsches sei verlegt. Aber ich durfte ja damit schon reichlich zufrieden sein.

Nur der Häuptling Lazaro mit der Zither und dem Abruzzenbart hatte uns allen die Hände geschüttelt und zu Ignazio gesagt: „So, jetzt geht es zur Cappelletta und dann wird noch in San Pellegrino vor Euren guten Freunden gesungen. Sollen wir grüßen?“ Gutmütig klopfte er dem Ignazio auf die Achsel.

„Spielt Ihr wirklich in San Pellegrino?“ fragte ich hastig.

„Vor dem Hause der Bosini . . . das ist alte Sitte . . . ma piano, piano . . . daß es nicht wie die Stadt Jericho zusammenfällt.“

Jetzt packte ich ihn fest am Arm und sagte zugleich zu

ihm und Lätizia: „Dann bitt' ich, singt den Sibyllen die Ballade deutlich . . . versteht Ihr, recht deutlich ins Fenster hinein!“

Der Abruzzenbart lachte schlau. Lätizia nickte. Sie merkten bereits die Schelmerei.

„Nicht wahr, Frau Lätizia, sie sollen vor Euern Verwandten einmal nicht von zwei Räubern, sondern von zwei alten Sibyllen singen, die sich gar nicht bekehren wollten trotz Certorio und San Benedetto, bis das Christkind kam. Das müßt Ihr hübsch improvisieren, deutlich, aber nicht giftig. Ihr zeigt, wie die Sibyllen zuerst die Gesichter verhüllen und sich die Ohren zuhalten, dann aber doch das blutige Herz nicht übersehen können und merken, warum es so blutet . . . bis die steinernen Damen schmelzen, niederknien, bereuen und gut werden — wie die Alfonsi! O, Ihr wisset das besser als ich.“

Lätizia klatschte kindlichfroh in die Hände, aber sah scheu zurück, ob Ignazio nichts höre. „Dafür sollt Ihr die Fischneze und die Heuseile und die Rordeln umsonst bekommen, so viele Meter Ihr wollt.“

Dem Alten zuckte es abenteuerlich durch alle Falten und Fältlein des Gesichtes. Wie gerne machten sie so was.

„Aber nicht reizen, nicht plagen,“ bat ich, „und deutlich singen: „Und da wurden sie weich und gut.“

Die Truppe verschwand im Nebel, auch ihre Instrumente hörte man bald nicht mehr.

Lätizia beruhigte mich. „Gherardo und der Vater Odo gehen nicht nach San Pellegrino. Die arbeiten noch heute in der Seilereie . . . Aber das war geschickt, was Ihr da erfunden habt,“ plauderte sie zufrieden weiter. „Ich möchte dabei sein. Wisset, meine Großmutter ist sonst sehr fromm. Sie glaubt alle Legenden . . . Es ist gar nicht so sicher, daß sie sich ärgert . . . vielleicht, wer weiß . . . o der Pazarro wird seine Sache schon recht machen . . .“

„Aber wenn er zu deutlich wird, daß man merkt, auf wen es zielt . . .“

„Das soll man doch! . . . ach, ich glaubte, Ihr wisset, weil es Euch zuerst einfiel . . . gerade darum tun sie's doch, das ist ein alter, alter Brauch. Sie spielen zuerst Weihnachtslieder, so heilig wie in der Kirche, beim Sindaco, beim Arciprete, vor der Casa der Piantalto; dann werden sie lustig wie im Wirtshaus und singen ihnen noch allerlei Witze ins Haus. So necken sie den Teobaldo wegen seinem goldenen Bein . . .“

„Goldenen Bein?“

„Um der Steuer zu entweichen, hat Frau Piantalto alle Wertpapiere dem Jungen in die Wadenstrümpfe gewickelt . . . Aber, Signore, wenn die Musikanten jemand hassen, wie den früheren Sindaco, dann wird es schlimm. Dann versteckt man sich in den Keller und stopft Watte ins Ohr. Sindaco Buonveglio ist fast gestorben vor Schande. . . He du, Nazio, Nazio,“ rief

sie mächtig, „warum springst du uns voraus? Wir können nicht so schnell laufen.“

War es der Wein oder die schwere Polenta, statt leichter marschierten Lätizia und ich viel mühsamer, obwohl die Straße nun glatt und gemach anstieg.

Ignazio kehrte sich um und rief aus dem Nebel zurück: „Geht nur ganz gemütlich, ich lauf’ der Mutter unterweil’ entgegen.“

Lätizia folgte ihm mit zärtlichen Blicken, bis die letzte Spur in der grauen Luft versank. Dann gab sie ihrem Apfelföpschen einen entschiedenen Ruck und sagte ganz unerwartet:

„So, jetzt will ich Euch alles schnell erzählen, bevor Nazio wieder mit uns geht. ‘s ist aber gar nichts Besonderes.“

Lätizia salbte die Lippen mit der Zunge und begann, ehe ich ein Wort fand:

„Die Serti, wie wir das ganze Geschlecht Ignazios nennen, sind nicht aus unserem Land; aus Dalmazia, sagt man, wo die Banditen wie Gras wachsen. Es heißt sogar, sie seien Seeräuber gewesen. Plötzlich ist so einer im Gebirge hier erschienen, ein Wilderer oder noch schlimmer. Er hat eine Frau gestohlen da herum in einer Alpe. Aber sie hat sich stehlen lassen.“ Die Erzählerin lachte mutwillig. „Ist das noch gestohlen? . . . Drüben in Ascoli haben sie geheiratet. Man weiß noch, daß der Pfarrer Elemente hieß. Wenn etwas schief

geht, sagt man jetzt immer bei uns: geh zum Don Clemente! . . . Jener Serti kam nach Perugia ins Zuchthaus. Seine Frau und Kinder ließ er hier. Seitdem sind die Serti fest in die sibyllinischen Berge gewachsen. Und immer sind es Menschen gewesen, die Staub und Lärm machten. Einmal vertaten sie einen Sack voll Geld in Norcia, einmal bettelten sie von Thür zu Thür. Und doch hatte man sie gern. Ich weiß nicht warum. Ja, überall hatte man sie gern.“

„Darum, sie plagten wohl niemand als etwa sich selbst,“ wollte ich tiefsinnig erklären.

„Vielleicht darum . . . basta! . . . Meinen Schwiegervater habt Ihr nun eben gesehen. Auch ihm merkt man noch das Bagabundenblut an. Er wurde Forrestale *), nicht der Meister, so ein Gehilfe. Da verlautete bald, er verkaufe heimlich Gemeinدهolz, er schlafe tags und wildere nachts. Bei einem Haar wäre er auch ins Gefängnis gewandert. Aber auch ihn haben alle gern. Den Menschen und den Tieren können die Serti nichts zuleid tun. Gherardo vielleicht, doch der ist überhaupt ein besonderer . . . Die Serti wollen nur lustig leben, so wie es ihnen gefällt . . . Odo heiratete nun ein armes, braves Mädchen aus San Pellegrino. Seitdem wurde er viel ordentlicher. Bald hatte er etwas Geld erspart, ein wenig Vieh und das Stück Alpweide gekauft, wohin wir jetzt gehen. Sommer und

*) Förster.

Winter waren sie dort oben und sind ein bißchen verwildert dabei, das ist wahr, sogar auch Barbara, so heißt meine Schwiegermutter. Denkt Euch, wenn der Mond scheint, kann sie wie die Gamsen gar nicht schlafen. Und dann gerade wäre es am günstigsten, auf Rehe, Füchse, Dachse zu jagen. Nun erzählt man . . . ich selbst hab' es ja nie gesehen . . . an solchen Abenden tropfe er zur Cena immer einige starke Kräutertropfen in ihren Wein. Dann schlafe Barbara wie ein Murmeltier und er jage unterdessen über Stock und Stein. Doch wenn die Frau um die Sechse erwacht, liegt er neben ihr und schnarcht und sagt: Du Arme, hast gewiß wieder kein Auge zutun können. Wenn ich dir nur die Hälfte von meinem Bärenschlaf geben könnte . . . So spaßen die Serti. Gherardo, der Euch so schlecht gefiel, den solltet Ihr erst hören. Er spaßt Euch Sonne und Mond vom Himmel herunter . . .

Ich sah die Serti fast nie, aber ich hörte so viel von ihnen erzählen, daß ich sie schon darum gern hatte. Nur dachte ich, ich würde den Gherardo eher lieben . . .“ Hier wurde sie ein wenig verlegen und sah mich prüfend an.

„Frau Lätizia, was sinnt Ihr? Ich bin gut zweimal älter, Ihr könntet mir fast Großvater sagen. Scheut Ihr Euch vor so einem alten Burschen . . .?“

„Gar nicht, gar nicht, auch die Svizzeri in den Bergen werden es nicht anders machen als wir.“

„Selbstverständlich, wir beten zu Gott, essen Brot und Käse und lieben erakt wie hier zu Land.“

„Ja, den Gherardo habe ich leise verehrt. Er war dreizehnjährig, als ich ihn zuerst sah, nur anderthalb Jahre jünger als ich. Ist er nicht schön? Niemand hat solches Haar zu solchen Augen. Und daß er wild ist, gefällt mir gerade . . .“

Drohend hob ich den Finger.

„Davvero, er gefiel mir, obwohl er mir das Springseil zerrissen hat.“

„Seid Ihr denn . . .“

„Fragt jetzt nicht, höret. Die Leute sagten, alles Dalmatinerblut habe der Jüngere bekommen und alles brave Norcianerblut der Ältere. Da stellte ich mir einen halben Engel vor. Er ist dann in die Stadt gekommen und hat eine Bottega eröffnet, eine Seilerei. Und da weiß ich sehr gut, wie die Großmutter eben wegen jenem Springseil mit mir zum Laden Ignazio's ging. Sie schimpfte unterwegs erbärmlich, welche Schande es sei, in jenes ehrlose Diebs- und Galgenloch zu gehen, zu diesem Zuchthäuslerpack. Sie gehörte noch zu den paar alten Familien, die alle Weisäffen haßten und es den Eingewanderten zuschrieben, daß die Zeiten immer schlechter und die Dinge fürs Leben immer teurer wurden. Und nun erst die Serti mit ihrer unsaubern Vergangenheit! Übrigens, ich sag' es Euch offen, so wohl man diese Burschen auch leiden mochte, eine nähere

Freundschaft mit ihrer Familie, etwa Pate sein oder gar Hochzeiterin, das hätte doch niemand gewünscht. Erst seit Ignazio konnte das kommen. Von nun an, Signore, ist es eine Ehre, eine Serti zu sein . . . Ich habe angefangen, ich! . . ." Stolz blähten sich ihre kindlichen Lippen.

„Es ist eine Schmach, in diese Seilerei gehen zu müssen,“ seufzte die Nonna zehnmal unterwegs. „Aber das Seil kostet fünfzehn Soldi und dieser kleine Teufel ist es uns schuldig.“ Und so kamen wir in die Stadt und sahen dem Ignazio erst eine Weile zu. Er hatte seine Seilerei in der Gasse del Priore, die zur Piazza hinausläuft, hübsch ausgespannt und lief da an den langen, dünnen Fäden auf und ab, mit einem weißen Handschuh an der rechten Hand und unten oder oben am Ende drehte er ein Rad und die Fasern zupften sich zusammen, und er ging wieder herauf und hinunter und schliff das Gewirke zwischen den Fingern des Handschuhs und rauchte dazu eine lange Virginia. Vorne gegen die Piazza, wo wir warteten, war Sonne. Ich sehe es noch so deutlich . . ." Lätizia beschattete die Stirne, als wiederholte sich die Szene. Sie war jetzt in ihrem vollen Fabuliereifer und wahrhaft, sie besaß eine besondere Gabe, rasch und lebendig alles vorzustellen, was sie selber sah und fühlte. Ich hörte still zu.

„So deutlich!“ wiederholte sie, „und hinten im Gäßchen war Schatten. Wenn er dann unten im Dunkel

lief, dünkte er mich ein wahrer Unhold, häßlicher als ein Zwerg. Aber wenn er mit dem Seil in die Sonne, gegen uns hinaufglitt, immer die Zigarre mitten unter dem Schnurrbart und den hübschen weißen Handschuh an der rechten Hand, dann war es, der graue Strick werde Silber. Er floss einfach so aus seiner Hand. Welch kleine Hand! . . . Und er selber! . . . Dio, Dio, er war doch eigentlich der gleiche, häßliche, mit dem steckigen Haar und das Gesicht so klein und so voll Knochen! Ja, man sah es im Lichte nur noch besser, wie klein und wüst er war. Nicht einmal der blasser Schatten seines Bruders . . . Das sah ich alles. Aber sagt, was Ihr wollt, als er auf uns zukam, das Seil wie Silber zwischen dem Handschuh fließend . . . so . . . seht! . . . und mir zulächelte und sagte: „Ach, Lätizola . . . ich weiß, ich weiß, Gherardo ist ein Erbschelm, er hat dir das Seil verdorben . . . aber wir haben ihn schon zum Weinen gebracht . . .“ da, Signore, mußte ich ihn immer anschauen. Seine Augen sind doch herrlich . . . sagt doch, sind sie es nicht?“ . . .

„Das ist es ja, warum man ihn sogleich verehrt . . .“

„Noch heut' weiß ich nicht, was für eine Farbe sie haben, dunkelblau, dunkelgrau, schwarz und Gold und Silber, einerlei, er zog mir die Augen einfach weg, in seine Augen hinein, und so zog mich seine Stimme . . . wie sag' ich's nur . . . aus mir heraus zu ihm . . .

Seht, so eine gute Seilerei treibt er. Ich mußte lachen und zitterte doch dabei. Die Großmutter behauptet heute noch, er habe mich behext. Sie stupfte mich. „Was für ein freches Gesindel,“ lispelte sie, „so frech zu reden, statt sogleich fünfzehn Soldi herauszugeben“ . . . Ich habe ihn nie gewagt zu fragen, aber ich wette, er hat es gehört. Rasch zog er den Strick um die Seilspindel, blickte auf den Boden und ging langsam, langsam zurück. So ist er im Schatten verschwunden. Mir ward ganz traurig zumute . . . Ich habe mich von der Großmutter losgezerrt und wäre ihm am liebsten nachgesprungen. Er weint, meinte ich, sicher weint er jetzt. — „Komm, gehen wir lieber,“ verlangte da die Nonna, „fünfzehn Soldi, in Gotes Namen!“ . . . „Nein,“ sagte ich barsch, „ich will mein Seil . . . Dieser Ignazio ist gut und du bist eine garstige Nonna . . .“ Und ich wartete, bis er wieder in die Sonne hinauskam. Da hatte er wieder das gleiche helle Gesicht, ganz voll Sonne, und da lachte er mich wieder an und fragte: „Signora Caterina Bosini, darf ich dem Kind ein neues Seil geben, ein viel besseres dazu? Nur noch einen Augenblick, sonst verstrubelt sich mir der Strang . . .“ Die Großmutter brummte etwas, ich stampfte vor Freude. Als er unten das Rad festgepflockt hatte, sprang er in die Türe und kam eins zwei drei mit dem neuen Seil aus dem Laden. Er schwang es mir entgegen, so daß ich sah, wie biegsam und doch wie straff es den Bogen schlug. „Gefällt dir’s? Gut!“ . . . Er

zog es in die Handgriffe, knüpfte die Enden und sagte: „Spring einmal!“ Da nahm ich mich zusammen wie bei einem Examen und machte alle meine Künste über die Piazza. Ich galoppierte rundum, mit dem linken, mit dem rechten Fuß durch den Bogen hüpfend, rückwärts, seitwärts, und meinte, es sei noch immer nicht rund und hübsch genug, bis endlich die Nonna mich erhaschte und schrie: „Narr du, laß einmal das Theater da! Komm!“ . . . Jetzt gehorchte ich gerne, aber schaute noch einmal zurück. Wollt Ihr's glauben, Ignazio stand noch am selben Fleck, klatschte und rief: „Brava, bravissima!“

Mit Gherardo kam ich nun oft zusammen. Es liefen ihm viele Mädchen nach, und er meinte, ich sei auch so eine, die an seinen schwarzen Augen verbrennen wolle. Ja, ich selber glaubte es. Ich war so dumm. Ich merkte nicht einmal, daß es der andere war, warum ich zu diesem da gelaufen bin, der mich doch immer Lachgans spitznamste. Lachgans, ist das etwa ein Kompliment? . . . Lache ich wirklich so schrecklich viel? sagt, Signore!“

„O, Signora, ein wenig schon, ein ganz klein wenig . . .“

Sie drohte, als wollte sie mir die Hand vor den Mund halten, und fuhr dann eifrig fort, als müßte eine drängende Arbeit fertig werden: „Je mehr man daheim die Serti verschimpfte, um so höher schätzte ich sie . . . apposta*) . . .“

*) gerade darum.

„Ja, das glaub' ich, so ein rechthaberisches Köpfchen habt Ihr.“

„Gott sei Lob und Dank dafür!“ gab sie zurück.

„Streiten wir nicht . . . Was geschah dann mit Ignazio weißem Handschuh?“

„Spottet nur, ich erzähl's dennoch fertig! So oft ich konnte, ging ich nun zur Seilerei und schaute zu. Sonst war ich nie einen Augenblick ruhig. Aber dieser Arbeit konnte ich zusehen, ohne einen Schuh zu bewegen.“

„Dieser Arbeit? Ihr wolltet wohl sagen, dem Arbeiter?“

„Beiden zusammen, Herr . . . aber der Arbeit auch. Ihr könnt nicht glauben, wie das schön war, wie zufrieden, wie sauber. Mich dünkt jetzt oft, man hätte da nichts als zusehen müssen und gleich auch Ordnung in seinen Strubelkopf bekommen. Ich war ein solcher Strubel!

Aber merket wohl, ich ging nur, wenn die Sonne schien und immer gegen vier Uhr, damit alles genau so wäre wie das erstemal und Ignazio wieder so hübsch aus dem Dunkel ans Licht kommen mußte . . . Und ich weiß nicht warum, aber einmal sang ich dazu im Takte, wie er auf und ab ging: Er geht aus der Nacht . . . er kommt in den Tag . . . Er geht aus der Nacht . . . er kommt in den Tag . . . Aber wenn er dann nahe kam und mich so tief anguckte, dann tat ich, als ob ich nicht gesungen und nicht einmal an ihn gedacht hätte. Doch

er wußte es besser, lächelte geistlich und, wenn er vorne an der Spindel ankam, redete er jedesmal ein Wort zu mir. Ich wartete zuletzt auf diese Worte wie auf ein Wunder. Und immer schaute ich den Fäden in seiner Hand nach. — Welch eine schöne, kleine, sichere Hand war das . . . ! Habt Ihr denn gar nie in eine Seilerei geschaut? . . . Aber das wäre doch nicht Ignazio. Seht, der ging neben den feinen Schnüren; er ließ sie durch die Finger fließen, er drillte und schliff sie und da ward aus vielem, vielem zuletzt immer Eins, ein weißes, feines Seil . . .“

„Und so hat er auch Euch mit Leib und Seele in sein Seil gedrillt und gedreht und gefangen und wehrlos gemacht . . . Armes Fräulein Lätizia!“ späste ich.

Sie nickte zufrieden und überdachte etwas . . .

„Wenn ich nicht bei ihm war, so suchte ich doch überall, daß man von ihm rede. Und ich hörte nur Gutes. Sein Vater war doch etwas Ungebärdiges gewesen und auch die Mutter war auf Pianalpe so halb und halb verwildert. Als nun Ignazio aus der Gewerbeschule von Perugia kam und das Geschäft begann, hat er den Vater bald genug ans Seil genommen. Man hat zuerst gelacht, wenn der Alte mit den breiten Füßen und der Flinte an der Achsel . . . die ließ er nie, bis das königliche Verbot kam . . . an den Fäden auf und ab lief und hinter ihm die dicke Barbara mit der Spritzkanne . . . Man glaubte ja, diese zwei Vögel können nur noch oben bei den

Steinhühnern leben . . . aber der Nazio! . . . o er hat . . . wie sagtet Ihr? . . . mich und sie und alles Norcia . . . ja, ich glaube er hat auch Euch in sein Seil gedreht und alles muß tanzen, wie er will . . .“

„Und ich denke, das ist ein braver, ein schöner Tanz.“

„Ein wenig langweilig,“ seufzte mit drolliger Unaufrichtigkeit das hübsche Ding zwischen Mädchen und Frau . . . „Aber höret! . . . nein, es ist nichts . . . Steine sind ins Wasser gerollt . . .“

Auch ich hatte schon mehrmals sonderbare Geräusche durch den Nebel gehört. Es konnte ein unsichtbares Wasser, ein rutschendes Gestein, ein wildes Tier, ein erschreckter Raubvogel sein. Aber ich hätte geschworen, daß auch Musik damit lief, etwas von der silbernen Trompete Gherardos.

„Eilen wir, eilen wir,“ bestimmte Látizia, ohne daß ich wußte, ob damit die Erzählung oder unser Marsch gemeint war. „Die arge Großmutter schickte mich dann nach Spoleto in die Schule der grauen Suore . . .“

„Um noch hurtiger plaudern zu können?“

„Stört mich nicht immer, sonst hör' ich auf . . .“

„Um alles in der Welt, Frau Látizia, redet weiter!“

„Um Nazio zu vergessen. Zwei Jahre war ich dort. Ich lernte fast nichts als Geschichtenlesen. Wißt Ihr, was wir Mädchen spielten? Seilerei! . . . Wir sam-

melten alle Schnüre und Fäden. Dann spannte ich sie und drillte und zwirnte von einem Fenster zum andern und wickelte meine Kameradinnen hinein. Den Faden zum Stricken oder zum Häkeln, o wie oft quirlte ich ihn auf und reichte ihn unter den Schulbänken der Lisa Tognola und der Reghina Barri und von da ging er rechts und links weiter und kam zu mir zurück und es gab ein gehöriges Netz und die Suora Amaryllis las uns das *Paradiso* von Dante vor und merkte nicht, daß wir statt bei Beatrice noch immer . . .“

„In der Unterwelt . . .“

„In der Seilerei des Ignazio Serti waren. So hielt er mich auch in Spoleto an seinen Fäden fest. Und es liegen doch viele Berge dazwischen. Als ich dann nach San Pellegrino zurückkam, sprang ich natürlich sofort wieder zu Nazio. Die Nonna wehrte entsetzlich ab . . . Ja so, das wißt Ihr nicht, daß ich eine Waise bin. Vater und Mutter sind bei der großen Epidemia gestorben, wo ich noch nicht einmal selber die Nase putzen konnte. Alles Geld hat die Großmutter, sie klopft darauf, sie regiert . . . Und sie drückte mich entsetzlich, daß ich in die alte Sippe der Sempieri hineinheiratete . . . Diesen Löffel von einem Giorgio sollte ich nehmen, der eine zu lange Zunge hat und Risotto statt Risootto sagt . . . Nur weil er so reich ist, wie er dumm ist, soll ich ihn heiraten. Kuß ihn, befahl die Nonna. Hihhi, ich knirschte mit den Zähnen . . . so!“

„Halt, halt, das kann ich nicht hören, Ihr ver-
derbt . . .“

„O, ich habe Zähne wie Steine . . . Er konnte es auch nicht hören, er lief wie ein Hase davon. Seitdem haßte Nonna Caterina den Nazio noch viel mehr. Sie glaubte alles Unheimliche von den Klatschereien über die Serti. Wenn Gherardo wieder Birnen aus dem Garten des Canonico gestohlen oder eine Kage in die Sacristia gesperrt oder nach dem Aße noch einmal eine Glocke geläutet oder ein Mädchen in die Backe geküßt und gebissen hatte . . . o welche Streiche verübte der! . . . Die Nonna, wie sagt' ich? . . . Da rauschte sie großartig auf mich los: „Siehst du, sagt' ich's nicht? Geh doch, spring diesem Schandmenschen an den Hals“ . . . Warte nur, cara Caterina, sobald ich achtzehn zähle, spring' ich schnell genug in die Via del Priore und falte die Hände und bettle: „Nimm mich, Ignazio!“

Lätizia wischte sich das feuchte Haar aus der Stirne und fuhr über die hübschen Buckeln, wie um sich rascher zu erinnern.

„Einmal bin ich . . .“

„Hei, Herrgott,“ schrie ich, „was ist das?“ Ein Schuß echote von Fels zu Fels, nicht laut, dumpf und dämmrig, aber doch unheimlich genug durch dieses stille, nun fast tropfende Nebelgrau.

Sie fuhr unwillig mit der Rechten auf. „Laßt mich schnell fertig machen. Seht Ihr nicht, daß wir gleich in

die Sonne hinauskommen? Sie zeigte auf das leise Riesel'n. „Dort wartet Nazio.“

Also ein Jäger, beschwichtigte ich mich. Noch zu Weihnachten schießt und tötet man also hier. Aber, ich klopfte mir schnell auf die Brust . . . ich esse den Braten!

„Einmal bin ich dort an der Spindel gestanden, und als er nun wieder mit der Virginia im Mund und dem weißen Handschuh am Seil in den Sonnenschein herauskam, fragte er mich: „Was hast du da gesungen?“

„Nichts.“

„Ich hab' es fein verstanden . . . du sagst es ganz recht.“

„Ich geh' aus dem Schatten . . .

Ich komm' an den Tag . . . das?“

fragte ich.

„Das! Ich höre mit beiden Ohren: jedesmal, wenn ich zu dir hinaufseile, komme ich an den Tag . . . du bist mein Morgen und Mittag und Feierabend, in somma *), mein Tag! . . . Weißt du das etwa nicht? Du nicht so unschuldig! . . . Und gehe ich weg von dir . . . so wird es Nacht, basta . . .“ Flink drehte er sich um und raspelte an seinem schönen Geweb das Gäßchen hinunter.

Hundertmal schon fühlte ich, daß er so denke, und dennoch wurde mir vor Glück ganz elend, als er das sagte.

*) kurzum.

„So geh' nicht mehr weg,“ sagte ich, als er wieder zurückseilte, und packte ihn am Handschuh . . . Himmel wie fest war die Hand darin.

„Ich muß. Komm du lieber mit, mein süßer Tag!“ Das sagte er: „Mein süßer Tag!“

„Sogleich?“

„Sogleich!“

„Und da packte ich ihn auch noch an der andern Hand, an der ohne Handschuh, aber die zitterte jetzt. Und ich sah ihm gerade ins Gesicht und fragte: „Ist es wahr, daß dein Visnonno *) im Zuchthaus gestorben ist?“

Er sagte ruhig: „Ja, das ist schon so.“

„Und daß ihr von Seeräubern herkommt?“

„Das wird am Ende auch so sein, betrachte nur meinen Gherardo!“ Er lächelte dazu.

Ich mußte nichts mehr zu fragen.

„Wenn du bis zu Adam hinaufgehst,“ sagte er dann lustig, „so findest du in jeder Familie einen, der im Gefängnis gefessen ist und sogar einen, den man gehängt oder geköpft hat . . .“

„D,“ schrie ich Dumme.

„Aber auch einen, der heilig gewesen ist oder der seinem Volke zu essen gegeben oder ein Unglück vom Hals geschafft hat, so einen kleinen Joseph oder Moses, meinst du nicht? ..“ Und jetzt, wie spür' ich's doch bis heut, schüttelte er mich gewaltig an beiden Händen. Ich

*) Urgroßvater.

glaubte ihn zu packen, aber er hielt mich gepackt. Dann rief er: „Ich bin ich und du bist du und zwischen uns steht nur der Herrgott, und jetzt sag', was brauchen wir noch Tote und Lebendige?“

Und mitten im Gäßchen, wo die Piazza aufgeht, am hellen Tag, ob es dort Leute gab oder nicht, bin ich ihm um den Hals gefallen und habe gerufen, als müßten es alle Menschen wissen: „Du hast recht, Nazio, heiraten wir . . .“

„Wie gut, wie lieblich ist das!“ entschlüpfte mir unwillkürlich. „Gebt mir die Hand! Ich muß eine so glückliche Hand drücken.“

Wir waren in der Spannung der Geschichte, ohne es zu merken, rascher gelaufen und jedenfalls ein tüchtiges Stück am Passe vorwärts gekommen. Schon eher hatten wir bemerkt, daß der Nebel dünner und es sonderbar licht vor uns wurde.

„Ah, bravo,“ rief Lätizia ganz selig, „seht da!“

Aus einem Gewoge von weißem Rauch bligte ein Sonnenstrahl herein. Aber gleich überschattete es ihn wieder.

„Ist das nicht Weihnacht?“ fragte ich glücklich.

Sie verstand mich sofort. „Ja, das ist wahrhaft Weihnacht.“

Wir liefen, als könnte uns die Sonne davonrollen, rascher und rascher. Zwischenherein konnte Lätizia unter Prusten und Lachen doch nicht anders, als in abgerissenen

Sätzchen erzählen, wie Nonna Caterina alle Hebel in Bewegung setzte, um eine „so schmutzige Heirat“ zu hintertreiben. Lätizia mußte zum Arciprete, zum Sindaco, zum Waisenamt. Aber wenn sie begann, wie das alles mit dem Springseil angefangen und an Nazios schönen, weißen Seilen weitergewirkt und mit einem tapfern Knopf am Ende geschlossen habe, lächelten und nickten die grauen Häupter und segneten sie. Die Nonna verzweifelte fast. Sie weinte, kniete ab, drohte, fluchte, warf der Enkelin ganze Haufen alter Goldstücke in die Schürze und verriegelte sie wieder in den eisernen Koffer und saß darauf wie ein Drache ab: umsonst, Lätizia heiratete, nicht viel über siebzehnjährig, und fand alles, was sie bei Nazio ersehnt hatte. Sie half auch am Seil, verkaufte im Paden, hirtete in Pianalpe und wußte nie, ob die Monate oben am Paß oder unten in der Via del Priore schöner seien. Überall, wo Ignazio war, war es schön . . . „Nur auch ein wenig langweilig,“ schmollte sie köstlich. „Seht, er ist zu gut und zu gut ist langweilig . . . Da ist es dann gerade recht, daß Gherardo manchmal einen Streich spielt . . . Wenn wir einmal genug Geld haben, muß er auf die Scuola forestale, er muß Förster werden, aber Capo forestale, Meister. Der Sindaco hat schon gesagt, daß man ihm gerne hilft. Er ist geschickt, er kennt jeden Baum, klettert wie ein Eichhorn und kann dann hier oben holdern und foldern wie ihm gefällt.“

Wir rannten jetzt förmlich, immer häufiger von einem blauen Auge des Apenninenhimmels oder einem Funken der Sonne getroffen. Wir versuchten, die lockern Fegen Rauch mit den Händen wegzuwischen. Nun sahen wir schon vor uns ein weites Stück Straße wie ein goldener Fluß uns entgegenkommen. — Steinblöcke, Stauden, Kräuter glänzten wie entzündete Leuchter, die nahen Gestalten der Berge schwammen in violetten und rostgelben Massen hervor und standen an dieser hohen Straße niedrig, sozusagen Brust gegen Brust zu uns. Da, da war der letzte Schleier zerrissen, wir standen im schönsten Nachmittagssonnenschein der Paphöhe, erschauernd in der plötzlichen Wärme, und im Nu fingen unsere nebelnassen Kleider an zu tropfen und zu dampfen.

Aber Lätizias Gesicht lief es wie feiner Tau. Ein Tröpfchen hing wie eine Perle an ihrem Näschen. Sie leuchtete und duftete, als käme sie aus einem frischen Bade. Wie ein Mädchen sah sie aus. Wohl, das Bad lieber Erinnerungen hatte sie so verjüngt.

Aber welche Welt stand da in der späten, tiefgelben Vergoldung des Tages weitem vor unsern Augen. In der Tiefe ganz vorne mußte das Tal des Tronto nach Ascoli hinunter führen. Wir sahen davon nur die jenseitigen bescheidenen Monti Girello und Ceruso, und was weit dahinter wie blauflimmernde Seide in den Himmel hinaufwehte, war das nicht das süße Gewässer der Adria, das offene Thor zum Orient?

Auf einmal fing etwas in mir zu wirken an, genau so, wie jedesmal, wenn ich auf einer Berghöhe die Offenbarungen der Weltweite . . . und auch der traulichen Weltenge! . . . erfahre; oder wenn ich, durch Winter und Weh ins Stüblein gefesselt, ein Reisebuch öffne und heroische Viertausenderschritte vernehme; oder wenn in meine brache Seele eine große Melodie, ein tiefer Vers ungerufen seine viel größere Seele schüttelt: die tausend Flügel meines Geistes lüften sich. O Seele, Seele, du liebes Ding, wie schön, daß du noch immer fliegen kannst! Fliege nur! Aber fliege mir nicht davon!

Links standen wir nahe an den Sibyllen. Der Monte Bettore, das Oberhaupt, erdrückte uns fast. Rechts neigte uns über ein Tal weg der Monte Cevo sein gnädiges Antlitz zu. Aber hinter ihm, noch südlicher, kam das ganz Große, die Aristokratie der Apenninen, die Gran Sasso-Gruppe. Ich kenne keinen ähnlichen Anblick. Trotzdem kann ich nicht sagen, was seinen besonderen Reiz ausmacht. Es sind gewölbte und stumpfe Formen zu sehen, aber kein Gletschergrün und keine herrische Gestegegen Himmel. Dennoch steckt etwas unnahbar Düsteres, Machtvolles, fast Unerhörtes in dieser herzschiagslos stillen, zusammengepackten, dunkeln Gesellschaft, die uns den Mittag zu verriegeln droht, den lachenden Mittag Italiens. Ja, dort hört das Lachen auf. Dort haust keine Beata Risola, das ist die Welt des Aszeten bei

Wasser und Wurzeln, der Tragödie eines Eremiten wie des Papstes Cölestin *).

Jetzt standen diese Unholde bis zur halben Brust im frisch gefallenem Schnee des Dezembers. Aber sie wurden darob um keinen Deut traulicher. Ihr Herz blieb dunkel. Sie besaßen nicht den harten, majestätischen und dennoch festlichen Glanz unserer Viertausender. Es war vielmehr eine fremde, unvertraute, abenteuerliche Pracht in ihnen, etwas Unwahrscheinliches, Gespenstisches und doch so überzeugend Grandioses. Ich konnte mir die Gewalt ihrer Erscheinung nicht anders erklären, als weil sie in die Bläue der Meere rechts und links, in den Übermut dieses Himmels, in die Süßigkeit dieser Täler und Ebenen so wenig passen, wie ein schroffes Nein in lauter helle, lachende Ja paßt. Wenigstens von dieser Ferne aus! . . . In der Nähe, in ihrem eigenen Schatten, begreift man sie dann freilich bald, genau wie man den seltsamsten Menschen in seinem Heim und Rock und Stuhl gar schnell verstehen lernt.

„Schaut einmal zurück,“ bat Rätizia, die sich über meine Schwärmerei langweilte. Ei, da waren wir ja aus einem unglaublich dicken, wüsten Nebelloch herausgekommen. Wer dächte, daß man da unten hatte atmen können. Über den Nebel, jenseits Norcia, tauchte die

*) Peter Morone, 1294, mit Gewalt aus der Wildnis gerissen und zum Papst gekrönt, resignierte im gleichen Jahr und starb als Gefangener 1296.

Kette der Spoletanerberge empor, mit dem prächtigen Monte Terminillo am südlichen Zipfel. Weiter nach Westen ging ein bläulicher Duft topfoben in alle Unendlichkeit hinaus. Darin versanken die Maremmen und das Tyrrhenische Meer wie ein Klümpchen Erde und ein Tropfen Wasser.

So erblickten wir nichts als Kuppen und Gipfel und gewundene lange Rücken und ferne ungewisse Meer- und Himmelsfarben. — Aber kein Haus, keine Landstraße, nicht einen Stein von einem Kirchturm, wo die gemüthlichen Stunden schlagen, kein Wirtshaus, wo man gastlich in die Ecke zu einer warmen Winestra sitzt, kein Dorf, wo die Menschen sich aneinander erwärmen . . . oder auch aneinander erkälten . . . nichts dergleichen. Wir waren ganz allein mit der Sonne und den Bergen. Nur dann und wann unerwartet flog bei einem lauten Schlag des Steckens ein Schwarm Schneehühner auf, strich niedrig über die Trift und verschwand wieder lautlos im verhöckerten Boden.

Die Straße ging jetzt fast gerade und dort vorne war nun allerdings etwas Menschliches und kam uns winkend entgegen: Ignazio mit Mutter Barbara. He ho! tönte es uns schwach entgegen . . . he ho! antwortete Lätizia durchdringend wie ein Marmeltierpfiff . . . Sie kommen, sie kommen!

„So erzählt mir noch schnell den Rest,“ bat ich.

„Es ist nichts mehr zu sagen. An der Hochzeit saßen

wir am Tisch ohne Nonna und Biszia *). Sie lieben mich immer noch, das ist keine Frage. Sie haben ja sonst niemand. Aber sie lieben mich wie Ragen, sie wollen mich für sich allein . . . Ich sollte geduldig bei ihnen hocken, in einer Schachtel etwa, und mich wie eines von ihren Goldstücken da angucken und streicheln lassen . . . ja, ja, so ist es, wie ein Goldstück, und nur für sie glänzen, o Christo santo! . . . Es schmerzt sie, daß ich mich von ihnen getrennt habe; sie passen auf wie Ragen, wenn ich einmal an ihrem Haus vorbeigehe . . . Aber das Geld haben sie noch lieber. Und Ignazio hassen sie mehr, als sie mich lieben . . . auch das! Und so können sie absolut nicht in den Himmel."

"Wer Euch nicht über alles liebt, kommt also nicht in den Himmel," scherzte ich.

"Bin ich denn nicht gut, sehr gut?" fragte sie, ihre hellblaue Schürze ausbreitend, als wäre das ihre Seele, und forderte mich mit mädchenhafter Unschuld heraus, doch einen Flecken daran zu entdecken.

"Dem Nazio ist das alles ganz gleich," tadelte sie. — "Aber mich plagt es furchtbar, daß man so schlecht gegen uns sein kann. Das Geld bekommen wir ja sicher einmal. Aber ich möchte es jetzt, oder doch die Hälfte. Wir würden dann ein schöneres Haus bekommen, das von Davide Ascorre an der Piazza, mit dem Balkon und dem großen Gitter an der Türe. Es wäre so hübsch, abends

*) Großtante.

auf dem Altan die Blumen zu spritzen, und dem Arciprete auf die Piazza hinunter zu antworten: *La riverisco, Reverendo, che bella sera!*)*) . . . Wenn Davide es nur nicht früher verkaufen kann! . . . Wir haben gehofft, daß Caterina nach und nach weicher werde, wenn sie sieht, wie glücklich Nazio mich gemacht hat. Aber das reizte sie nur noch. Gift und Galle speit sie gegen ihn . . . Oh, das war letztes Jahr ein Spaß, beim Erdbeben. Wir liefen nach San Pellegrino. Die ganze Nacht beteten wir im Garten neben dem Hause miteinander. Ihr habt ja gesehen, es ist das größte und nobelste Haus, aber auch das gebrechlichste. Nazio und ich und einige Paternoster lang sogar Gherardo knieten neben den Frauen und stützten sie. Immer wieder nahm die Großmutter meine Hand und flehte: *Hilf beten, Kind!* . . . Noch ein Paternoster, daß die Casa nicht zusammenfällt! . . . Noch ein Paternoster, daß unser . . . Tesoro . . . nicht geraubt wird . . . Denkt Euch, Signore, sie ließen ihn im Versteck und wollten ihn lieber verschütten, als von den Bauern suchen und herausholen lassen. Wahrhaft schäm' ich mich, das zu sagen . . . So haben wir also gebetet, und die Alten weinten, und Nazio lispelte mir ins Ohr: *Das ist die Gnade* . . . O, ich wußte es besser. Als alles gut vorbeigegangen war, nur daß ein paar Risse mehr im alten Hause waren, blieb auch alles beim Alten, der Geiz, der Haß, die harten Köpfe. Nein, lieber

*) Grüß Gott, Hochwürden. Was für ein schöner Abend!

Signore, diese Sibyllen bleiben Stein, und Steine werden keine in den Himmel spediert . . .“

Hart und spöttisch kräuselte sie die Lippen, dann hüpfte sie, ohne mich weiter zu beachten, der alten Barbara und Ignazio entgegen.

Mir blieb noch ein Weilchen, über das Gehörte nachzudenken. Was wollte ich noch von diesem schönen Tag? Ich hatte ein rundes Stück Leben genossen. Warum sollte ich nun noch bei diesen Leuten einkehren und übernachten? Gewiß hatten sie kaum genug Bequemlichkeit für sich selbst. Nein, ich beschloß wie bei einem schmackhaften Essen, wo ich gerade gekostet, was mir gut tat, nun vom gastlichen Tische aufzustehen, mich herzlich zu bedanken und weiterzuziehen.

Die kleine, runde, redselige Frau Barbara begrüßte mich schon wie einen Bekannten. Sie trug einen Henkelkorb am Arm mit wildem Honig. Den wird sie in die Casa Bosini bringen. Es ist der einzige süße Zusammenhang, den die beiden Familien noch behalten, wilder Berghonig, und eigentlich ist auch der eher bitter als süß, aber wie man hier schwört, hundertjährig machend. Die Mutter Certi sammelt ihn sommers in den Wäldern auf der Südostseite des Passes und verkauft das Töpfchen ziemlich teuer. Die Bosini tunken den Finger hinein, klagten, er sei heuer etwas fade, wägen vier Pfund davon ab und zahlen mit den widerstrebenden, dürren Zäpfingern die entseßliche Summe.

„Geh' diesmal lieber nicht,“ bat die Tochter. „Sie werden grauſig erboſt ſein wegen dem Concerto.“

„Doch, Mutter, geh' nur,“ ermunterte Ignazio und klopfte die Aſche von der bedenklich kurzen Virginia. „Dieſer Topf ſieht gar lieb aus. Sieh' ihn einmal an, Lätizia; gelb wie die Sonne . . .“

„Die werden ja doch nicht heller davon.“

„Aber doch einen Augenblick ſüß,“ ſpaßte er. „Und man weiß nicht, was in einem ſüßen Augenblick geſchehen kann. Denk du nur zurück, damals bei der Spindel . . . ,ich geh' aus dem Dunkel und' . . .“

Sie ſchlug ihm zierlich mit der Hand auf den Schnurrbart.

„Immer noch ſpielen ſie wie Kinder,“ ſagte die Mutter zu mir und ſchüttelte glücklich den grauen Kopf. Sie wandte ſich zum Abſchied.

„Aber, Signora Barbara, Ihr könnt doch nicht ſo allein den dicken Nebel hinunter,“ rief ich beſorgt.

„Gherardo wartet doch,“ erwiderte Lätizia.

„Gherardo?“

„Er iſt doch beim Feuer geblieben. Dann iſt er mit uns . . .“

„Mit uns . . . aber Frau Lätizia, ich bitt' ſchön.“

„So hundert Schritte hinter uns. Er geht lieber für ſich allein, er kann dann machen, was er will . . . mit der Piſtole und mit der Trompete . . . He ho! . . .“

he ho!" schrie sie rückwärts gewendet und die Hände wie ein Schallrohr vor dem Munde.

Wahrhaftig, irgendwo aus der Tiefe tönte sehr bald die bekannte wilde Trompete herauf.

„Da sitzt er wohl auf einem schwierigen Felsblock und bohrt Löcher in den Nebel," scherzte Ignazio. „Er ist ein heilloser Kerl. Hast du nicht gesehen, wie er dem großen Gianni Wein in den Dudelsack goß? Aber die Mutter würde er lieber nach Norcia hinunter tragen als nur am Arme führen . . . Mammina, er muß bald nach Perugia, überlegt es mal . . ."

Sie wehrte schmerzlich mit der Hand ab. Aus der Tiefe der Straße musizierte es wieder und wieder. Und bei Gott, dieses grausame Trompetchen konnte jetzt auch zärtlich reden: „Kommst du bald, Mütterchen?" schien es zu fragen und versicherte dann: „Ich bin da! . . . keine Angst, ich warte schon! . . . He!" trillerte es, „soll ich dich nicht auf den Buckel heben und mal mit dir in die weite Welt hinaus traben? . . ."

Schließlich trippelte Frau Barbara mit dem bittersüßen Honighafen und ihren bittersüßen Hoffnungen straßab dem geliebten Schlingel entgegen. Der junge Mensch dort unten mit den abenteuerlichen Augen und den zerbissenen, hitzigen Lippen hatte also auch Güte in sich. Soweit die Sonne scheint, kann nichts, gar nichts völlig gefrieren.

Herzlich, obwohl es mich hier einladend genug

dünkte, empfahl ich mich bei der Hütte Pianalpe von den jungen Eheleuten. Der Schnee von den Klüften reichte ziemlich weit die Halden hinunter. Aber in der Pässniederung hatte ihn die Sonne geschmolzen, und mich dünkte, als wolle schon lenzliches Gras aus dem nassen Alpboden stoßen. Ein krüppeliges Gehölze zierte den nächsten Hang, ein Stall gefüllt mit Heu lag daneben, und eine Menge Schafe und Ziegen tummelten sich weit zerstreut in der Sonne. An der Hütte war eine kleine Käseerei oder Molkerei angebaut. Ob und warum man hier mit dem Vieh überwintert, statt mit Tier und Futter ins wärmere Thal zu fahren, das fragte ich mich nicht und weiß ich heute noch nicht. Ich konnte mir beim Anblick der sonnigen Zufriedenheit, die hier um Heim und Habe spielte, gar nichts anderes vorstellen, als daß es so und gerade so sein müsse.

Lätizia band das Kopftuch los, Ignazio zündete mit dem letzten Streichholz seinen Zigarrenstummel an; dann eilten sie der kleinen Thüre zu, indem sie mir winkten, doch mit hineinzukommen. „Übernachtet bei uns,“ sagte Ignazio kurz und bündig, da er glaubte, ich zaudere aus eitler Höflichkeit. „Wir haben genug Platz.“

Als ich aber ehrlich erklärte, daß ich gerne den prächtigen Sonnenschein benütze, um noch ein Stück des Passes, vielleicht bis Arquata hinunter zu pilgern, wünschten die beiden Certi mir ebenso kurz und bündig Glück zur weiteren Weihnachtsfahrt. „Möge dir das

Christkind begegnen," sagten sie nach der alten Berglersitte, sich zu Weihnachten zu begrüßen. Nie ward mir ein besseres Abschiedswort gesagt.

Dann traten sie in die Hütte, winkten noch einmal von der Schwelle und schlossen die Türe fest zu. Im Rücken war auch schon das Mütterchen im Nebel verschwunden, die Silbertrompete schwieg, ich war wieder allein und begriff, daß sich soeben die Deckel über einem lebendig-schönen Histröchen geschlossen hatten, das man in keiner Sprache gerecht erzählen kann.

*

Und die Sibyllen? . .

Ich wanderte damals nach Ascoli und von da nach Chieti hinunter, wie ein guter Wind mich etwa von einem Tag zum andern vorwärts trieb, bis es plötzlich hohe Zeit war, mich wieder in meine alte kleine Heimat über dem Gotthard einzukapseln. Und so verlor ich die steinernen Frauen ganz aus dem Auge.

Meine Leser möchten wohl gerne glauben, jene Balade vor dem Bosinihause oder doch jenes Honiggeschirr habe endlich die Sibyllen von San Pellegrino erschüttert. O nein, so romantisch ist meine Novelle nicht. Es ging viel gewöhnlicher zu. Jene Erschütterung, die da nötig war, kam von einem der zahlreichen, ganz ordinären Erdbeben, die hier zuhause sind und ihr Gastrecht so brutal mißbrauchen.

Es war freilich ein sehr starkes Gerumpel, wovon ich einige Jahre nach jener Reise in unseren Zeitungen las. Gerade das Gebiet des mittleren Apennin zwischen der Hauptkette und den Vorgebirgen ward am schwersten betroffen. König und Königin und der Ministerpräsident besuchten und trösteten auch das Cornotal. Aber die Namen San Pellegrino oder gar Norcia las ich nicht unter den zerstörten Ortschaften. Es trifft die Norcianer immer nur so ein bißchen von der Seite, mehr wie ein gelinder Rippenstoß oder eine Ohrfeige des Vaters Pluto. Sie sind zu stark und zu schlau, um sich völlig bodigen zu lassen.

So sehr ich es wünschte, es gelang mir seitdem nicht mehr, das sibyllinische Städtchen zu betreten. Aber zuverlässige Freunde aus Perugia gingen dorthin, und ich gab ihnen Brief und Weisung mit und erhielt nun auch kurze Berichte. Darnach hätten jene Erdstöße doch recht bedrohlich gewirtschaftet. In San Pellegrino, das direkt unter einer Erdbebenlinie stehe, wurden mehrere Gebäude ernstlich beschädigt, doch nur der haufällige Palazzo Bosini mußte zum vornherein aufgegeben werden. Zum Unglück war damals die Großtante Lätizias gerade etwas unpäßlich. Bei achtundsiebzig Jahren unpäßlich sein, ist kein Spaß. Der Schrecken des unterirdischen Gewitters von drei Uhr morgens bis in den Mittag setzte der Greisin so zu, daß sie schwer erkrankte. Die Nonna geriet außer sich. Was hatte sie Lebendes als ihre Schwester auf Erden?

Wie schon einmal, kamen Ignazio und Lätizia noch bei Nacht mit ihren Seilergesellen, um die erste Hilfe zu bieten. Diesmal holten sie die beiden Damen, die fast nicht von ihren Ruinen wegzubringen waren, Ruinen sie selbst, kurzerhand nach Norcia. In ihrer Verwirrung hatte Caterina die Schürze mit dem unnötigsten Schnickschnack gefüllt, wie zerbrochenen Vasen, alten Seidenresten und Garnituren und am Arm trug sie den seit zwanzig Jahren leeren Bogelkäfig. Man logierte sie ohne viel Umschweife ins Sertihäuschen, das schmal und niedrig außerhalb der Porta Romana bereits in den Wiesen des Corno steht.

Zuerst muß es widerhaarig zugegangen sein. — Die Frauen wollten in den Albergo, aber der Albergo wollte die Schwerfranke um kein Geld. Auch kein anderes Haus öffnete den beiden übel Gelittenen die Türe.

Nach zwei Wochen starb die Tante. Lätizia und Ignazio hatten abwechselnd Tag und Nacht an ihrem Bett gewacht und ihr das Leben zu lindern versucht. Denn die Nonna, die anfänglich niemand zuließ, nickte vor Schwäche jeden Augenblick ein.

Vielleicht in diesen langen Nachtstunden, beim flackernden Kerzenlicht . . . das elektrische war gründlich zerstört . . . und den fliehenden Atemzügen, vielleicht beim geduldigen Abtrocknen der mit Angstschweiß bedeckten, harten Sibyllenstirne, vielleicht beim Einlöffeln des Honigwassers in den ausgedörrten Mund, beim mil-

den Zulächeln und der grundgütigen Bassstimme Ignazio, wenn er etwa mit drei vier Worten Mut zusprach, vielleicht als Lätizia der Tante in einer leichtern Stunde die Geschichte der Beata Risola erzählte und dabei, so viel sie nur konnte, die Fabel auf ihre eigene Mühle leitete, während Nonna Caterina in der Fensterbank saß, die Augen schloß, zu schlafen vorgab, aber diesmal mit gespitzten Ohren und einem Gewissen, das auch anfang, feinhörig zu werden, diesen lange nicht mehr vernommenen, fröhlichen, sorglosen Lebensklängen zuhörte, vielleicht durch all das tauten die Sibyllen nach und nach auf. Ganz bestimmt hat man mir das eine versichert, daß Ignazio die sieben Bußpsalmen, an die niemand, der sie kennt, und noch weniger, wer sie in seiner Ohnmacht einmal vorbeten hörte, ohne heilige Rührung denkt . . . daß Ignazio diese biblischen Gebete auswendig weiß und wundervoll vorbetet. Jeden Abend und bei jedem Erstickungsanfall der Alten las er sie am Bett knieend mit der ganzen Wärme seiner Seele vor. Und diese Stimme aus dem hoffenden Altertum, aus den Fluren Hebrons und den Hallen Jerusalems, diese Stimmen aus einer anderen Welt, rüttelten wohl das Herz der Kranken am meisten auf. Sie schwieg. Aber wer weiß, was sie dachte, erkannte, bereute, gelobte. Eine erleuchtete Stunde kann hundert Jahre Finsternis besiegen. Kurz und gut, die Zia starb in den Armen Ignazios . . .

Von nun an senkte die Großmutter ihr weißes Haupt, wenn der junge Mann an ihr vorüberging. Sie geht nun ins einundachtzigste Jahr, redet fast nichts, nur mit sich selber, wenn sie sich allein glaubt, geht nie mehr über die Schwelle, läßt sich wie ein Säugling besorgen, hält immer noch den Beutel im Sack, aber sagt, ohne ein Auge zu öffnen, immer häufiger „So langt doch zu und nehmt heraus, was es braucht“ . . . Verzeiht mir! hat sie nie gesagt und nie: Ich bereue! . . . Aber oft sichern ihr im Schlase, wo sie sich nicht beherrschen kann, Tränen aus den Augen. Am Tage ist sie milde, sitzt am Fenster, schaut oft zur Uhr und bewegt beständig die Lippen. Sie redet ohne Zweifel mit ihrer verstorbenen Schwester und sehnt sich stündlich nach ihr.

Droben von den sibyllinischen Gipfeln lacht die tiefgelbe Abruzzensonne ins Städtchen hinunter. In der Via del Priore fließen die Seile durch den kleinen Handschuh des Ignazio und leichte Virginiawolken kräuseln beständig in die Luft. Hinter ihm klappert in lauten Zoccoli Lätizia mit der Gießkanne und bespritzt das Gezwirnte und Gezopfte vorsichtig. Und hinter ihr, mit beiden Patschhänden in Mutters Rock verkrampft, stämpfelt linkisch ein junges, kohlschwarzes Sibyllchen . . .

Sie haben jetzt eine neue helle Glocke, Risola benamst, an die Kadentür gehängt und die schellt unaufhörlich. Denn alle Welt braucht Seile, Schnüre, Fäden, um das gebrechliche Glück und Leben besser zu binden

und mit einem Knoten, wie Ignazio ihn schlingt, fest zu knüpfen. Wenn das Geschäft so weiter geht, können sie das Haus des Davide Ascorre an der Piazza bald kaufen, und Lätizia wird am Abend auf dem Balkon die Geranien begießen, während Ignazio seine Zigarre schmaucht und man dem Arciprete auf den Platz hinunter gnädig den Gruß erwidert: „La riverisco, Reverendo! che bella sera!“

Welch' schöner Abend? O nein, welch' schöner langer Mittag noch, ihr lieben jungen Begleiter auf dem Sibyllinen-Passe!

Das Wunder von Bolsena

Der Erzpriester Aldo Aldi di Senti von Vossena predigte mit leiser Stimme zu seinen Pfarrkindern von den Kostbarkeiten der Bruderliebe. Er brachte viele Beispiele aus den alten Büchern, heidnischen und christlichen. Denn er war ein gelehrter Mann. Man hörte ihn Castor und Pollux, Achill und Patroklos im gleichen Atem mit David und Jonathan nennen. Aber seine Stimme blieb dünn und dürr wie das Rascheln von alten Buchblättern, und nie rauschte ein Lüftchen der Begeisterung durch dieses papierene Wesen. Die Gemeinde horchte auch übel genug zu, gähnte oder plauderte untereinander oder nickte ein. Aber in einem merkten die Leute scharf auf: sie standen in zwei unvermischten Haufen, gelb- und blaubebändert unter der Kanzel und ließen zwischen sich eine scharfe Kluft der Feindschaft offen. Sogar die zierlichen Knäblein des Hauses Benoni hübten und die in langen Röcken ganz frauenhaft dastehenden sechs- und siebenjährigen Mägdlein der Herrschaft Quatri, die in der Via Santa Christina einander gegenüber wohnten und Schnüre zueinander spannten, wenn die Eltern auf dem Markte zu Orvieto waren, und daran Reiflein aus Draht herüber, hinüber gleiten ließen und sich an die Finger steckten, als wären sie nun Frau und Mann, sogar diese unschuldigen Kleinen sahen jetzt steif aneinander vorbei in die Kanzelhöhe oder noch lieber zu den bemalten Holzengelchen an der Diele.

Aldo Aldi predigte verdrossen weiter. Diese breite

Spanne zwischen seinen Zuhörern gefiel ihm nicht. Er hatte sich vorgenommen, im Worte nicht zu erlahmen, bis diese Heerstraße des Hasses schmaler würde, bis sie nur noch ein kleines Gäßlein für ein paar Querköpfe wäre, über das die übrige Gemeinde sich fröhlich hinwegsetzen könne. Statt dem schien die Straße während seines Vortrages immer breiter zu werden und der einzige, der darüber stolzierte, sich immer unmanierlicher zu gebärden — der alte Bruderzwist.

Just mit vorbesagten Venoni und Quatri hatte er begonnen. Jene zwei alten Häuptlinge der Familienherrschaft hatten sich auf dem vierten Kreuzzug in enge Freundschaft zusammengelebt und in einem grauen Seesturm gemeinsam die Gründung einer Kirche Athanasia gelobt, wenn sie der Woge entkämen. Kein geringerer als Innozenz der Dritte hatte ihr Versprechen mit seinen blassen, weltregierenden Händen gesegnet. Aber die Fundamente waren noch nicht fertig gelegt, als die beiden Kreuzfahrer daheim verstarben und die weitverzweigte Verwandtschaft, die ohnehin immer in ungleicher Meinung gestanden und sich gegenseitig möglichst geärgert hatte, in der Absicht der Stiftung und in der Art des Baues immer weiter auseinanderging. Die Venoni wollten eine einfache Kirche, ohne Gepränge nach außen, aber dafür sollten die heiligen Geräte recht köstlich, besonders aber der Tabernakel ein Kleinod sein, und es sollte das Geld vor allem an fromme Stiftungen wie Jahrgesamten,

Seelämter und für eine nimmermüde kleine Vetergarde vor dem Allerheiligsten aufgewendet werden. Doch das widersprach den Quatri, die dem Bau etwas Domhaftes und in seiner marmornen Majestät weithin über die Stadthäuslein Herrschendes verleihen wollten. Wohl, der Gottesdienst im Innern sollte einfach und würdig sein wie das Herz eines rechtschaffenen Volsener Christen. Aber das Gesicht dieses Menschen sollte nach außen so mächtig und herrlich wirken, daß dadurch Tausende angezogen würden, auch das Innere kennen zu lernen. In die Fassade der Kirche sollte das meiste Geld geworfen werden.

Die übrigen Einwohner der Stadt und die paar Geistlichen fanden einen guten Sinn in beiderlei Begehren. Aber je nachdem sie sich mehr zur Fassadenpartei oder zu den Tabernakelfreunden neigten, vermehrten sie den Hader erst recht. Und nach und nach wuchs die Uneinigkeit über den Bau hinaus zu einem bitteren Gegensatz in der ganzen Lebenshaltung. Die Venoni folgten einem knappen, sparsamen, etwas harten Leben und zogen den blauen Gürtel streng um ihre Hüften. Die Quatri dagegen huldigten einem vielbräuchigen und nach allen Sonnenseiten lachenden Dasein. Gene lasen nur fromme oder philosophische Schriften, diese sangen auch arabische Liebeslieder, wie man sie von Spanien und aus dem Orient heimgebracht hatte. Gene sandten keine Söhne nach Salerno, wo Mauren in

der Astronomie und Algebra einen glanzvollen Unterricht gaben; diese aber ließen ihre Knaben nicht bloß in Salerno studieren, sondern sie mußten ihnen auch die schöne Insel Sizilien besuchen und dort ein paar starke Atemzüge der ghibellinischen Luft trinken. Denn die Quatri hielten es heimlich mit den Stausen, während die Benoni wie eiserne Pfeiler unter dem päpstlichen Kampf- und Triumphbogen standen. Vielleicht war sich das, was man mit den rohen Parteiaugen nie ergründen, nur verwirren und bestäuben kann, die scheue, innere Seele, hüben und drüben ganz nahe. Vielleicht, wenn diese Seelen sich einmal unerwartet, ohne politische Abzeichen und Parteifarben, unter einem Tor begegnet wären, so wie sie sich einst unter den ehernen Pfosten der Ewigkeitsportale begegnen werden, vielleicht hätten sie sich verwundert, wie sehr sie im Guten und Schlimmen sich glichen. Sie hätten sich lieber Du gesagt und wären Arm in Arm den noch unverlorenen Nest ihres Lebens mitsammen gegangen. So aber sahen sie im Gegner nichts anderes als das pure, böse Gegenteil, und wo sie sich trafen, kam es zu Schlägereien, bis ein paar blutige Fesseln und wieder ein Stück Menschlichkeit auf dem Platze blieben.

Erzpriester Aldo Abdi, der auf der Kanzel stand und über die breite Scheidung im Volke zu Füßen staunte, hatte leider dieses Argerniß lange gar nicht bemerkt. Als es dann immer höher loderte und in die letzten Stadt-

winkel seine Fackel trug, da wollte er erst recht nichts davon wissen. Denn er war von Natur ein Mensch der Studierstube und ließ seinen Chorkaplan Bruhino allein mit den seelsorgerlichen Mühsalen fertig werden. Er las die heilige Messe und verrichtete den Psalter in aller Geziemendheit, theilte die unumgänglichen Almosen aus und fastete zu gebotener Zeit mit buchstäblicher Genauigkeit. Von Zeit zu Zeit predigte er auch, aber buchmäßig, langweilig, da ihm die natürlichen Gaben des freien Vortrages abgingen und er immer schon im ersten Satz in den Ton einer wissenschaftlichen Abhandlung verfiel. Aber weitaus die meiste Zeit verkapselte er sich in sein Studierzimmer, durchgrübelte dort mathematische Tafeln, bohrte sich in allerlei Geheimnisse der Physik und Chemie, schmolz Metalle und braute Tränklein und hoffte, so manches Glas ihm auch zersprang, daß gewiß einmal aus einer Mischung etwas Blühendes wie eine Art Jugend oder etwas Glänzendes wie eine neue Sorte Gold aus dem Sud hüpfte. Und nur wenn das Getöse der Zänker in den Straßen gar zu laut wurde, lüftete er das Vorhängelein am Fenster ein wenig, streckte seine staubige Gelehrtennase scheu heraus und bat: Bitte, bitte, Freunde, haltet Frieden!

Er merkte nicht, wie nach und nach sein ganzes Denken sich in Formeln und Zahlen, in Prozesse der Vermischung und der Sonderung einschloß, und wie er oft sogar bei jenem Unmeßbaren und Unzählbaren, was

weder von einer Formel gefangen, noch von einem Naturgesetz umschrieben werden kann, wie er sogar die Wunder der Seele, die Säume der Ewigkeit, den Hauch der Gottheit sozusagen an einem Zipfel fassen und in die Schrullen seiner Gläschen und Schäufelchen hinein zu schulmeistern suchte. Und so entging es ihm auch, wie er aus einem tapferen Forscher nach und nach ein Grübler und Quacksalber der Alchemie ward. Während er mit allerlei arabischem Zahlenspuß und einem Mischmasch von Pulvern Gold machen wollte und daran nicht müde wurde, ob auch innert Jahresfrist aus aller Arbeit kein noch so dünnes Schimmerchen hervorglitzerte, vergaß er ganz, daß es für sein Amt eine andere und nötigere Goldkunst gäbe, seine Pfarrkinder aus dem grauen Hader wieder in den goldenen Ring der Familieneintracht zurückzubringen. An all das dachte dieser unhirtliche Mann nicht, und wenn er abends in der Chorvesper rief: Dominus det nobis suam pacem! so fiel ihm der ungeistliche Widersinn des Verses auf seiner Lippe nicht auf und ruhig hörte er und wie selbstverständlich die Antwort: Et vitam aeternam, amen!

Aber heute hat es ihn nun doch auf die Kanzel und zu einem Wort für den Frieden notgedrungen. Denn Papst Urban war ins nahe Orvieto zur Pfingstfeier gekommen, und nun hatte sich Bolsena wie die übrigen Provinzstädtchen vorgenommen, Seiner Heiligkeit sich durch eine stolze Gesandtschaft und durch einige geistreiche

Geschenke zu empfehlen. Aber auch vor dem heiligen Vater wollten die Volsener nicht Hand in Hand erscheinen. Beide Parteien hatten sich ein eigenes Geschenk erdacht und hergerichtet. Da unten vor der Kanzel lag eines rechts, das andere links auf einem kleinen Kredenz-tisch, bei den ernstern Benoni mit blauer, bei den frohen Quatri mit festlich gelber Seide umhüllt. Jetzt nach der Predigt sollten sie entschleiert und vom Erzpriester in die Obhut des Tabernakels gestellt werden. Zwei junge, adelige Menschen würden sie bewachen bis zur Frühmesse. Dann würde Aldo Aldi sie nach dem ‚Ite missa est‘ für die hohe Reise und die ehrwürdige Bestimmung segnen, und dann gleich vom Kirchentor weg würde der Zug sich zur Stadt auf dem weißen Orvieter Tuffhügel aufmachen.

Der Prediger sah mit Unbehagen die Tischlein so weit voneinander und in so feindseligen Farben sich gegenüber stehen. Sie bezeichneten ihm so recht die große Spaltung im Volke. Selbst wenn sie schenken, hassen diese Menschen noch! Es war Sonntag abend um die achte Stunde, und die Sonne spritzte nur noch einige letzte, messerscharfe, rote Blutstrahlen über die Köpfe. Nicht freundlicher, nein, unheimlicher und böser malte sie das ganze Volksbild da unten.

Aldo Aldi fühlte sein Wort noch nie so lahm wie heute. Ach könnte er es nur dies eine Mal wie ein Schwert oder eine Flamme schwingen, statt daß es ihm sogleich

in den lehrfahlichen und ledernen Ton einer Abhandlung vertrocknete, wie er deren über seine Probeleien mehrere abgefaßt und nach Salerno geschickt hat. Er fühlt, wie schlimm dieser Ton hierher paßt und wie furchtbar eintönig und einschläfernd er da unten wirkt.

Wahrhaft, da schliefen einige stehend oder sitzend durcheinander. Die muntern Kinder aber schweiften an den bemalten Kirchenwänden herum und ließen ihre Auglein am Bildwerk ganze Geschichten erfinden. Aber über allen lag eine bleierne Mattigkeit, und doch war man noch vor einer halben Stunde so feck wie nie in die Kirche geschritten. Das Wort Liebe, das von der Kanzel so oft niederrieselte, ach, es fuhr nicht wie ein Blitz und Donnerschlag oder wie ein jubelnder Morgensonnenschein in die Menge, sondern wie ein fernes, dämmeriges und ganz wirkungsloses Wetterleuchten irrte es da und dort durch die Langeweile und erlosch wieder spurlos. Was konnte aber diese tatzeligen, raschlebigen Bolsener auch ein Predigen von den Kategorien, der Substanz und den Akzidenzien der Liebe interessieren, dieses per se und in es und propter se! Wenn doch nur bald das Amen käme und sie ihre Gabe enthüllen und am Gegner messen könnten!

Udo Udo predigte mühselig weiter und sah die schreckliche Straße da unten sich immer tiefer in die schläfrigen Ufer seiner Zuhörer hineinfressen. Aber was ihn noch mehr ängstigte, das waren die beiden halbwüch-

sigen, herrlichen Geschöpfe, die an jedem, eins am blauen, eins am gelben Kredenztiſch ſtanden und einander mit kalten und ſtolzen Blicken ſtraften, ſobald ſie mit den Augen zuſammentrafen. Und doch mußten ſie einander immer wieder anſchauen, Ettore di Benoni und Anita di Quatri. Ihm fiel ein kohlschwarzer Haarschopf über den Kopf und wuchs tief in die Stirne und um Ohr und Schläfe herein und lief dann vom Wirbel wie ein feiner Samtpelz noch tief ins Genick hinunter. Aus dieſem finſtern Urwald ſchaute ein rundes, blühweißes Geſicht mit blauen Augen wie ein Märchen hervor. Dieſe blauen Augen waren neben dem nachtschwarzen Gefraus etwas unſagbar Herrliches und ſchwammen im Geſichtlein wie zwei blaue, leuchtende Rieſentautropfen. Anita di Quatri ließ umgekehrt ein langes, wie Uniform gelbes Haar zu beiden Schläfen niederfallen. Aber zwiſchen dieſen zwei goldenen Vorhängen guckte ihre kluge Seele aus zwei ganz nächtigen Fenſterchen heraus. Die beiden zwölfjährigen Kinder waren am gleichen Tag geboren und niemand, der ſie ſah, konnte begreifen, wie ſo viel Tag und Nacht auf einem und demſelben Knaben- und Mädchengeſichtlein Platz finden mochte. Freilich Anita hatte mehr Tag, Ettore mehr Nacht an ſich, und es mochte wohl ſein, daß der allgeſcheite Schöpfer im letzten Moment der Erſchaffung die Kinder-
augen noch ſchnell umgetauscht hatte, weil ſonſt dieſer Ettore mit den ſchwarzen gar eine unheimliche Finſter-

nis, Anita mit den blauen gar eine ausschweifende Helligkeit um sich verbreitet hätte.

Ettore und Anita waren die Enkel jener Kreuzfahrer, die eine Athanasiakirche gelobt hatten. Ihr gleichzeitiger Geburtstag war der letzte Anstoß gewesen, das Gelübde in Tat umzusetzen. Beide Kinder waren Waisen und zeigten mit ihrem verschlossenen Mund und dem vollen, mit keiner Wimper zuckenden Blick ihrer großen Augen eine mächtige Selbständigkeit. Anita hatte ihr frommes Amtlein, die Gabe zu hüten, eigentlich ihrem Bruder Fiero zu verdanken, der auch so ein glüherig blondes Wesen war, aber harte, dunkelgraue Augen und magere, immer vor Eifer gerötete Wangen trug. Bei einer Schlägerei mit den Benoni hatte er von Ettore einen so tiefen Degenstoß in das rechte Oberbein bekommen, daß er seitdem im Palast lag und trotz Salben und Brennen nicht aus dem hohen Wundfieber herauskam. Damals trugen schon zehnjährige adelige Knirpse ein volles Gewaffen und zückten es in den Raufereien der Alten schon gelehrt mit. Anita, die ihren stolzen und hochgesinnten Bruder leidenschaftlich liebte, vergab dem Ettore seinen Streich auch nicht, nachdem von der Stadtignoria für beide Teile jenes Straßenrummels Strafflosigkeit ausgesprochen worden war. Denn sie bangte, Fiero müsse sterben, und sah im blaudäugigen Finstlerling gegenüber schon jetzt nichts anderes als den Mörder ihres Bruders.

In den letzten Ostern hatte sie mit Ettore den Fronleichnam des Herrn empfangen sollen. Aber sie sagte ehrlich, daß sie Ettore nicht verzeihe, daß sie ihm den gleichen Degenstich einmal zurückgeben werde, daß somit ihr Beichten ein Betrug und ihre Kommunion ein Gottesraub wäre. Und desgleichen weigerte sich der Knabe, die Osterandacht zu machen. Er lehnte es ab, dem Fiero abzubitten, der ihm immer im Weg gestanden und nun einmal gehörig unterlegen war. Noch nie hatte er die Süßigkeit einer siegreichen Sünde so kostbar empfunden. Er lachte, wenn es hieß, sein Opfer zitterte vor Fieber heiß und dünn wie eine Flamme. Jeden Morgen küßte er beim Erwachen die Degenspitze, die so geschickt in einen lebendigen Menschen gefahren war. So hatte Aldo Aldi beide Kinder auf die nächste Ostern zurücksetzen müssen.

Santissima Madonna, seufzte sein Herz, wenn schon die Jungen so hassen! Dort stehen sie hell und dunkel sich gegenüber und scheinen so wenig zusammenkommen zu können, als der Morgen zum Abend. Wenn Kinder so bitter werden, daß ich sie nicht zum Gastmahl des Herrn bringen darf, was muß ich dann erst von den vielen grauen Erwachsenen mit ihren scharfen Nasen und den lederharten Gesichtern erwarten! Was predige ich da in den Wind! Wenn ich die Kinder nicht gewinne, habe ich nichts gewonnen.

Aldo Aldi riß sich jetzt aus der dürren Wissenschaft

seiner Predigt gewaltsam heraus und kehrte zu David und Jonathan zurück. Er versuchte, sie als Knäblein zu schildern, die zusammen einen Topf, ein Schwert und ein Herz trugen, obwohl Saul sie auseinanderreißen wollte. Aber er fand keine lieblichen, jungen Worte für eine so junge und liebe Sache. Er konnte nicht kindlich sprechen. Er konnte nicht malen, nicht musizieren, nicht jubeln mit der Stimme. Es ward immer alles so trocken und prüblerisch und fahengrau wie seine Laboratoriumskünste. Seine Worte staubten förmlich von Büchermoder. Er fühlte, da unten rechte kein einziges Kind den Kopf zu ihm empor. Die Straße ward nun wohl drei Armspannen breit, und an beiden scharfen Ecken glühten und froren sich die zwei jungen Augenpaare mit einer Stärke an, daß ihm alle weitem Sätze schwanden und er nur noch ein schwaches Amen sagen konnte.

Nun atmete der kalte Haufen da unten auf, federte auseinander und drang, die Träger der Tischlein mit Ettore, Anita und dem Pfarrer vorausstoßend, eilig zum Hochaltar vor. Dort gab Aldo Aldi ein Zeichen, worauf der Junfer und das Fräulein ihren Bedienten winkten, den Vorhang zum Tischgeheimnis zu lüften. Ein tiefes Ah rauschte wie ein Wind durch die volle Kirche. Man sah zwei Kirchenmodelle!

Die Benoni hatten im Kleinen die Athanasia Kirche, wie sie ihnen im Sinne schwebte, aus weißem Marmor

schneiden lassen und als Weihegeschenk bestimmt. Das Modell sah wirklich schmucklos nach außen aus. Aber aus dem Innern leuchtete es wie Gold. In der That, man konnte die Fensterchen und Portale öffnen und sah inwendig sechs winzige Altärchen aus getriebenem Silber mit den verzwicktesten Golddrahtarbeiten. Vom Gewölbe hing eine Ampel aus Chrysolith, darin schwammen zwei, drei klare Öltropfen und speisten ein winziges Flämmlein. Aber sein Strahl genügte, um den innern Reichtum in Schimmer und Wärme genießen zu lassen. Dies Kirchlein nun ergriff der Knabe di Venoni mit seinen langen, zarten, herrschaftlichen Händen und trug es die sechs Stufen des Hochaltars hinauf und stellte es auf der Evangelienseite neben dem Reliquienschrein des heiligen Protasius ab.

Das war aber nun das Erstaunliche, daß auch die Quatri auf den gleichen Einfall gekommen waren und ihr Jungfräulein nun ein ebensolches Kirchenmodell andächtig auf die Epistelseite neben den Reliquienschrein des heiligen Gervasius setzte. Dieses Tempelchen war aber aus bläulichem Marmor erbaut und ließ sich nicht öffnen und nach innen begucken. Aber man war auch gar nicht dazu versucht, so siebenfältig schön war der Bau nach außen mit Giebeln und Türmchen, gestuften Gesimsen und umlaufenden zierlichen Säulenreihen belebt. Die Fassade war mit farbigen Steinen belegt, und eine Hand, die feiner als das betrachtende Auge arbeitete,

hatte ein unentzifferbar feines, weiches Mosaikbild in die Giebelfront gelegt: den Martertod der Kirchenpatronin Santa Christina. Das andere Modell wäre vor diesem erlesenen Kunstwerk ganz in Schatten versunken, wenn nicht das Lämplein so freudig aus den Fenstern geleuchtet und ihm ein Leben verliehen hätte, das alle Zier und Köstlichkeit dem Nebenbuhler nicht geben konnte.

„So muß die Kirche sein!“ riefen ein paar Benoni.

„Ja, so!“ erwiderten die Quatri und zeigten auf ihr gleißendes Alabasterstück.

„Eine Kirche, in die man nicht hineinkann!“ höhnten die Benoni.

„Oder eine, aus der man nicht mehr hinausdarf!“ vergalten die Quatri.

„Eine Kirche ohne Tabernakel, he!“

„Ein Tabernakel ohne Kirche, he!“

„Habet Frieden, ich segne beide!“ beschwor der Erzpriester.

„Segne, was du willst, aber unser Herrgott segnet nur eine!“ schrie es böse zurück.

„Und wir wissen welche!“ prahlten die Benoni.

„Gewiß nicht euern Sarg!“

„Etwa euere Kinderspielschachtel?“

„Habet Frieden, wir sind in der Kirche!“ wiederholte Aldo Aldi.

„Ja, wir sind in der Kirche,“ sagte Mino Gualti,

ein finsterner Benoni. „Aber es sind welche da, die längst hinausgestäupt gehörten . . . deren Knäblein nicht mehr das Kreuz schlagen können, deren Töchter das Einmaleins früher als das Vaterunser lernen und deren Jünglinge maurische Heidentänze tanzen! Es sind welche da, die . . .“

„Die mitten in dem Tempel stehen,“ unterbrach ein Quatri, „wie jener Großhans von Jerusalem, als ob er ihnen allein gehöre, und die zum Herrgott reden, als ob sie ihn gekauft hätten, und sonst niemand zum allmächtigen Vater reden dürfte . . . die . . . die nennen wir Pharisäer!“

„Pharisäer, bravo, das ist's,“ bekräftigten seine Genossen und warf es der volle rote Mund Ettore's dem Mägdlein über den Altar ins errötende Gesicht.

„Und ihr Heiden!“ kam es zurück.

„Heiden! . . . Pharisäer!“ . . . widerhallte es von den Wölbungen. Man schob und drängte sich und fing an die Fäuste zu zeigen und ein Haß lohnte aus den vielen Augen, der sich nicht mehr um ein Kirchlein so oder so kümmerte, sondern der im Nachbar seinen Widersacher im Handel und Wandel, seinen Betrüger und Bedroher, sein Hindernis und Unglück des Lebens sah. Machtlos klang das beschwichtigende, dürre Stimmllein Aldis durch die wachsende Empörung. Was galt dieser Mann, der nach dem Gottesdienst nirgends mehr zu sehen war, der dann aus dem Weihrauch seines geist-

lichen Kleides heraus schon wieder bei seinen mehr als merkwürdigen Spielereien hockte! Ihm liegt am Saft eines Stengels oder am Körnlein eines seltenen Steines mehr als an ihrem Geblüt und Knochen. Er ist, denken die Venoni, am Ende noch schlimmer als sämtliche Quatri. Ihm ist vielleicht lieber, wir bauen gar keine Kirchen mehr. Noch nie war er bei den Fundamenten und keinen Quattrino gab er an den Bau. Und wann war er das letztemal bei einem Kranken? Wann hat er unsere Kinder das letztemal unterrichtet? Macht das alles nicht sein Kaplan? Friede, Friede! schreit er. . . ja, damit er um so ruhiger schäufeln und träufeln kann in seiner Apotheke. Auf den achten wir nicht.

„Leute, hört!“ rief es irgendwoher.

Oben am Altar standen fest Anita und Ettore und legten ihre Hände auf ihr Gotteshäuschen, als wären sie seine Schutzengel. Doch hegten sie keine engelhaften Gefühle. Sie preßten ihr Mäulchen hart zusammen und hätten gern am lautesten in den Tumult hineingeschimpft. Aber sie sind Kinder, sie dürfen nicht. O wenn doch ihre Partei die andere hinausstieße, und ihn damit, den greulichen, schwarzackigen Buben da drüben mit den freilich so einzigen herrlichen Augen!

„Leute, hört!“ klang es wieder, und sobald man die Stimme erkannt hatte, hörte das Scharren der Füße und das Hin- und Herstoßen der Ellbogen auf, und das gesamte Volk spitzte sein großes Ohr. Crispin sprach,

der Vater des Kirchensigrift, immer noch mitschaffend, obwohl neunzigjährig, die ehrwürdig herumwandelnde Chronik von Bolsena.

„Leute, geht hinaus,“ strengte er sich möglichst laut an. Doch blieb es eine leise, ferne Stimme, wie von einem, der schon der Erde den Rücken gekehrt hat und gleichsam von einem Fenster der Ewigkeit hineinspricht. Um so stiller ward es um so eine Stimme. „Leute, ich habe die Kerzen am Altar nicht angezündet, um eure Sünden zu beleuchten,“ sagte er und zitterte den Altar hinauf und zerdrückte eine Flamme nach der andern zwischen den Fingern. Dann machte er eine unbehilfliche und schmerzliche Verneigung vor dem Allerheiligsten und verschwand langsamen Schrittes in der Sakristei.

Das schlug wie ein Blitzstrahl ein. Crispino, der zehn Erzpriester mit seinem Sakristanmantel überdauert, der mit Franz von Assisi drei Tage lang auf dem Bolsener Inselchen meditiert und aus dem gleichen Töpflein gegessen hatte, Crispino, der über die so zart weißen und doch den Kirchenglobus so fest haltenden Hände Papst Innozenzius' das Lavabowasser geschüttet und dem gottseligen Thomas von Aquino, diesem Ausbund der Gottesgelahrtheit, Manipel und Kasel mehrmals angezogen hatte, ihn, den Mann der Päpste und der Heiligen wollten sie nicht kränken und seiner schönen Kirchenordnung nicht weh tun. So zogen sie denn in ungeschicktem Durcheinander hinaus. Aber auf dem

Stadtplatz begann das Getöse nun mit aller Freiheit und Wildheit der Straße. Man hörte es summen und brummen wie vor einem Bienenstock, wenn der Schwarm uneins geworden ist. Wut, Schmerz, Bosheit, Lanze, Schild und Hufschall schrien wild untereinander. Es schob sich mit Rennen und Stoßen bis ans Portal und schlug wieder zurück an die Häuser gegenüber, nah und fern, und schien eine eigentliche Schlacht zu werden.

Udo Udi stand allein unten am Altar und schämte sich noch immer vor dem Echo, das die leise Stimme des früheren Sakristans so gewaltig in den Hallen zurückgelassen hatte. War er wirklich noch der Pfarrer? War's nicht jener? Oben, neben ihren Tempelchen standen die Kinder, aber sahen ihn mit keinem Auge an, sondern beugten horchend ihre Köpfelein vor und suchten aus dem Getöse draußen herauszufinden, ob ihre Partei schlage . . . hoffentlich! . . . und die andere geschlagen werde, o hoffentlich, hoffentlich!

In den Chorstühlen rechts und links, mit einer Laterne für die hereinschneidende Kirchennacht und mit einem Korb zu Füßen, worin sie Brot, Käse, Früchte und ein Krüglein Wein für die Wache eingepackt hatten, saßen Anitas Kammerjungfer Guida und Ettore's Reitz- und Waffenknecht Guido. Sie sollten ihren Herrschaften während der Nacht allhier Gesellschaft leisten und sie zu guter Zeit speisen.

Der Pfarrer wollte die Kinder ansprechen. Aber

da schrie der Bub eben und warf seine Augen wie zwei stahlblaue Dolche zum Mädchen hinüber: „Setzt, hörst du . . . ha, das war meines Bruders Pio Stimme! Er hat gelacht! Ihr habt Hiebe bekommen, elende Hiebe!“

„Du irrst, das war nicht Lachen,“ zirpte wunderhoch das Stimmlein der Maid in den groben Bubenlaut. „Das war Schreien. Mein Dhm hat ein gutes Schwert! Das macht große Löcher, sag’ ich dir. Da muß man immer schreien.“

Weg, weg eilig, von dieser Gottlosigkeit, in die Stube, in die Bücher, dachte der Erzpriester. Die Wissenschaft macht nicht bluten und fluchen. Sie allein ist Friede. Mögen die Kapläne hier wirken. Bruhino ist jung. Er hat noch Kinderlaut auf der Zunge . . . Aldo läuft weg, er flieht, er verschwindet im grauenenden Dämmer der Kirche. Nur die Kinder bleiben oben am Altare Stirne gegen Stirne trotzig stehen. Ihre hellen, kleinen, runden Gesichter leuchten aus dem Dunkel des Chores. Aber es ist ein Glanz Luzifers dabei, Luzifers in junger himmlischer Bosheit.

Draußen stürmte es furchtbar weiter. „D, könnte ich doch hinaus,“ entfuhr es den großen, durstigen Lippen des Knaben, und seine Hand schoß unwillkürlich an den Gurt.

„Geh doch, geh, daß ich deine Kirche die Stiegen hinunterwerfen kann!“ forderte Anita. Schwarz flackerten ihre Augen aus dem Goldhaar.

„Nicht anrühren sollst du sie, du . . . du schlechtes Ding!“

Geringschätzig verzog sie den Mund. So viel galt ihr sein Schimpfen. Daß er es wohl merke! Keiner Silbe will sie ihn noch würdigen.

Es wurde völlig Nacht. Draußen verlor sich der Lärm in die hintersten Gassen. Das ewige Licht, das an seiner langen Schnur von der Decke hing, flatterte leise wie ein himmlischer Schmetterling mit goldenen Flügeln in der Mitte des Dunkels hin und her in einem immer gleichen, stillen, frommen Kreis. Dabei machte es die Wände mit seinen auf- und abschwenkenden Lampenschatten lebendig. Dort schienen die gemalten Heiligen zu wandern und zu wirken. Die Kinder sahen es und erlebten eine ganze Legende daran. Sebastians Pfeile flogen gegen die Bogenschützen zurück; Tarcisius drückte die silberne Hostienkapsel ans Herz, und man hörte, wie sein Kleidchen unter den Händen der garstigen Heidenbuben zerriß; das blanke Kirchengeschirr klirrte, und die goldenen Schellchen klingelten, die Laurentius Stück für Stück den Armen verteilte, bevor es der Häschler raube; man vernahm das Wassergesprudel, in dem der junge Novize Plazidus zu ertrinken drohte. Aber dann lief Maurus wie auf hartem Boden über den Spiegel hinaus und holte seinen lieben kleinen Freund. Und der gewaltige Patriarchenmantel des Abbas am Ufer schauerte vor Freude am Wunder und mehr noch am Gehorsam seines

Mönchs. Solches sah und hörte vor allem Anita. Ettore sah andere Gottesspiele. Er hörte das Fahnenwehen der Konstantinschlacht und bemerkte mit Lust, wie Petri Schwert schwirrte und dem Malchus das Ohr abhieb. Vor allem aber war ihm beim Kreuzzugsbild wohl. Wie Jerusalem zerfrachte, wie Goffredo die Leiter erstürmte, heija, wie die Halbmondmenschen unter den Speeren aufschrien und zappelten und wie dort um einen Junker seines Alters die Funken stoben, so mannlich hieb der schon drein! Das bin ich. Ich heiße Ettore di Benoni, ich werde König von Jerusalem, ich bin der Töter Muhameds. Ich, ich, ich!

Die Diener im Gestühl schiefen schon lange und auch das Mägdelein ward sehr müd' und setzte sich auf die oberste Altarstufe, das Antlitz halbwegs gegen das im Dunkel verschwimmende, unheimlich erzählende und drohende Kirchenschiff gewandt. Ettore blieb nun erst recht steif und schlank stehen. Er zog das Schwert aus dem Gehäng und stellte es mit der Spitze auf den Boden ab. Beide Hände, in hirschledernen Handschuhen, stützte er auf den Kreuzgriff, kein Knie auch nur um ein kleines gebogen, genau wie die Gralritter vor dem Heiligtum gemalt werden, so stand er da.

Durch das offene Chorfenster hörte man den Südwestwind vom großen See heraufziehen und sich durch die Ulmen des Pfarrgartens winden, und man sah die erleuchteten Vorhänge am Gitter der Pfarrstube auf- und nieder-

wehen. Und die blauen und blanken Augen des unentwegten Burschen, denen nichts entgehen konnte, schossen dreist am Altar vorbei und ans Fenster hinüber und bemerkten sehr deutlich, wenn das Tüchlein zur Seite wehte, wie Aldo Aldi an einem Tisch mit Röhren und Gläsern hantierte und oft auf eine große schwarze Tafel sah, die mit wunderlichen Zeichen verkreidet war. Zornig schürzte der Knabe die Lippe. So ist es also wahr, der Pfarrer treibt Apothekerkünste. Da doktert er an irgend einem Gebräu herum, denn es steigen kleine, giftige Räuchlein über seine Glase auf. Um das kümmert er sich jetzt, wo sich seine Herde zerfleischt! Ich hab' ihn nie gern gehabt. Er hat uns kein einziges Geschichtlein erzählt, wie Don Bruhino drüben in Sant' Agnese. Er hat immer gesagt: Weg, weg! macht keinen Lärm! . . . Ich habe keine Zeit! . . . Geht, geht! ich habe den Kopf voll Arbeit, geht zu Don Bruhino! Ihr bringt mich völlig aus dem Häuschen — Bettelten sie dann wenigstens: Padre, ein paar Birnen doch! . . . Nehmt, nehmt, sagte er und warf ihnen den Gartenschlüssel zu, und laßt mich um Gotteswillen in Ruh'! Und so dringend sie oft an sein Tor pochten, ach, er öffnete eine so geizige Spalte, daß nur gerade seine Fingerspitze hindurchwinkte: marsch!

Seltsam kommt es Ettore vor, wie der Pfarrer jetzt schattenhaft hin- und herhuscht, dann die Hände über das Pfännchen breitet und von der großen Tafel etwas

herunterliest! Armer Tropf, treib' er doch nur seine schwarzen Spektakel da innen! Was weiß er von den Quatri, wie sie während seiner Vesper kegeln . . . und haben sie etwa nicht recht? . . . was weiß er von Fiero di Quatri, dem Bruder des Balges da auf der Treppe, der gesagt hat, wenn er Stadtherr würde, so bände er die Venoni am Daumen und an der großen Zehe zusammen und ertränke sie alle im Bolsener See? . . . Nun, das hat er ihm gründlich versalzen! gelobt sei dieser liebe Degen! . . . Aber was weiß Aldo Aldi von Pietro Pliore, der den Venoni die schönsten Jagdfalken und Edelhunde vergiftet hat? . . . und was weiß er von meinem Ohm, der diesem Pliore den Kofstnecht mit dem hellsten Schimmel abfing und beiden die Ohren stuzte und die Nase schlichte, so daß nun beide für immer gezeichnet sind? Nichts weiß er. Und doch ist es schön, wenn man das alles weiß und mitschlagen und mitlachen kann. Jetzt haben wir Venoni alle wichtigen Ämter, die Geld einbringen, in der Hand. Aber die Quatri sind leider in den Kastellen ringsum und in Orvieto Meister und plündern jeden Venoni schlank und blank aus, den sie auf dem Lande treffen. Sie haben dem Manfred gegen den Papst Gold und Lanzenstoßer geschickt. Die Bunde! Und von all dem weiß der da oben im Häufel nichts und ist doch ein Pfarrer! . . . Ettore's Augen glühten jetzt so dunkleblau wie der Nachthimmel über den Ulmen und sprühten Funken, wie dort oben in der

windklaren Luft die Sterne ihr Gold fast wild herum-
sprigten.

Ja, was weiß so ein Stubenmann vom schönen
Rufen und Schildbrechen, vom Reiten und Pfeil-
schwirren ab dem Bogen, und vom Knien auf der Brust
eines Feindes, bis er nicht mehr Gnade rufen kann!
Hei ja, wie schön ist das Leben, wenn man draußen ficht!
und wie dreimal schön, wenn man siegt! Ich siege
immer!

Diese Anita, ach du lieber Gott, was soll ich so
einem Zopfe böß sein. Sie ist doch nur eine Puppe! . . .
Aber wie, ist das Spiel da drüben schon aus? Ei, ei,
wie ist der Mann still geworden! Da fällt er in den
Sessel und stützt den Kopf und stiert in den Tisch. Ist
ihm wohl das Glas zerbrochen und der Sprudel über
den Boden gelaufen? Ist alles nichts, das ganze Wun-
der zerronnen, das er da heraustrichtern wollte? der
Narr! Leß' er seine Mess' und bet' er sein Brevier und
geh' er zu den Kranken . . . das ist gescheiter. Da hat
er jetzt den Spaß! Fast glaub' ich, er weint . . .

Ettore wundert sich mächtig. Soll er es nicht Anita
zeigen, daß sie auch etwas merkt? Doch da steht der
Erzpriester auf . . . schau wie bleich . . . wächsern . . .
und schwiszt doch, wischt und wischt immer die Stirne
. . . was hat er da noch abzuwischen? Jetzt bläst er die
Kerze aus . . . nun steht er im Dunkel . . . ich seh'
nichts mehr . . .

So war es, Aldo löschte das Licht aus und ging zu Bette. Zum drittenmal war ihm der Versuch mit dem Rosenfamen mißglückt. So ein Kernlein ward eine Maiwoche lang in Olivenöl gelegt und mit Kohlenstaub aufs feinste umhüllt, dann mit einem Stäublein Arsenikum vermischt, in ein feuchtes, von feinem Wurzelwerk durchflochtenes Moorklößlein gesteckt und an einem milden Feuer gewärmt. Alsdann sollte unter mystischen Zahlensprüchen gleich ein grünes Keimspizchen hervorgucken, ein Stengel sich in die Höhe stupsen, ein Knößlein oben am Stiel sich zusammenknuten und binnen einer Viertelstunde ein fertiges Kößlein hervorbluten. Der große Albertus zu Röllen hat es können, sagt man. Warum kann Aldo es nicht? zum drittenmal nicht? Ach was, mir will nichts gedeihen. Kein Blütlein hier und auf der Kanzel keines und im Volk der Stadt keines. Wär' ich Professor in Rom geworden, wie mir der Bischof riet, statt da im Landstädtchen unser Benefiz anzunehmen und mich und meine Schäflein versauern zu lassen . . . Er schlägt ein Kreuz über sich, murmelt leis das *Nunc dimittis**), streckt sich im Bett und erschauert, weil ihm der Gedanke kommt: so einst im Sarg! so lang, so steif, so gestreckt von Brett zu Brett! O Gott, warte noch! Gib Zeit! Ich bin reisefertig, nein, gar nicht . . .

*) „Nun entlässest du“ usw., das priesterliche Nachtgebet im Brevier, eigentlich Canticus Simeonis genannt.

Ich muß morgen die Gaben segnen. Dann reise ich gleich mit nach Orvieto. Das schafft andere Gedanken. Bei Papst Urban ist Magister Robertus Ederus, der einen Diamanten ohne Feuer geschmolzen hat. Der weiß mehr als Vogel, Maus und Mensch zusammen. Er sieht durch die Rinde der Erde in ihre feurigen Löcher hinab. Viel kann er mich lehren. Einen Schreiber nehm' ich mit. Und viel Pergament. Aber, wird er . . . ein Kös . . . lein . . . aus . . . Samen leben . . . dig . . . aus Tod . . . wird er . . .

Ettore stand noch immer steif neben dem Evangelienbuch. Das ewige Licht glomm leiser, der Wind regte sich nicht mehr. Die Schatten standen still an der Wand, alles schlief. Ihm ward sehr langweilig. Er hatte schon einigemal ein Paternoster gebetet . . . es lief nicht recht . . . und schlafen durfte er nicht, ein Gralwächter! So einer sitzt nicht einmal, zuckt mit keinem Lid, steht lebendig aber still wie ein Baum.

Da schrie das Mägdlein auf. Es hatte geträumt, wie es als schneeweiße Taube über vielen hundert Kirchen hinfliege, von Turm zu Turm. Da sah es einen schwarzen Falken von weit hinten durch die Luft ihm nachfliegen. O, es war Ettore. Er hatte ganz schwarze Federn und eisblaue Augen. Sie flügelte und schwalbelte und kam nicht mehr vorwärts und hörte schon furchtbar nah den Pfiff und das Flügelrauschen des Verfolgers. Da ward ihr schwindlig, sie fing an zu fallen, schrie auf,

erwachte und tat einen zweiten Schrei, als sie nicht ihre schmucke Schlafkammer mit der Jose neben dem Kämpchen, sondern die weite, dunkle Kirche sah, worin das ewige Licht ertrank. Totenstille regierte und nur ihr Stimmlein kehrte von allen Ecken bange zurück. Dort unten in der Bank schliefen Guida und der Knecht. Sie wandte sich zwischen den Schrecken des Traumes und Erwachens irend zu Ettore. Der warf sie mit harten stahlblauen Blicken zurück. Da wie ein rechts und links ver scheuchtes Vögelchen kroch sie in die Mitte des Altars, klammerte sich an die große Hostie und an den gewaltigen Kelch, die an der Tischwand in Marmor gemeißelt waren, und blickte auf bebenden Knien von da über das Gesimse zu den vergoldeten Flügeltüren des Tabernakels empor. Jesuskind, Jesuskind, schrie sie, du liebes, mächtiges da drinnen, komm doch schnell heraus, ich fürchte mich sehr.

Ettore hatte zuerst verächtlich ein schiefes Mäulchen über diese Furchtgret gezogen. Aber dann erwachte die angeborene Ritterlichkeit des Adelsbuben in ihm. Er sah die schwarzen Augen des Kindes voll Angst am Tabernakel kleben, das korngelbe Haar sträubte sich furchtsam an den Schläfen auf; Anita schwankte einen Augenblick, ob sie es wagen sollte, ins finstere Chorstuhl hinab zur Jose zu springen oder nah' am Tabernakel zu bleiben, kehrte dann der grauenvoll schwarzen Kirche den Rücken und reckte die Arme so weit sie konnte

über den Opfertisch. Sie war wie ein gerupftes und verschupftes Engelschen anzuschauen, das den Himmel, wo hinein es fliehen sollte, verriegelt findet. Das rührte den stolzen Jungen.

„Jesuskind,“ flüsterte sie leise und hastig „ich fürchte mich. Die zwei dort schlafen. Es ist gewiß mitten in der Nacht. Da unter den Platten liegen die Toten. Jesuskind, ich fürchte mich sehr! Ettore Benoni ist wach, aber er schaut mich fürchterlich an. O, er tut mir sicher Leides. Heb' mich, schütz' mich!“ Sie fing leise an zu schluchzen, und da sie ihr verlassenes Kirchlein an der Ecke sah, schob sie es eilig in die Mitte des Altartisches, stand auf und hielt sich mit beiden Händen an seinem prächtigen Geschnörkel.

Ettore wurde wider Willen auf einmal befangen. Was meint denn dieser Rock? Er tut ihm doch nichts Böses an. Daß man so von ihm denken kann!

„Lieb Jesus, gib acht auf Ettore!“ schrie sie fort. „Ja, ja,“ ermutigte sie sich und versuchte ihn zu schrecken, weil er sein Kirchlein nun neben das ihre rückte und auch in die Mitte schritt, „ja, ja . . . komm nur, schlag' nur . . . aber da innen ist der schöne Jesus, der große Jesus. Paß auf, wenn du mir weh tun willst, da bligt es heraus und trifft dich.“ So drohte sie, und ihre Wangen erhitzten sich, während ihre Augen noch immer einen leisen Flor vom Schummer trugen.

Dem Bürschlein schien, er hätte noch nie ein so hübs-

sches, kleines tapferes Wesen gesehen. Er konnte die Augen nicht mehr von diesem zitternden Drohmäulchen lassen. Er suchte ein geschicktes Wort, um es zu beruhigen. Aber er konnte besser mit einem Prügel als mit feinen Wörtlein dreinfahren. So sprachen denn nur seine Augen: hör' auf, ich bin nicht ein solcher, ich bin ein Ritter!

„Doch, doch,“ rief Anita und der Mut der Anklage machte sie fester, „du hast meinen Bruder Fiero töten wollen. Du hast ihm das Bein durchstoßen. Aber das Jesuskind weiß es. Lieb Christ,“ rief sie, schon viel fecker geworden, ans Türchen, „siehst du ihn? er steht vor deinem Häuschen, er hat das Schwert in der Hand, mit dem er Fiero so tief geschnitten hat, daß er nicht mehr aufstehen kann. Nimm es ihm doch weg, sonst . . .“

„Er hat mich gereizt,“ entschuldigte sich jetzt Ettore gegen den Tabernakel, denn diese wütende Klage hielt er nicht länger aus. „Er hat mich heillos gereizt,“ wiederholte er mit seiner tiefsten und weichsten Knabenstimme und bückte die Stirne ein wenig vornüber. „Er hat mich einen Mohrraffen geschimpft, weil . . . weil . . . mir das schwarze Haar so dick in den Rücken hinunter wächst. Und da bin ich wild geworden und habe einfach auf ihn losgestochen . . . Ich täte es jetzt vielleicht nicht mehr so wild. Ich . . .“

„Jesuskind, er tät' es wieder! er hat mich noch vorhin ein schlechtes Ding genannt. Aber mein Bruder ist

vom Stich nun immer krank und hat große Schmerzen und ist ganz mager geworden. Schau nur morgen, wenn sie ihn im Bett dahertragen, wie er Fieber hat, friert und doch schwigt. O Ettore, was hast du mit ihm gemacht!" Tränlein auf Tränlein glucksten ihr aus den Augen.

„Ich habe nicht gedacht, daß es so schlimm würde,“ flüsterte der Knabe gegen den Tabernakel. Die Totenstille ringsum, das geheimnisvolle Lämplein mitten im Dunkel schwebend, die stillen, sozusagen zuwartenden Goldtürlein da, hinter denen die Ewigkeit selber wohnte, das alles machte auch diesen frischen Burschen jetzt verzagt, und er hätte gewünscht, die Klagen des Mägdleins überstimmen zu können, damit sie doch ja nicht den Richter da innen gegen ihn einnehme. „Ich werde schnell so grimmig,“ fuhr er fort, „das Blut steigt mir in den Kopf, ich . . . ich hab’ so ein flinkes, böses Blut . . . da wußte ich nichts mehr, alles ward mir rot vor dem Aug’ und ich zog aus und stach zu. Ach, ich weiß, du hast nie gestochen, Jesus, du hast dich lieber stechen lassen. Ach, mein Streich ist mir jetzt völlig leid, Jesus. Ich laß mich nicht unterkriegen, aber ich will jetzt auch immer aufpassen, daß ich keinen anderen plage. Ich hab’ auch seitdem nichts Blutiges mehr getan, als . . . als . . . meine zwei Knechtlein geschlagen . . . aber sie sind ja nur Hörige . . . und sie machen nicht alles recht, wie ich’s haben will, sieh . . .“

Aber der Tabernakel schwieg zu dieser Beichte, und dem Knaben kam dies wie eine Unzufriedenheit des Jesuskinds vor, weil er sich so übel entschuldigte. Er fühlte, daß seine Erklärungen weder Hand noch Fuß und einen ganz irren Kopf hätten. „Lieber Herr Christ,“ fuhr er verbessernd fort, „gewiß, du weißt, es sind eben nur Leibeigene, aber ich will jetzt auch mit ihnen besser sein . . . und mit allen . . . es ist unheimlich hier . . . wir Kinder sind ja allein wach. Lieber Gott da drinnen, nichts für ungut, nichts für ungut, ich rede zu grob. Anita, wollen wir zusammensitzen? Komm, da auf den obersten Tritt! sitzen wir. Ich bin dir kein Bröcklein böse. Sei 's du auch nicht!“

Der blaue Stolz seiner Augen versuchte den demütigsten Blick hervorzunehmen, der ihm möglich war. Er bot dem Kind den Arm, aber es trat ein bißchen zurück und sagte: „Was nützt das? Fiero, ach mein schöner Fiero stirbt doch. Gestern, weißt du auch . . .“

„Was gestern?“ drängte er erschrocken.

„Gestern hat es ihn geschüttelt vor Kälte mitten in der Sonne, und sein Bein ist so . . . sieh, so dick geschwollen,“ sie fuhr mit beiden zierlich behandschuhten Händchen rundum, als führe sie um einen Baumstamm; „und meine Mutter hatte den ganzen Tag rote Augen . . . ich merk', Fiero muß sterben.“

„Nein, nein,“ sagte Ettore mit einem schauernden Blick auf die alten Steinsärge in den Nischen des Kirchen-

schiffs, „nein, er stirbt nicht. Komm, wir wollen jetzt für ihn beten. Wollen wir? so hübsch zusammen? Wir sind Benoni und Quatri, wir sind Feinde. Aber das macht doch nichts. Das gefällt dem Herrn Christ gerade, wenn wir zusammen beten.“

„Aber wie,“ zögerte sie noch und ließ doch ihre Hand fassen, „wie können wir denn mitsammen das Gleiche beten?“ Doch schon fiel sie neben ihm aufs Knie und ließ es geschehen, daß er ihren Arm in den seinigen schob, wie ein höflicher Ritter, aber so locker, daß beide die Hände doch falten konnten.

„Sprich mir nur nach, was ich bete,“ gebot der Junge. Er blickte auf und sah über dem Tabernakel den Gefreuzigten, und am Fuße stand ein Henker und hatte das Gewand rosenrot vom Blut des Herrn bespritzt. So voll Blut sah er sich nun selber vor dem Heiland knien. Er sah Fiero mit seinem schafblonden, herrlichen Kraushaar und den tiefgrauen, gedankenreichen Augen da und dort unter den Grabplatten der verstorbenen Chorherren aufstehen, immer hoch auf einem Bein stehend, aber das andere mühsam nachschleppend und so gegen ihn hinkend und von weitem auf ihn deutend. O Gott im Himmel, fürwahr, er war ein elender Bub, aber morden hatte er wahrhaftig nie wollen.

„Du zitterst ja,“ sagte Anita, jetzt voll Mutes im Arm des Knaben.

„Ja, ich fürchte mich.“

„Vor wem denn?“

„Ach Gott, ich weiß nicht . . .“

„Ist es denn Zwölfe? sag', kommen wohl die Toten aus dem Boden dort herfür . . . dort?“

„Nein, nein, die haben wohl Ruhe.“

„Kommt es denn von da oben?“ sie zeigte gegen den Altar.

„Nein, nein, Gott ist gut.“

„Warum hast du denn so Angst?“

„Weil ich . . . ach, du . . . ich glaub', ich fürchte mich vor . . . mir selber, ich bin so schmutzig, so . . . so rot von Blut, so . . . ach, Anita, beten wir schnell! . . . Lieber Herr Jesus, Anita sagt, daß Fiero stirbt, weil ich ihn gestochen habe. Das darf nicht sein. Er muß leben. Er ist fast noch so jung wie ich. Und hat so schönes Haar . . . das schönste auf der Welt . . . und schon eine tiefe Stimme wie ein Mann. O, er kann dir Lieder singen, Jesus, wie eine große Trompete.“

Anita preßte sich inniger an Ettore. Wie schön betet er. So schlimm ist er also doch nicht. Fast könnten sie gut mitkommen werden. Tränlein, aber viel mildere rinnen ihr wieder die Backen hinunter.

„Er wird dir einen Psalm singen, morgen schon! ich selber helf' ihn daher tragen. Ich will knien vor ihm. Noch hab' ich nirgends als in der Kirche gekniet. Aber vor Fiero tu ich's und küß ihm das arme Bein und bitt' und bet' ihn, bis er mir die Hand gibt und mir

Freund sagt . . . o ja, ich küß' ihm das Gift aus der Wunde, als wär's süßer Wein, gerade wie der Santo Francesco hier im Hospedale tat . . . Ich kann's auch . . . o ich kann's sehr leicht . . . O Jesus Christus," fuhr er immer glühender fort, „ich . . . schau, schau das Schwert hier!" er nestelte es eifrig los . . . „das geb' ich dir. Ich wills da lassen, bis ich fromm bin. Da!" . . . Er legte sein liebes Gewaffen auf den Altartisch, über die beiden Kirchlein. „Mir war lange nichts als Zorn im Herzen. Und ich hab' schon ewig Zeit nicht mehr gebetet. Darum ist es so gekommen . . . Aber nun sieh, da ist unser Stiftkirchlein. Ist es nicht schön? Doch hier steht auch noch das Quatirkirchlein. Es dünkt mich doch auch gut. Anita und ich streiten nicht mehr darum."

„Nein, wir zwei gewiß nicht!" flüsterte sie in seinem Arm und von ihm fest in den Knien gehalten. „Wir wollen uns immer lieb haben."

„Wo du bist, Herre Gott," begeisterte sich der hitzige Junker immer mehr, „da wird wohl auch die rechte Kirche sein. So wie die . . . oder wie die! Wenn nur du drin bist! Eigentlich weiß ich nicht, warum die Alten so zanken mögen. Wir zwei da sind Bruder und Schwester geworden und zanken nie mehr! Hörst du uns, Jesu, sag', hörst du uns? Oder bist du . . ." ging es auf einmal sehr zögernd über seinen regen Mund, „bist du wohl böse, weil wir nicht mit den andern am Weißen Sonntag zu dir gekommen sind? Wir

konnten doch nicht! Wir waren beide so furchtbar zornig. Aber jetzt kämen wir gar gern. Wenn du uns jetzt noch wolltest, nicht wahr, Anita? Wenn du die zwei Türchen aufstütest und zu uns herunter stiegest! Ich glaub', jetzt wären wir gut . . . Ich wollte dich fragen, gefällt dir die Benonikirche? Das frag ich nun nicht mehr. Gefallen wir dir? frag' ich jetzt. Was sollen wir machen, daß du wieder gut mit uns bist?" . . .

Immer wieder schauerte Ettore ein bißchen im Rücken zusammen und schielte in die schwarze Kirche hinunter und erschrak vor dem schweren Hammer, den draußen irgendein Stadtwächter zur Stundenzzeit an die Eisenplatten des Zeitturms schlug. Wie war es dunkel! und wie waren sie allein! wie so gar nicht könnten sie sich jetzt vor dem Bösen helfen! Wie hatte der Herrgott sie so ganz in der Hand! Nie war ihm das so bewußt geworden.

„Ettore,“ erinnerte jetzt Anita, „für den Fiero!“

„Ja, lieber Christ, den Fiero mußt du gesund machen, wenn der Pfarrer morgen diese zwei Kirchlein segnet. Das schöne dort ist ja seines, und er wollte es zum Heiligen Vater tragen. Ach, tu' ein Wunder, mach' ihn sogleich gesund! Sonst wird Anita wieder weinen und böse auf mich sein und der wüste Streit . . .“

Anita glaubte, nein, sie könnte auch dann nicht mehr zürnen . . . aber sie sollte doch wohl! Lieber Himmel,

was machen? Vor Verwirrung begann sie aufs neue leis zu weinen.

„Sieh, lieber Gott, wie sein Schwesterlein sich grämt! So mach' den Fiero doch morgen unter der Messe gesund! Wär' es nur schon Morgen!“

Anita hatte die einen Worte mitgebetet, die andern andächtig angehört. Sie umfing jetzt ihren Gespan mit beiden müden Armen. Beinahe fiel sie vor Elendigkeit um. Da setzte Ettore sie neben sich auf die Stufe, legte ihr Köpflein auf ein Knie, streichelte ihr übers flammendgelbe Haar und schloß mit überhängendem Kopfe noch vor ihr ein. War er ja jetzt erst ein zwölfjähriges Junferlein.

Als Aldo Aldi am Morgen in einer Stimmung traurigster Nüchternheit die Messgewänder anzog, erzählte ihm der alte Crispino, da und dort die Albe zurecht zupfend und die Falten gleichmäßig ordnend, daß man die beiden Kredenzfinder übereinander hangend wie zwei junge Bäumchen auf der obersten Altarstufe in einem köstlichen Schlaf betroffen habe, schwarzes Haar in blondem Haar und die bitterfeinden Farben Gelb und Blau versöhnt beisammen, zum erstenmal seit dem großen Streit. Auch die zwei Kirchlein seien auf dem Altar eng zusammengestellt gewesen, als ob ein Engel des Friedens nachts da seines schönen Amtes gewaltet hätte. Die Bedienten hätten in den Polstern des Chorgestühls gelegen. Als er die Kinder dann weckte, da hätten sie zusammen wie

Bruder und Schwester getan und gar nicht mehr wie Raß' und Hund von gestern. Und hätten ein wenig geessen und getrunken und dann miteinander die Kirchein bewundert und belobt. Eine halbe Stunde vor der Messe seien dann die Beiden Hand in Hand zur Kirche hinausgegangen, um, wie sie sagten, Bruder Fiero hieher zu tragen. Denn es gebe ein Wunder. Fiero würde plötzlich beim Segen gesund.

Der Erzpriester seufzte und nickte und schüttelte wieder den kahlen Kopf und kreuzte dann die Stola über der Brust. Was Wunder? keine gibt es, gar keine! . . . Nichts geriet ihm ja im Mörser, nichts im Fläschchen . . . und hatte er doch alle dreimal drei arabischen Geseßlein sauber und scharf eingehalten. Nicht einmal solche Wunder gab es . . . Und so voll war er von allem, von Schwermut wegen der nutzlosen Nacht und von Gram wegen des bevorstehenden Streites, daß er weder bei diesem heiligen Kleid, noch bei der herrlichen Kasel das vorgeschriebene Gebetlein verrichtete. Das Getöse draußen in der offenen Kirche machte ihm bange. Endlich läutete die Stundenglocke. Er schritt mit den Ministranten zum kerzenhellen Altar. Das Volk füllte die Kirche bis an die Stufen. Aber trotz der Enge lief wieder jene breite leere Straße des Hasses wie gestern durchs ganze Schiff hinunter und bis zum Altar herauf. Aber als Aldo Aldi Buch und Kelch geordnet hatte und über die

sechs Stufen zum Staffelgebet *) hinabschritt, hielt er auf dem zweiten Tritt still, denn durch eben diese häßliche Straße herauf kam eine Bahre, vorne von Anita und ihrem kleinen Bruder Felice, hinten am schweren Kopfe von Ettore allein getragen. Aber dieser schien nicht müd', sondern seine Augen lachten wie zwei Riesensterne. Auf der Bahre lag in junckerlichem Anzug, nur das eine franke Bein von seidenen Schärpen verhüllt, der vierzehnjährige Fiero. Sein Kopf ward von einem feinen, weißwolligen Kraushaar überschüttet und lag auf einem dunkelroten Samtkissen. Das schmale, peinlich zarte und harte Gesicht war von einer schwachen Röte durchschimmert. Die langen fieberbraunen Lippen preßte er fest zusammen, um ja keinem Schmerz laut zu geben, nicht einmal dem leisesten Seufzerlein. Denn Fiero war gegen andere sehr hart, aber gegen sich kannte er schon gar keine Weichseligkeit. Jedoch die silbergrauen Augen sahen voll Neugier und Freude in der Kirche herum. Da war er wieder einmal mitten in vielem Volk. Und wie? Sein schlimmster Feind trug ihn demütig. Wie einen Prinzen brachte man ihn zum Altar. Eine leise, hochmütige Befriedigung überhauchte das gescheite und feine Gesicht.

Ettore und Anita und der kleine Felice gingen hinten und vorne mit der Bahre, und nichts als Fröhlichkeit

*) Hier beginnt die hl. Messe und daraus stammen die rituellen Ausdrücke im Folgenden.

lag auf ihrer Miene. Sieh' da, dachte Aldo Aldi, die Straße des Hasses, und jetzt geht doch die reinste Liebe darüber! Auf einmal ward sein Sinn heiterer und mit einer tröstlichen Stimme begann er: *Introibo ad altare dei!*)*

Die zwei feindlichen Stadtvölker folgten der heiligen Messe auf ihre Art. Jedes sah zu seinem Stiftkirchlein wie zu der allein seligmachenden Arche. Wer nicht in diese Arche gehört, wird ertrinken. Es lag kein frommes Wesen in diesem Gedanken. Zu sehr hatte sich diese Arche in einen weltlichen Palast der Herrschaft, in einen Amtsstuhl, in eine Geldkasse, in einen Prügel und Strick der Tyrannei verwandelt. Es war ein Parteihimmel, den sich die Quatri und Benoni am Modell dieser Tempelchen erbauen wollten. Während sie dort selig wären, mußten die Gegner in der Parteihölle grausam im Feuer lodern.

Sie beteten zur Messe des Priesters, riefen Amen und *Deo gratias*. Der Herr sei mit euch! wünschte der Priester. Mit euch! das hieß, mit uns, nur mit unserer Partei! nicht mit denen da drüben! Und dankbar antworteten sie: und der Herr sei auch mit dir, Priester Gottes! *Et cum Spiritu tuo!*

Ettore war selig. Er hatte wirklich Fiero in seiner Kammer aufgesucht und, da er ihn wie einen gemarterten Engel liegen sah, war er vor ihm auf den Boden gefallen, hatte versucht, seine verdorrte Lippe zu küssen

*) Ich will zum Altar Gottes treten, Psalm 42.

und hatte gesagt: „Fiero, ich stehe erst auf, wenn du sagst: ich verzeihe dir!“ Und er bückte sich so tief und flehte so lang und Anita half so treulich mit, daß der scheinbar so höfliche, aber im Herzen so harte Fiero endlich knapp sagte: er denke nicht mehr an den dummen Streit. Da kam Fieros Mutter und band dem Sohn das Wein frisch ein. Als Ettore die Wunde sah, wäre er fast platt zur Erde gestürzt. So ein grausiges, eiterndes Mal, voll Blut und verbranntem Fleisch, bis zum Knochen aufgesperrt wie ein Schlangenumaul, hatte er noch nie erschaut. Er ward einen Augenblick starr. Dann goß er ein so großes Weinen aus, so wild und schwer und sterbensbleich, als ließe seine Seele mit den Tränen aus ihm. Er bat Fiero wie einen Herrgott um eine Strafe und um das Wort Gnade. Und der weißblonde, eiserne Trostkopf fühlte sein Erz schmelzen und streichelte den jungen Büßer ein wenig übers Haar in den Nacken hinunter und sagte dann doch mit ordentlicher Strenge: Wenn Ettore ihn zur Kirche trage, barhaupt, ohne Schwert, in bloßen Sandeln, und zwar am Kopfende, wo es schwerer sei, und nie unterwegs abstelle, dann wolle er ihm herzlich verzeihen und Bruder sagen, wiewohl er eben doch ein Mohr, aber ein blauäugiger sei.

Nun stand die vornehme Tragbahre vor dem Altar und Ettore barfuß und barhaupt und ohne Waffe kniete zu Häupten, so daß er mit seinem Mohrentopf gerade ans eckige Kinn des Fiero reichte und ihm ganz nahe ins

Auge schauen konnte, wenn das Wunder geschehe und der Freund plötzlich zuerst mit ganz neuen Blicken lache, dann juble mit dem so sparsamen Mund und dann heil aus dem Pfuhl springe. Zu Füßen der Bahre kniete das Mägdlein und der ganz kleine Felice. Ettore horchte beflissen, was Fiero wohl bete, damit er das gleiche Wort zum Heiland schicke. Aber Fiero betete zwischen seinen verbrannten, engen Lippen so leis, daß Ettore sich fast an seinen Mund halten mußte, um ihn zu verstehen. Es mußte das Pater noster sein, denn eben erhaschte er: *adveniat regnum tuum!**) Im selben Moment kehrte sich auch der Pfarrer am Altar und bat: *Orate fratres***) und wieder, wie so oft in letzter Zeit, wollte ihm beim herrlichen Wort *fratres* eine herzliche Bitterkeit aufsteigen. Da sah er schon im Umwenden, wie dort unten an der Bahre das Lammweiße mit dem mohrenschwarzen Junterhaar zusammenfloß, und gleich meldete sich eine kleine Hoffnung, daß doch wohl auch einige Gebete sich vor diesem Tabernakel zusammenfänden, wie jene Köpfe, ja daß vielleicht in dieser gespaltenen Kirche doch mehr Brüder lebten, als der kurze Menscheninn zusammenklauben möge.

Vor der Kirche stampften die Reitpferde der Deputationen, denn gleich nach dem Segen wollte man aufbrechen. Maultiere mit Damensätteln beschnupperten

*) Zu uns komme dein Reich.

**) Betet, Brüder!

die feuchte Kirchenmauer, Wagen wurden angeschirrt und Krippen mit Haferfutter den Zugtieren vorgestellt. Viele Leute waren mit dem Schmücken der Gänge beschäftigt und mit dem Bestecken der Kränze an den Wagen mit gelben und weißen Seerosen. Die zwei Bannerträger des Zuges aber standen in der Kirche vorn am Altar, und der eine schwenkte leise die blaue Venoniseide, der andere suchte ihn mit der zitronengelben Quatriherrlichkeit zu übertrumpfen. Auch die blumenstreuenden Kinder waren hier am Chorgestühl aufgestellt, rings um die zwei Sänften, die, in plustringen Samt geschlagen, für die beiden Kredenzkinder bereit gehalten wurden. Ein großer Haufe Volkes hatte Stab, Gurt und Geldkase bei sich, um gleich den Weg von der Messe weg nach Orvieto hinauf mitzumachen.

Als es nun zur heiligen Wandlung kam, flüsterte Ettore dem Fiero fast in den heißen Mund hinein: „Du, ich habe Jesum gebeten, daß er dich gesund mache. Jetzt kommt der Gott! Paß auf, bete auch, du weißt, San Francesco . . .“

Fiero nickte leicht und ward ernster als zuvor. Ei ja, das weiß jedes Kind, wie der heilige Franz durch Bolsena gelaufen und vom begierigen Volk das Gäßlein gesperrt und im Gedrücke der Hunderte ein fünfjähriges Knäblein totgetreten ward. Steif wie ein Holz ward es dem heiligen Bettelmann auf die Arme gelegt. Franz wiegte es ein wenig her und hin, schüttelte den Körper

leicht, wie man tut, um einen Schläfer sänftiglich zu wecken, atmete mächtig gen Himmel auf und rief ein paar heiße Worte, indem er das Kreuz über das erkaltete Stirnlein mit gewaltigem Schwunge schlug. Da hörte man das Kind auch schon überlaut lachen vor rotem, bis in die Fingernägel zurückkehrendem, allmächtigem Leben. Nun was der heilige Franz kann, kann der heilige Christ der Wandlung auch. Und unzählig viel mehr kann er. Zwar haben Fieros Mutter und jüngstes, unschuldiges Brüderchen oft und oft für den Kranken gebetet, und es hat nichts gefrommt. Aber jetzt, wenn der betet, der ihn krank gemacht hat, und so betet, daß seine Stirne schwitzt und seine Augen brennen, dann könnte es doch, zumal zu so einer besondern Gnadenzeit, geschehen, daß der Versehrte plötzlich heil würde. Jedenfalls will er jetzt mitbeten und dem Ettore für immer gut sein und mit ihm zum heiligsten Christ in aller Demut schreien: „Hilf mir, denn das Wein tut mehr weh, als so ein junger Junker lange aushalten könnte!“

Der Priester hob nun die Hostie und dann den Kelch hoch über sein Haupt empor und zeigte das Allerheiligste dem auf die Brust klopfenden Volke. Die Orgel bei so ungeheurem Geschehen wagte nur noch leise zu flüstern, wie ein Wald bei ankommendem Bliß und Donner. Aber dann nach der Wandlung schwellte sie an und jubelte ihr ganzes Festherz aus. Gott war da!

Udo Udi wollte im uralten Kanon der Messe weiter beten . . . Unde et memores Domine*) . . .

Da beim Blick auf die verwandelte, still unter seinen gebreiteten Händen liegende Hostie mußte er plötzlich an das Experiment der verwichenen Nacht denken. Da hatte er auch mischen und verwandeln wollen . . . unter tieffinnigen arabischen Sprüchen. Aber die Kohle war Kohle und das Kernlein ein ganz elendes Kernlein geblieben. Tod regierte, kein Leben wob. Aber hier auf dem Altar, jeden Morgen um die Zeit, auf diesem Tisch, bei ein paar ungeheuern Worten wird aus dem dünnen, weißen Hostienbrot Der, der alles Brot wachsen läßt . . . Der, der allein aus Tod Leben erntet.

Wird er? seh' ich's? bleibt nicht alles wie zuvor, Brot Brot? . . . Dann hätt' ich gestern auch ein Köstlein gehabt. Nur nicht gesehen hab' ich's . . . Das sind sonderbare Wunder, die man nicht sieht! Doch was tu' ich? Beten, beten, nicht grübeln, armer Tropf ich! . . .

Supplices rogamus te, omnipotens . . . Deus**) . . .

Aber so hab' ich die Hostie noch nie gesehen, so schrecklich dünn und dürftig . . . und doch so hab' ich sie eilig in der Sakristei aus der Schachtel genommen und

*) „Und so wollen wir eingedenk sein, o Herr . . .“ So beginnt das klassisch schöne, uralte Gebet, worin der Priester nach der sog. Wandlung dem ewigen Vater seinen sich opfernden Sohn gleichsam vorstellt.

**) „Demütig bitten wir dich, allmächtiger Gott . . .“

auf meinen Kelchteller gelegt. Das ist sie genau, gebacken über der Gasse bei den Franziskanerinnen und mit dem Ringschäufelchen rund geschnitten, aus Mehl, das im großen Kornfeld um den See herumrauscht . . . ich seh' nichts anderes . . . und doch muß es Christi atem- und blutdurchströmter Leib sein . . . weiß Gott, ich hab' gestern doch auch noch am Ende ein Röslein in Händen gehabt!

Weg mit den Zweifeln! . . . jube haec perferri per manus sancti angeli*) . . .

Wie mag es nur geschehen sein . . . so ein armes Hostiending mit fünf Wörtlein einer schwachen, irdischen Sprach' und Zunge . . . und wahrhaft ohne viel Geist oder Seele ausgesprochen . . . und das wäre nun nicht mehr Brot, sondern des Herren Leib, der Mann vom Kreuz und vom heiligen Grab, der Himmelfahrende und Jüngsttagrichter! Dieses weiße, runde, kleine, lautlose Stücklein Brot! . . . Kann man . . . kann man überhaupt aus etwas Totem Lebendiges machen? Ist das nicht Unvernunft? Und ist es Unsinn, so kann's auch Gott selber, der Allvernünftige, niemals! Und seit Jahren meng' und wäg' und grüble ich im tiefsten Stoff des Irdischen herum und bring' nicht einen lebendigen Halm heraus . . .

Weiter, weiter! Aldo Aldi ermuntert sich, will nicht mehr denken, nur noch beten und glauben. Die klassische

*) „Laß' es vollenden durch die Hände des hl. Engels . . .“
Federer

Fürbitte für die Toten beginnt: Memento etiam Domine, famulorum famularumque tuarum, qui nos praecesserunt cum signo fidei*) . . .

Cum signo fidei . . . mit dem Siegel des Glaubens! . . . O Gott, diese Toten durchs ganze Kirchenschiff, meine Vorgänger im Amt alle unter den Platten, die haben jetzt gesehen hinter den Vorhang Ewigkeit, die wissen, die könnten mir zeigen . . . oder auch nicht? auch nicht? . . . Torheit, ich verirre mich grauenhaft. Beten muß ich, nichts anderes. Für sie! Ich soll ihnen das ewige Licht erflehen . . . Aber wenn das da ein Stücklein Brot ist und weiter nichts, selbst etwas Totes, wie kann es dann ändern ein seliges, ewiges Himmelsleben schaffen? Ach, was bete ich dann an einen Stein oder an eine Krume Weizenmehl! . . .

Der Priester stockt, ihm schwindelt vor Bedrängnis, er kommt nicht weiter. Wohl macht er sich unendliche Vorwürfe, verabscheut seine Zweifel, schreit wie ein hilflos Kind um Rat und Licht. Aber immer blinzelt ihn wieder das kleine, so regungslose Brot an, und er muß noch stärker grübeln, noch wilder zweifeln!

Das darf so nicht weitergehen. Er muß vorwärtskommen. Das Volk harret. Das Volk kann nicht warten, bis er seiner Zweifel ledig geworden ist. Das

*) „Erinnere dich auch, o Herr, deiner Diener und Dienerinnen, die uns im Zeichen des Glaubens vorausgegangen sind . . .“
Uraltetes kanonisches Gebet für die Verstorbenen.

Volk zweifelt nicht. Es will die bündige Messe und dann den Segen über seine Kirchlein und dann zum Papst aufbrechen, eh' die große Mittagshize kommt. Rasch, spute dich, Mann! Was hat er nur?

Es kam das Pater noster. O wie schön und kristallrein beten es da unten die drei Kinder mit ihm! Klingend laut wie die obersten drei Glocken am Turm tönt es. Wie die glauben! O süßer Kinderglaube! Aldo Aldi brächte das Gebet sicher nicht zu Ende, wenn diese junge Kraft ihn nicht mitzwänge. Sein Pater noster schleppt sich an dem ihren hin, wie ein kraftloser Fechter von Helden gepackt und mit ihnen in den Sieg gerissen wird. Aber er hat keinen Teil an der Glorie. Wie haltlos war dieses Pater noster! Wie wichtig sein Kreuz mit der Patene! Er zittert am ganzen Leib und fühlt einen kalten Schweiß ausbrechen, wie er die Hostie auf's neue in die Hand nehmen muß, um sie zum Sinnbild und Gedächtnis des Todes am Kreuze in zwei Hälften zu brechen . . . Per eundem Dominum nostrum Jesum Christum, filium tuum . . . ich hab' nur Brot . . . ich hab' ja nur Brot . . . qui tecum vivit et regnat in unitate Spiritus sancti! Deus . . . ach, es ist Brot . . . per omnia saecula saeculorum . . .

Amen! rief das ganze Volk. Amen läutete es aus den wunderbar geläuterten Kinderherzen.

Pax Domini, er knickt mit bebender Hand die Hostie,

sit sem . . . pe . . . r*) . . . Himmel, Erde, All-
 menschheit! was, was ist das? Aldo Aldi bringt keinen
 Ton mehr hervor, kann nicht mehr atmen, kann nur starr
 auf die angebrochene Hostie sehen. Denn da träufelt
 leise wie aus einem verwundeten Leib Tropfen um Trop-
 fen wahrhaftes Blut, rotes, warmes Blut hervor. Es
 rieselt wie aus Wundmalen und neht ringsum das weiße
 Tüchlein, worauf Kelch und Hostie ruhen. Und es duftet
 nicht wie Trauben oder wie Weizenforn aus dieser leben-
 digen Hostie, es duftet dem Erzpriester deutlich wie der
 Atem eines Kindes entgegen. So hat es aus der Weih-
 nachtskrippe geduftet und vielleicht auch so vom Kreuz
 herunter. Aldo Aldi sieht es mit weitaufgerissenen Augen
 an. Er beugt sich hinunter fast bis zum Tisch, er hört
 das leise Singen und Sichern des Blutes, ja er fühlt
 das Wunder mit allen Sinnen, es ist ein Schauen so
 herrlich, aber auch so furchtbar wie in die Ewigkeit.

Aber ich hab' doch auch das Wasser am Bolsener
 See bluten sehen, rafft er sich in Ohnmacht auf . . .
 dort war es Naturspiel . . . hab' nachts grüne Bäume
 brennen sehen . . . es war ein Spuk im heißen Kopf
 . . . O Gott, er greift sich an beide tosenden Schläfen
 . . . o . . . G . . . o . . . t . . . t!

Nein, nein, ewig nein, das blutet und dampft und
 duftet weiter, dies allerheiligste Geblüt aus süßem

*) „Der Friede des Herrn sei immer mit euch!“

Gottesleib und Aldo Aldi vernimmt einen Weltlärm . . . das Volk um's Kreuz? . . . hört er nicht Maria in der Tiefe beten? . . . schallt es nicht: es ist vollbracht! . . . Vater, in deine Hände empfehle ich meinen Geist? Ist er nicht auf Kalvaria?

Er kann nicht mehr an sich halten. Er schreit hoch auf, stürzt ins Knie, steht gar nicht wieder auf, schlägt auf die Brust und weint mit lauter zwiefacher Stimme des Schreckens und der heiligen Freude. Und wenn er die Augen wischt, so ist das Wunder immer noch da auf dem Tisch neben ihm, das ewige Blutbächlein der Seite Christi, die er mit seiner Lanze des Unglaubens aufgerissen hat, rieselt immer schöner und barmherziger über das Kelchtüchlein.

Das Volk hat zuerst gestutzt, dann die Köpfe vorgeschoben. Was ist mit dem Mann? wird ihm unwohl? Himmel, was geschieht? . . . Jetzt, wo der Priester auf dem Boden zusammengestürzt bleibt, bricht der Schwall zum Altar los. Das schwere Gebetsmurmeln hinunter in die letzten Kirchenecken erlischt, die Orgel auf der Empore bricht jäh ab. Die Chorherren wallen großäugig aus den Stühlen herzu und sinken stumm ins Knie. Der uralte Crispino streckt die Arme aus, als wollte er fliegen.

Von allen aber zuerst ist Anita zum Altar gesprungen und hinter ihr Ettore. Sie dürfen ganz hinauf, sie haben ja ihre Kirchlein oben. Jetzt endlich hört man durch

die schwere Stille ein Engelstimmchen rufen: *Miracolo!* ein Wunder! *Miracolo!* wiederholt die tiefere Bubenstimme gewaltig. *Miracolo!* psallieren erschüttert die Priester. Ein Wunder, ein Wunder, donnert es durch die ganze Kirche. Die Vordersten erstürmen die Treppen, alles drängt vor, aber aus der Tiefe des Schiffes, wo die Haufen dicht zusammengepreßt sind, schreit es übermächtig: „Wo ist das Wunder? Das Wunder zeigen! Das himmlische Wunder wollen wir sehen. Zeigen, zeigen!“

Udo Udi liegt noch immer im Staub. Zerschmettert ist sein ganzes scherbiges Grüblertum, verweht der letzte Zweifel. Eines weiß er jetzt: daß er ein großer Sünder und neben ihm der Heiligste der Welt ist . . . O du Wunder, kann er endlich ins Gebraus der Kirche stammeln, o du Kind der Ewigkeit, so wandelst du noch unter uns und malst das nicht zu Hörende und nicht zu Schauende mit deinem Gottesfinger in Blut und Feuer in unsere kleinen Gehirnen . . . Ich bin nicht würdig . . . ich bin am wenigsten deiner würdig. Ich muß sterben, ich darf das nicht schauen und am Leben bleiben. Ich bin tausendmal weniger als Moses, der auch sterben mußte, als er die Offenbarung sah.

Der Wunderschrei durchtobte jetzt das Gotteshaus wie ein Gewitter. Die Fahnen zitterten, die Stangen erbeben und die Kerzenflammen wichen vor solchem Atem zurück. Priester, sagte Crispino mit nassen, kind-

lichen Greisenäuglein, Priester Gottes, dem so ein Wunder geschah, du bist gebenedeit! — Und er beugte sich vor seinem Pfarrer, wie in den vielen Jahren einer wachsenden Respektlosigkeit nie mehr. Priester Gottes, hörst du dein Volk schreien? So hebe sie noch einmal hoch, die heilige Hostie, daß alle des Wunders beglückt werden! Das ist nicht eine Messe, wie sonst, das ist noch einmal ein Verwandlung, sichtbarlich nach der unsichtbarlichen. Auch die zeig' uns, auch die!

Da erhob sich der Erzpriester gehorsam, als hätte der Himmel zu ihm gesprochen, faßte die blutende Hostie mit einem schützenden Tüchlein, kehrte sich gegen die vielen Hunderte und hielt die Allheilige hoch in die Luft. Sie blühte wie ein Stern.

„Jesus Christus, der für uns Blut geschwigt hat,“ tönte eine mächtige Stimme.

Wer hat das gerufen? Man sagte später, es sei der Chorkaplan Bruhino gewesen, der die Orgel spielte. Einerlei, diese Erscheinung des Herrn und dieses furchtbar treffende Wort beugten das Volk nieder. Jawohl, da blutet unser Heiland wieder, wegen uns, die wir uns entzweit haben, die wir uns wie Tiere zerreißen, bis zu seinem Tabernakel hinauf, wo wir doch Glieder seines Leibes, Schößlinge seines Rebstockes sein mußten! . . . Der für uns Blut geschwigt hat! . . . Der Heiland blutet. So schwere Sorge machen wir ihm. Haß geben wir, und er hat die Liebe wollen. Das macht ihn bluten

. . . O Gott, das ist ein Zeichen des Gerichts! . . . wir müssen sterben.

So ging es durcheinander. Und dann: wir wollen wieder lieben, auf daß er uns schon. Ja, riefen ein paar beherzte Männer, wir wollen nicht mehr um besondere Kirchen streiten, solange wir nicht einmal eine einzige Kirche sind! Unsere alte Kirche da wollen wir wieder wie ein gemeinsames Haus halten, die wollen wir mit dem Stiftungsgeld groß und schön machen, die, worin der Herr uns sein Wunder gezeigt hat. Fort, brauste es in schon größeren Chören, fort vom Altar die Modelle, zerschlägt sie! zerschlägt den Unfrieden! Fort mit dem Hochmut! Seid ihr einverstanden, Brüder? . . . Ja, die eine, die Pfarrkirche vergrößern und verherrlichen! Die Wunderkirche des Herrn alleine! Friede, ihr Venoni, Brüder ihr! Friede, ihr Quatri, Friede, Friede! . . . Man gibt sich die Hände, umarmt sich, Mütter mit den Kindern auf den Armen lassen zuerst die Kleinen sich an den Hals fallen und küssen dann sich selbst auf den zuckenden Mund, wie Geschwister nach langer, harter Trennung. Die Bannerträger am Altarfuß legen ihre Fahnen zusammen, Schaft an Schaft und Seidenzipfel an Seidenzipfel, und auch diese Fahnen küssen sich feierlich. Doch Aldo Aldi hält noch immer die Hostie hoch. Er wird nicht müd. Und er betet: für mich, für mich ärmsten Sünder hast du jetzt Blut geschwitzt. O Herr, nun glaub' ich. Und o Herr meines Glaubens und

Lebens, nie mehr will ich etwas anderes tun, als für dich arbeiten und leiden. Laß mich fortan schwitzen zu deiner Ehre und sei es auch das Blut meines Herzens. Für die Kinder will ich gern mein Blut schwitzen, die ich so roh aufwachsen ließ . . . für die Alten, die ich nicht mit deinem Evangelium mild und warm gemacht habe . . . für die Kranken, die auf der Bahre zu mir kommen müssen, weil ich sie nicht aufgesucht habe, für die Armen, denen ich so ungnädig schenkte, für alle, alle. O guter Hirte, höre jetzt auf zu bluten! Jetzt komme ich an die Reihe! Laß', Heiland, jetzt deinen neuen Jünger fröhlich bluten.

Dem Fiero auf seinem Samtbett schien, als lächle ihn und gerade nur ihn die Hostie an, von der Altarmitte zu ihm in die Chormitte hinunter. Das war also Christus, der große Held, den ihm seine liebe Mutter in den Nächten, wo ihn das Bein furchtbar stach und brannte, so innig vorhielt. Der blutete da aus dem innersten Herzen. Fiero dünkte, aus dieser Wunde heraus singe eine Stimme: Fiero, Fiero, ihr habt ein Wunder gewollt. Da habt ihr eines! Bist du jetzt zufrieden? Sieh, wie ich bluten und schweigen kann. Seit Jahrtausenden blute ich so und tue kein Seufzerlein. Nun willst du ein Held sein und schon wegen einer Wunde am Bein, einer einzigen, schreist du Weh und fluchst und meinst, es müßte ein Wunder geschehen. Für dich ganz allein! Sieh mich an! Bin ich nicht eine einzige

Wunde? Und doch kann ich schweigen, ich, der donnernde und blitzende Herrgott! Schreien und reden und um sich schlagen, daß alle Welt auf dich schaut, o das ist kein Kunststück. Das kann ein Kind. Aber schweigen ist groß. Sei ein Held! Es müssen immer solche sein, die schweigen und bluten für sich und für die andern. Das sind die Großen, das sind die Erlöser, das sind die Heldenheiland der Welt. Und wenn sie nichts tun als bluten, so ist das mehr, als was alle Lärmer und Rühmer tun, ist mehr als Kreuzfahren und Zepterschwingen. O du, dich gerade will ich bücken und schlagen und wie ein Korn in meinen schmerzhaftesten Mühlen mahlen, denn du hast einen harten Sinn und einen grimmigen Stolz in deinem hübschen blonden Kopf. Ergib dich mir! Folge willig! Du hast mich bluten sehen. Für dich! Wohl, nun blute auch für mich ein wenig! . . . Fiero, laß uns Freunde sein!

Fieros erregtes, schönes, schmales Gesicht mit den klaren, grauen Augen, dem wollenweißen Haar und der zähen Seele war jetzt nichts als eine große, heilige, ritterliche Ergebung. Alles war ihm jetzt gleich, alles, alles, Gesundheit, Gasse, Degen, Kranz und Maid, alles, alles, wenn er nur ein Held sein durfte, der blutet und großartig dazu schweigt. Denn das ist doch das Größte. Er richtete sich auf den Ellbogen auf und verzehrte mit seinen silbergrauen Blicken und den halb-offenen brandigen Lippen die Hostie vor ihm. Neben

ihm hatte sich Anita rechts, Ettore links vor dem Wunder niedergekniet.

Und Ettore flüsterte mit Lippen, die noch nie so rot und voll waren: Fiero, jetzt werden wir bald zusammen wieder ausreiten. Weißt du was, gegen die Sarazenen wollen wir ausziehen. Gegen die Hunde, die unsern Christum leugnen. Ja, ins heilige Land wollen wir fahren. Das will Jesus. Drum blutet er so. Man quält ihn noch immer in Jerusalem.

Seine Augen blitzten, da er das sagte, blau wie das Mittelländische Meer, und sein Haar wirbelte so wild und schwarz auf, wie das Verderben, womit er den Heiden dräute . . . Wenn sie ihn nur nicht erschlagen dort im Sand und er nie mehr heimkehrt! seufzte leis Anita, es wär' gar schad' um so einen Schönen!

Ins heilige Land, wiederholte Ettore und sein Mund schäumte vor Eifer.

Ja, ich komme, nickte Fiero zufrieden mit seinem süßen Geheimnis in den nun so viel weichern, grauen Augen, ich komme ins heilige Land! Er sah freilich ein anderes Königreich zum großmächtigen Ausreiten und Kämpfen und Regieren vor sich. Er beneidete Ettore, den schwarzhaarigen Schlingel, nicht mehr.

Dann blickten alle drei wieder zur Hostie auf und Anita flüsterte: „Wenn doch der liebe Christ jetzt zu uns käme, das wär' eine Freude. Siehst du, Ettore, ich habe gewußt, daß er zum Türlein herauskommt, mich

dünkt, er will ganz zu uns. Seht, seht!" Und in eine augenblickliche Windstille der großen Volksbegeisterung hinein erklang zum zweitenmal ihr Stimmlein mit silbernem Geflingel: „O Herr, ich bin nicht würdig, daß du eingehst unter mein Dach. Aber sprich nur ein Wort, so wird gesund meine Seele.“

Dann öffnetest sie den Mund wie im Hunger, als müßte sie durchaus gespeist werden.

Als der Pfarrer dieses fromme Gezwitzcher so eines Himmeltaubchens hörte, da kam es wie eine Erleuchtung über ihn. Er durfte nicht kommunizieren. Nein, er hatte zu schwer gegen den Glauben gesündigt. Diese Messe durfte nicht er vollenden. Aber da unten waren ja drei, die ihre Herzen sehnsüchtig öffneten und zu ihm aufhungerten. Jetzt boten sie dem Herrn in seinem blutigen Kummer wohl das beste und tröstlichste Wohnstüblein. Diese Keinen mußten seine Messe fertig lesen.

So stieg der Erzpriester die Stufen nieder, brach das wunderbare Brot in drei Stücklein und reichte jedem der Kinder eines. Sie empfingen es mit einer Seligkeit, die weitem ihren Sonnenschein über das Volk warf, neigten dann ihre Köpfe und verharrten so regungslos, daß jeder merkte, daß sie für ein Weilchen nicht mehr auf Erden lebten. Auf der Orgel aber stimmte Don Bruhino mit vollen Registern das großartige Lied an, das eben erst durch Sankt Thomas in den Landen angekommen war, und tosend fiel alles Volk ein: Pange

lingua gloriosi! Als man aber zur vierten Strophe kam, beugten sich alle Häupter und mit einer heiligen Scham, die sie schöner als Purpur kleidete, sangen sie leiser:

Verbum caro, panem verum,
Verbo carnem efficit:
Fitque sanguis Christi merum,
Et si sensus deficit:
Ad firmandum cor sincerum,
Sola fides sufficit*).

Dem Papst brachte man unter Kerzenschein und Zymbelschall das blutgeschmückte Kelchtüchlein nach Orvieto, und wenn je ein Wunder ein zweites hervorbrachte, so ist es der himmlische Tempelbau auf dem dortigen Tuffhügel, den das ganze Land, die Bolsener vor allem, über dieser Reliquie des heiligen Fronleichnam's wölbten. Nur eine göttliche Begeisterung konnte so ein göttliches Werk schaffen.

Zu Aldo Aldi aber sagte der Heilige Vater milde: „Erhebe dich, du hast nun wie Thomas die Wundmale des Herrn gesehen. So sei nun auch so feurig wie Thomas.“ . . . Das geschah, und noch nach Jahrhun-

*) Strophe aus der berühmten, noch heute in allen Kirchen gesungenen Hymne Thomas von Aquinos. Sie ist in ihrem kristallinen dogmatischen Kirchenlatein unübersehbare. Der Sinn besagt: Durch Gotteskraft sind Brot und Wein ins Fleisch und Blut Christi verwandelt. Mögen die Sinne hier versagen, der Glaube genügt dem ehrlichen Herzen.

derten sagte man einem neu antretenden Pfarrer zu Volsena: Sei eine Thomasseele wie der ehrwürdige Diener des Herrn Aldo Aldi di Senti.

Ettore wartete ein paar Jahre auf den längst gelobten Kreuzzug der Könige von England und Frankreich. Dann fuhr er auf eigene Faust mit einer stürmischen Truppe von Adelligen Jassa zu, schlug sich in mehreren Treffen glorreich durch und ward mit seinen Begleitern beim Flecken Fer-is-isr von einer ungeheuren Übermacht aufgerieben. Anita hat darauf allen Lustbarkeiten entsagt, sich völlig der Pflege ihres Bruders und anderer unbeforgter Kranken hingegeben. Sie sah in jedem Leidenden den blutenden Herrn Jesum. In ihren Armen ist Fiero nach anderthalb Jahren an seiner Wunde gestorben, im Gesicht immer noch eine gewisse Härte, aber nicht vom Tyrannisieren seiner Mitmenschen, sondern vom Verbeißen der ungeheuren Schmerzen, die an ihm fraßen. Er tat den letzten Atem mit einer Helle und Fröhlichkeit des Geistes, die nicht mehr unserem Gestirn, die schon dem Überlicht angehörte.

Die Stadt Volsena blieb von da an wohl die friedlichste Stadtfamilie Italiens, und wer heute noch wohlgestimmte und in Harmonie zwischen Himmel und Erde lebende blonde und schwarze Menschen kennen will, der gehe nach Volsena und werde, wie sie dort sind!

Dante

Um ersten August 1321 klopfte ein schwächtiger Mann im Kapuzenmantel am elenden Pfarrhaus von Signola im Monte Giovi. Der Geistliche war gerade in der Kirche und wartete mit dem Taufwasser auf das zwölfte Kind der Donna Rosalia Ricotti. Argerlich mußte die Köchin Maria zusehen, wie der sonderbare Gast seinen staubigen Überwurf zu Boden schleuderte, rücksichtslos in die Stube ihres Hochwürdigen lief und mit stetem Schelten die wenigen Bücher in der Wandlade durcheinander warf und rief: „Che barbaro! Che barbaro!“ . . .

Noch zorniger wurde sie, als der so elastische und doch so alt und krank scheinende kleine schmale Mann mit einer Grimasse den Wein ausspuckte, dagegen alles Obst und Gebäck in feine Schnitten hieb und rasch vom Teller wegfaß. Ein Feinschmecker und Hungerleider in einer Person, dachte die verbgeschnittene Magd und blieb mit verschränkten Armen im Türrahmen stehen, teils aus Neugier wegen dem so zarten, aber eisigen Gesicht mit der dünnen Vogennase, teils aus Vorsicht vor den feinen, aber allzu langen Fingern des Fremdlings.

Nach einer Weile völligen Nichtbeachtens sagte der Pilger mit vollklingenden Vokalen: „Ist Matteo Ferracini noch nicht zurückgekommen?“

„Wer ist das?“ fragte die Magd.

Aber jener antwortete nicht, sondern schwanfte

schon wieder, ob er recht gethan habe, hieher zu kommen und dem unendlichen Heimweh zu folgen, das ihn in den letzten Zeiten zu Ravenna erfaßt und so gequält hatte, daß er gegen alle Würde und Klugheit nach seiner Vaterstadt aufgebrochen war, ähnlich wie Sterbende nochmals verzweifelt aus dem Bette ans Fenster springen, um Licht und Leben in die Faust zu zwingen. Zwar vor fünf Jahren hatten die Prioren von Florenz ihm das Thor geöffnet, aber wie ein Almosen und mit einer so knappen Spalte, als Bagabunden sie brauchen. Da hatte er stolz gerufen: „Nein, lieber Verbannung als Erniedrigung.“

Damals, damals! . . . Aber in den fünf Jahren wurde die Fremde immer bitterer. Die Kammern der Fürsten waren oft ungeheizt, der Wind der Apenninen erkältete ihn, und gar das Nichtverstehen und Nichtbegreifen rechts und links fröstelte ihn an wie Schnee. Ein trockenes Husteln von der Lunge begann, die Glieder suchte stach, und der Mann, der Himmel und Hölle überwunden hatte, sehnte sich nach dem Glöcklein von San Miniato, der stillen Musik des Arno zu Füßen und einem warmen Kamin in der Seilergasse. Wenn sie ihn noch einmal riefen, o jetzt würde er seinen Stolz so eng zusammenpressen, daß er durch die schmalste Ritze in die Stadt schlüpfte.

So ist er denn mühsam mit dem Diener Matteo über die Muggeller Berge hieher geritten. Zweimal

kehrte er trotzig um. Aber die Schwachheit oder Weichheit des Alters war größer, und zum drittenmal befahl er: „Matteo, nimm das Maultier und reite voraus und sage, daß ich beim Pfarrer von Signola bin und auf das Wort warte: Komm heim, auf Gnad' und Ungnad' . . . Und wenn es bei Nacht ist und durch das Pförtlein der armen Sünder geht, einerlei . . . ich komme . . .“

Langsam pilgerte der sieche Mann dann allein zu Fuß bis zu diesem Vorposten Signola im Monte Giovi oben. Weiter durfte er sich als Geächteter nicht vorwagen. Matteo mußte ja mit der Antwort bald zurück sein. Der Pilger im Pfarrstüblein erschreckt schon jetzt vor ihr. Heißt es Ja, dann ist er nicht mehr der weltberühmte Verbannte, sondern ein gewöhnlicher, wohlversorgter, zufriedener Pfrundhändler der Heimat. Zufrieden, ach ja, . . . aber gewöhnlich, o Gott, so gewöhnlich! . . . Und lautet es Nein, dann bleibt er wohl im alten Ruhme, aber auch im alten, ruhelosen Fersenheben und Staubschlucken und Türenklopfen und Glendsglanze! . . . Ach, beides ist wie Tod. „Aber ich bin ein Mensch,“ schrie es jetzt aus seinem gebrechlichen Leibe, „und menschlicher ist, sich wärmen in der Gewöhnlichkeit, als erfrieren im Ungewöhnlichen . . .“

„Du' die Türe zu, Ancilla!“ befahl er wie im Frost. „Es zieht bei euch sogar im heißen August.“

Die Jungfer trat ganz herein und schloß.

„Wie weit ist es bis Florenz?“

„Drei Stunden, Herr,“ versetzte die Magd und zeigte mit der roten Köchinnenhand die drei Stufen zum unbeschirmten Gitterfensterchen fast an der Diele oben.

„Wie, man sieht die Stadt von da!“ Aufspringt der Sechshundfünfziger wie ein Bub' zur Luke. „O Madonna! . . . wahrhaft, dort unten aus dem blauen Gelände blinken Fenster und Dächer, und mitten drin und über alles hinaus droht ein Gerüste, mächtig wie ein Berg. Aber es blüht der farbige Marmor schon hell zwischen seinen Brettern hervor. Und Giotto's Campanile lacht bis hieher, beinahe schon das fertige, aus Troß und Süßigkeit gemischte Florentinerlachen. Und der alte und doch jede Stunde neugeborene Arno drückt immer noch die Stadt an sein großes, von Sagen und Liebesliedern volles Herz . . .“ Dem Fremdling übergehen die Augen, er spannt die Arme: „Du meine Pein und Seligkeit, Florenz, unentbehrliches, ewiges Florenz . . .!“ Nach einer lautlosen Weile sank der Mann in den Stuhl zurück, hüllte den Pilgermantel wieder fest um sich und wurde so still, als ob seine Seele zum Fenster hinaus in jenen süßen Marmor der Heimat geflohen wäre . . .

Der Magd wird unheimlich. Wenn nur der Pfarrer käme! Mitleid und Grauen packen sie. Endlich fragt sie, um nur zu wissen, ob im Mantel und Sessel da noch etwas lebe: „Ihr habt wohl Euere allerliebste Frau dorten . . .?“

Keine Antwort.

„Aber Euere schönen Töchter und starken Buben?“

Stillschweigen.

„Ja, dann weiß ich nicht, was Ihr da unten holen könntet, das so des Seufzens wert wäre.“

„So schweige denn, Plappermaul,“ herrschte es grimmig aus der Kapuze, „schweige, wenn du das nicht weißt.“

Zum Glücke ging jetzt die Türe auf und sprang im Chorrock und der weißen Stola der kleine, alte, übel rasierte Bergpfarrer herein. Der Pilger erhob sich ehrerbietig. Aber als der Geistliche die schöne Kirchenseide abgelegt hatte und im alten, schäbigen Werktag vor ihm stand, verbauert bis in die Fingerspitzen, setzte er sich sogleich wieder und sagte nur: „Reverendo, ich bin Dante und warte hier auf eine Botschaft.“

„Seid, wer Ihr wollt,“ lachte der Pfarrer geschäftig; „aber jetzt dürft Ihr nicht sitzen bleiben. Ihr müßt mitkommen und der Kindbetterin zum Tüngsten und Zwölften gratulieren. Das ist heiliger Brauch beim Duzend. Ihr habt doch wohl schon von Rosalia Ricotti gehört, der Frau des Vorhirten Battista. Sie ist das klügste Weib im Gebirge und besitzt die wackersten Kinder und die schönsten Ziegen.“

„Und hast du gehört von Dante Mighieri?“ gab der Dichter zurück. „Er hat die schönsten und tiefsten Gesänge geboren . . .“

„Dante . . . Dante . . . mir ist, ich habe einst so was gehört . . . doch was wird das sein gegen die herrliche Rosalia Ricotti, die . . .“

„Pfarrer, höre, dreimal dreiunddreißig Gesänge von ewigem Erz!“

„Und sind es dreihundert,“ stürmte der behende Pfarrer, „was ist das gegen die Zwölfe aus blühendem Fleisch und Blut, die Rosalia in die Welt hinausgesungen hat? Alle Lieder werden einst alt und grau. Aber diese kleinen Ricotti grünen hundertmal fort in Kind und Kindeskindern. Schneidet mir kein saures Gesicht, Fremdling, kommet und leget Euch vielmehr an diesem großen Menschenblühet. Es wird Euch zum Segen. Da klopfen sie schon, vanti!“

Er faßte Dante am Arm und zog ihn mit überstarker, fast bübischer Freundlichkeit die Stiege hinunter ins Gäßchen, wo die Gevattersleute warteten und die Hebamme das Kind voraustrug. Vom Turme zirpte es schrill und fleißig wie von Zikaden. Der Sigrift schwenkte die Fahne des Erzengels und Geburtenverkünders Gabriel. Verwandte mit Olbaumzweigen folgten, der Sindaco Gabardini beschloß den Zug. Er trug eine Rolle in der Hand. Darauf stand das Lob der Zwölffindermutter.

Aus seiner finstern, aber schon morschen Heldenhaftigkeit plötzlich in dieses muntere Dorfstücklein geworfen, begannen die dunkelgrauen Augen Dantes sich

ein wenig zu lichten. Die hellen Farben, die klingelnde Volkslippe, das Sinnreiche und Poetische des Aufzuges und die Ehrwürdigkeit, womit das Hirtenvolk, je näher es dem Hause Ricotti kam, den Schritt immer feierlicher und das Wort immer leiser nahm, das erquickte den großen Dichter. Er hörte die Leute von der Matrone Rosalia reden, von den Taten ihrer Söhne im Wald, im Weinberg, im Gemeinderat, im Kampf mit Wölfen und Briganten und den elenden Pisanern. Dann sprachen sie wieder von Ziegenmilch und Sommerheu. Dann schlugen sie ein Kreuz und beteten ein Pater-noster und spaßten wieder, weil der kleine Sigristentknaabe in ungleichen Soccoli dahinstapfte. Und ihn, Dante, schauten alle so selbstverständlich an, als kannten sie ihn schon immer, fast wie einen alten Vetter.

Das alles rührte seine vereinsamte und halb erfrorene Seele in ihrer heutigen Empfindlichkeit doppelt. Es war ihm neu. Sein Lebtag hatte er das niedere Volk gleichsam nur vom Pult und Balkon aus, nie in dieser blutwarmen, geschwisterlichen Fraulichkeit gekannt. Und er suchte plötzlich in seinem großen Epos und suchte und staunte, daß er in seiner *Commedia* wirklich nur Päpste und Könige und hohe Damen und Gescheitheiten, aber nichts wie das hier, nichts von Volk, von kleinen, frischen Leuten, von Müttern und duzend Kindern, nichts von all dieser großen Natürlichkeit und Gewöhnlichkeit der Welt gesungen hatte, nein,

immer nur von den Raren, den Erlesenen, den Ausnahmen. „Und doch,“ philosophierte er jetzt mit der Hellsichtigkeit entweder eines Genies oder eines Sterbenden weiter, „und doch ist nicht die Karität, sondern wohl die Gewöhnlichkeit die gesunde Hauptsache und das wahre Gewicht der Welt. Ach, wenn ich dieses unverhaltene Lachen, diese roten, schmutzigen Backen, diese Brotrinde zwischen den weißen Zähnen, diese tapfern Holzschuhe, diese Kraft und diesen Humor sehe, muß ich bekennen: schade, schade, daß ich mein Leben zwischen blassen Gesichtern und gesalbtem Haar und hohem Vers und Pergament erlustigt . . . nein, ich sage besser . . . verbittert habe. Diese Gewöhnlichkeit wäre wohl des Studierens und Singens wert gewesen.“

Und plötzlich schlug sich Dante vor die Stirne: „Daß mir das nie einfiel! . . . wo ständen Dome, wenn die Gewöhnlichkeit nicht daran schwitzte; wo gäbe es Schlacht und Sieg, wenn die Gewöhnlichkeit nicht blutete; wo stolzierten Fürsten, wenn die Gewöhnlichkeit nicht steuerte, wo blühten den Dichtern Lorbeeren, wenn die heilige Gewöhnlichkeit sie nicht gepflanzt hätte? Ja, was wäre aller Liederruhm, wenn er zwischen Marmorwänden stecken bliebe? Er muß in die wunderbare, millionenköpfige Gewöhnlichkeit hinausgehen . . .“ Und wie jede große Einsicht gleich einem Blitz kommt und das Vorurteil wie mit einem Donner

zermalmt, so fiel in diesem Augenblick ohne sichtbaren äußern Grund die ganze sogenannte Aristokratie von Dante wie jener staubige Mantel im Pfarrstüblein. „. . . Ja, die Gewöhnlichkeit ist vielleicht allein die Wahrheit, la pura verità,“ grollte er immer lauter für sich hin.

„Leiser, Fremdling, leiser!“ rief man.

Dante errötete. Ah, diese Hirten in Lumpen lehren ihn Anstand!

„Messer Dante,“ flüsterte ihm der Pfarrer ins Ohr, „seht einmal da hinunter!“

Wirklich, durch eine Lichtung der Pinien am abfallenden Berg sah Dante sein Florenz wieder. Und wieder erwachte die Sorge: wie hat die Stadt entschieden? was bringt Matteo? Und ihm war, bald schwebte ein riesengroßes Ja wie eine weiße, bald ein ungeheures Nein wie eine schwarze Wolke über den fernen Palästen. Aber nun ward das Ja von Augenblick zu Augenblick dunkler, das Nein heller, jetzt — jetzt trugen sie beide die gleiche Farbe grauer Ungewißheit . . . Und schon mußte Dante nicht mehr, was für ihn das Bessere sei, die Heimkehr oder die Verbannung.

„Messer Dante,“ lispelte der unruhige Pfarrer und schlugte ein merkwürdig schlaues Auge. „Wer wollte da hinunter in Streit und Staub steigen? Fliegen wir nicht wie Vögel darüber weg, wie Paradiesvögel! Was guckt Ihr also hinab? Das sind doch Menschen wie

wir, nur von kürzerem Schnauf. Seid froh, daß nicht Ihr selber, sondern nur Euer Esel da hinunter mußte!"

Wieder blickte Dante in den alten Zauber hinab. Was suchte er eigentlich dort? Wohl, er möchte sehen, wie Giotto den dreifarbigem Marmorturm fertig baut, ob Andrea die Erztore schon gegossen und wie Arnolfo den Dom überwölbt. Doch nein, das ist es nicht, er sucht etwas anderes: die Ruhe! Aber wo sucht er sie? Ganz gewiß wieder dort, wo die Unruhe ist, bei den Maren, den Hohen, nicht im Wunder der Gewöhnlichkeit. Ja, hier oben steht man überm Plunder, fliegt wie Paradiesvögel über den Türmen der Eitelkeit und Unruhe hinweg.

„Messer Dante,“ läutete eine Mädchenstimme hinter ihm, „Ihr habt den Gürtel verloren . . . da!“ Ein dreckiges, aber wunderschönes Patschhändchen stäubt den seidenen Riemen ab und hält ihn Dante hin.

„Behalt ihn, Carina,“ antwortet er weich.

„Grazie mille! Messer Dante!“

„Ach, in Ravenna und Padua heißt es: Meister Dante, du hast im vierten Gesang, Zeile soundso, den Rhythmus verloren . . . du hast im Inferno den Grafen Giuseppe a Marca vergessen . . . du hast im zehnten Sonett einen Reim unterschlagen . . . Gott, welche Torheiten! Aber hier hebt mir ein Kind den Gürtel auf. Es würde auch meine arme Seele aus dem Staube

auflesen . . . Sonst haben ihn Kinder nie interessiert; aber jetzt schmeichelt er:

„Wie heißest du, Kind?“

„Rosalina Nicotti.“

„Ah, der Täufling da ist dein Geschwister?“

„Si . . . si . . . si!“ lacht das Kind überglücklich. Wie das musiziert! Dem Dante kommt vor, dieses dreifache „Si“ juble hoch über seine Divina Commedia hinaus.

„Hast du auch ein Kleines?“ frägt das Kind und streckt ihm vor Vergnügen das unsaubere Rußhändchen entgegen.

Dante schüttelt den Kopf. Seine Kinder, Pietro und Giacomo und die andern drei Buben und die Tochter . . . hat er sie je wahrhaft besessen? . . . Ging ihm die Politik nicht über die Gattin und Amt und Vers nicht über die Kinder? Seinetwegen hätten sie wohl verhungern können. Ohne ihn wurden sie groß. Nun sind sie erwachsen und ihm fremd geworden. Nicht ihrer wegen zieht es ihn nach Florenz. Ach, sein Los ist: mit Frau doch Witwer, mit Kindern doch kinderlos, mit der schönsten Wiege doch heimatlos, mit der innigsten Poesie doch ein Ungeliebter zu sein. Frauen . . . Frauen . . . viele haben seinen Weg gekreuzt; aber nie ist ihm vom Weibe Gutes gekommen als im Traum und Dichten . . . Aber freilich, das Mädchen hier hat ihm den Gürtel aufgehoben und die Rußhand angeboten und würde

sicher auch seine Seele mit ihm teilen . . . Weg mit dem blaffen Aristokratenekel! . . . „Komm her, Rosalina, gib, gib! Was hast du für ein liebes, warmes Händchen!“ . . . Und er drückt es inniger als das wertvollste Manuskript an seine Brust.

„Aber,“ wendet die Kleine ein, „warum machst du einen so bösen, garstigen Mund, Messer Dante?“ und sie versucht umsonst, ihr Mäulchen auch schief herunterzuziehen.

„Weil ich so viel Salz essen mußte, Rosalina.“

„Oh,“ staunt das Kind, „haben sie es dir befohlen, oder hast du es selbst genommen?“

„Ich glaub’,“ stotterte Dante, „ich hab’ selber wollen.“

„Che stupido!“ tadelt das Kind und will ihm die Hand entziehen.

„Bleib, Carina, bleib,“ fleht Dante mit wahrer Angst. „Sieh, ich bin soweit allein gegangen.“ Und er wischt sich über den herben Mund, als möchte er ihn weicher formen, daß er diesem Mägdlein gefiele.

Aber jetzt steht man vor dem Hause Ricotti. Totenstill wird die Prozession. Es geht durch eine verrauchte Küche in die dunkle Stube. Donna Rosalia liegt in den Sonntagskleidern auf dem Ruhebett. Sie sieht bleich aus, aber lächelt jedem Eintretenden mit ihren milden, schwarzen Augen Willkomm zu. Eine unbekannte, einfache Frau, sieht sie jetzt doch groß und feierlich aus wie die Weltmutter. Dante, der viel-

gewanderte und vieles durchschauende Dante, hat so etwas noch nie gesehen. An Fürstenhöfen vermunmt man das und macht dafür Gedichte . . .

Um das Bett steht die apostolische Schar der Kinder in allen Größen und Altern, der Älteste und Nächste gleicht einem Herkules. Der Priester reicht der Frau die Hand und segnet sie; dann grüßen auch alle andern. Nun verliest der Sindaco, was das Dorf ihr schuldet an Dank und Respekt. Aber er liest schlecht und langweilt. Er deklamiert: als die Etrusker Florenz bauten, da sei das weniger gewesen, als da Rosalia der Welt die zwölf Ricotti schenkte. Und Dante hört es und sagt nicht nein. Zur gleichen Zeit wird der Täufling fast wie ein Sakrament so ehrerbietig herumgereicht. Jeder küßt das Kind und wünscht ihm hundert Jahre.

Mit steigender Bewunderung betrachtet Dante die Frau. Wie saß sie so klar und klug im Chor ihrer Kinder. Welche Kasse, welche Nerven, welcher Adel der Natur . . . Das sind noch Menschen! . . . Nicht Poeten und Fürstenkappen und Ritterdegen, nein, dieses Hirtenblut muß Italien, das bedrängte, gemarterte, zerrissene Italien, wieder erobern wie einst zu Romulus' Zeiten.

Die Matrone hörte nichts vom Lobe des Sindaco, sondern folgte mit den Augen wie ein Adlerweib immer nur ihrem Neugeborenen von Hand zu Hand und lachte, als finge jetzt für sie ein zweites, nein, ein zwölftes

Leben an. Und sie weiß, sie wird auch ein zwölftes tapfer vollenden. — Wie sie sich über jeden Kuß freute, nickte und zwischenhinein rief: „Grazie, Silvestre, das Kind soll dir einst helfen Honig lesen . . . grazie, Alfonso, es soll dir einst die Schafe hüten . . . grazie, Serafino Tarchini, es soll dich am hübschen Ohrläppchen zupfen, wenn du in den Tag hinein schläfst . . . grazie, ah . . .“ Jetzt stutzte sie. Die Reihe war an Dante. Ihre Augen wurden weiter, sie wehrte mit den Händen und rief: „Halt, wer ist das? . . .“

Aber schon hatte Dante das Wickelkind hochgeschwungen und zeigte auf den bärtigen Herkules neben der Mutter und schrie begeistert: „Und dieses jüngste Brüderchen soll noch größer werden als der Riese dort, sein Bart noch länger, seine Faust noch glorioser, und dann soll er von den Alpen stürzen in die faulen Fürsten und Republiken Italiens hinein, und frische Luft und Einfalt und Freiheit und schöne Gewöhnlichkeit schaffen, soll . . .“

„Messer Dante, Messer Dante, es ist doch ein Mädchen,“ klingelte Rosalina lustig.

„ . . . Ach . . . wie . . . nur ein Mädchen . . .?“ entfuhr es Dante enttäuscht und fast beleidigt. „Welches Unglück! . . . Wer soll nun Recht und Ordnung schaffen? . . .“

„Ich bin aber doch auch nur ein Mädchen,“ schmolte Rosalina zu ihm auf, mit beiden artigen Sudelhändchen

sich bis an seine Hüften emporschmeichelnd . . . „Ein Mädchen, ein Mädchen!“ wiederholte es wehrhaft.

„Verzeihung, du Liebes, Kleines! Ich meinte es nicht so. Aber die Buben müssen die Welt ordnen, Hirtenbuben, Männer aus dem Volke, aber jedenfalls Männer . . .“

Horch, was ist das . . . läutet eine Glocke? Nein, es ist mehr, es ist Donna Rosalias wunderbare Mutterstimme, die durchs Zimmer orgelt: „Fremder Herr, Ihr habt gesagt: nur ein Mädchen! Ihr meint, das sei nicht Gottesgabe genug . . . Aber war es denn nicht Judith, die Bethulia gerettet und dem Volke Judas den Frieden gegeben hat? Kein General und kein Goliath, sondern das Weib Judith . . . Und hat nicht die junge Esther den Israeliten mitten in der Verbannung Leben und Frieden erworben? Und die Makkabäerin! und erst die Santissima Madonna, haben sie nicht die Welt durch Not und Kreuz zum Frieden geführt? Und Fremdling, muß ich dir sagen, daß unser großer Dichter nicht durch das Paradies hätte gehen können ohne die Hand eines Mädchens? Und auch meine Jüngste heißt Beatrice und soll einst Mutter werden und viele, viele in den Frieden führen . . . Du nickst, Fremdling, du beugst dich, so knie denn völlig nieder vor meinem Kinde und küsse es in aller Demut, damit du einst nicht allein bist, wenn du den Weg in die ewige Ruhe suchst!“

Und es half nichts und galt nichts, überwältigt und

befeligt von solcher Rede, kniete Dante nieder und küßte bescheiden das Beatricechen auf beide Backen und auf die Stirne und auf den noch so unirdischen Mund. Dann aber hob er sich auf und riß dem Sindaco die Lobrede von der Lippe:

„O ja, Donna Rosalia, du hast die beste Stadt gebaut, diese Töchter da wie Paläste, diese Söhne wie Türme, diese Rosalina wie eine fromme Kapelle und diese Beatrice wie ein Christkind über allem . . . Und du hast weit besser gedichtet als jener Dante, von dem du sprachst. Sind deine Erwachsenen nicht lebendige Epen der Arbeit und deine Kleinen nicht die zartesten Sonette der Liebe? Und was du singst, das tust du auch. Bei dir ist Poesie und Prosa eines. Darum hast du den Frieden, während jener Dante wie der ewige Jude sich von einem immer ins andere flüchten muß, immer halb und wieder halb, und darum nie einen richtigen Frieden findet . . . Aber ich weiß, wenn er deine Stube, deine Kinder, deinen Stolz und deine tapfere Ruhe gekostet hätte wie ich, dann würde er als ein anderer aus deiner Türe gehen . . . Der Friede mit dir, Donna Rosalia! . . . Und nun sag' es auch uns!“

„Der Friede mit euch!“ lächelte die Frau ernst, „und wo du den großen Unruhigen triffst, gib ihm diesen Frieden weiter . . .!“ Sie schloß die Augen und sah dennoch, von allen Leuten in der Stube nur sie, den Dante Alighieri.

. . . Beim Pfarrhaus wartete schon Matteo mit grauen Schatten im Gesicht. „Ich weiß, ich weiß,“ schnitt ihm Dante gelassen den bösen Bericht ab. „Dort schwebt es über der Stadt, das Mein. Aber es ist indessen ganz weiß geworden, eine Schönwetterwolke. Wir werden eine frohe Rückfahrt haben. Wisse, Matteo, ich bin vor dir in Florenz gewesen, ich trag' es bei mir, das schönste und echteste Florenz . . .“ Und mit einer vielwissenden Fröhlichkeit stieg er aufs Maultier und ritt langsam gegen Ravenna zurück. Wohl atmete er schwer, aber war dabei ungewöhnlich munter und gebärdete sich, als wären sie nicht zu zweit, sondern zu dritt, als hüpfte neben ihnen noch etwas Leichtfüßiges, eine Rosalina oder Beatrice oder der Friede selber mit den Lilienfüßen.

Das geschah am ersten August 1321. Am vierzehnten September lag Dante schon im Sarg. Er war schön anzuschauen. Nicht mehr das düstere Inferno, noch das sehnsüchtige Purgatorio, sondern der Glanz des Paradieso lag ganz allein über seinem rührend magern und stummen Angesicht.

Der Krüppel von Orvieto

Der Dom von Orvieto ist ein solches Wunder, daß man daneben keinen König, geschweige denn unsern armen Stelzfuß Nazio Massi sähe.

So bin ich im Schimmer dieses bunten Marmors, des Mosaiks und all der himmlischen Gotik, die da mit Thürmchen und Giebeln einen Psalm aus Stein singt, wie er im Lied nicht melodischer in die Höhe fliegt — so bin ich da oft vor dem Dome gestanden und durch das eine der drei Prachtstore ins Innere getreten, ohne den alten Massi zu bemerken.

Daß ich dann und wann einen Soldo in einen Blechteller warf und das Gemurmeln eines Bettlers vor dem marmornen Söller hörte: . . . per carità . . . tante grazie . . . gentilissimo signore! . . . und ein braunes Gesicht mit schweren Knochen und tiefen, schwarzen Augen sah und unter dem Gesicht einen leeren Armel und ein hölzernes Bein, das mochte ja wohl sein. Aber nichts blieb haften. Denn die Bettler vor den schönen italienischen Kirchen waren sich ja alle vor dreißig Jahren, da ich dies Geschichtlein erlebte, so ähnlich in der Trauer ihres Elends und in der Freude ihres Gewinns, im Flehen und im brummenden Dank, und alle waren Krüppel.

Nur Nazio Massi nicht. Das sollte ich dann doch bald genug merken. Er ist mit keinem andern seiner großen Zunft zu verwechseln. Er ragt aus ihnen heraus wie ein Gipfel aus dem römischen Apennin, und

zwar wie ein sehr hoher, sehr starker, sehr reiner Gipfel. Auf die Länge kann man ihn nicht übersehen. Er zwingt sich einem auf, prägt sich mächtig ein und bezaubert den Fremden.

Mich wundert, daß er nicht bei uns ennetbirgischen Pilgern bis nach Helgoland bekannt und berühmt ist. Es rührt wohl daher, daß so wenige Südländer nach Orvieto gelangten oder doch nur schnell einen Zug überspringen, mit dem Drahtseilbähnchen den Tuffsteinkel rasch hinauffahren, flugs den Dom begucken, vor Signorelli knicksen, sich wieder herunterseilen und, von der ewigen Kuppel am Tiber angezogen, schon mit dem nächsten Zug nach Rom dampfen. An solche flüchtige Minutenmenschen wirft sich Nazio Massi nicht hin. An die mag er sich nicht ausplaudern. Aber wer öfter zum Dom kommt, so vier, fünf Tage hintereinander, der wird ihm schon vertrauter. Er fängt ihn an heimlich Freund zu nennen. Am sechsten Tage sagt er ihm Bruder und am siebenten würde er ihm alle Geheimnisse seiner Seele verraten. So lieb ist er ihm schon geworden. Nicht weil nun schon sieben Soldi aus der gleichen Hand in seinen Teller flogen, sondern weil er gemerkt hat, daß der Pilger der gleichen heimlichen Liebenschaft frönt, die gleiche angebetete Braut, das nämliche unvergleichliche Ideal besitzt: seinen einzigen, unsterblichen Dom von Orvieto.

Er täuscht sich auch nicht. Wer sechsmal zu dieser

Kirche hinaufgeht, der weiß kein anderes irdisches Paradies mehr. Ihm gelten keine Kirchen mehr vor dieser Kirche. Er vergißt den Mailänder Dom, San Marco und Santa Maria del Fiore. Nur der Pisaner behauptet sich noch und der in Siena. Jener wie ein großer, rauher Ahne, dieser wie ein schwächerer, zarterer Enkel. Aber Orvieto ist das starke Mittelglied, der feinere Sohn, der stärkere Vater, ist die Fülle der gotischen Bauzeit in Italien.

„Haben Sie Signorelli gesehen?“ dies war Nazios erstes Wort, als ich eines Vormittags aus der Kathedrale kam und fröstelnd in die weiche, noch ganz umbrische Sonne hinaustrat.

Ich schwieg befremdet.

„Luca Signorelli!“ wiederholte er scharf und wie von seinen gesunden, weißen Zähnen hervorgemeißelt. Er hatte eine prachtvolle italienische Bassstimme.

„Ja, ich habe ihn nun das weiß Gott wievieltmal gesehen.“

„Das siebente Mal.“

„Wie, Sie haben gezählt, wie oft . . .“

„Oh, das erstemal sind Sie nur so herausgesprungen, Cristo santo, ganz bleich, und haben geatmet . . . geatmet wie einer am Ersticken.“

Ich wurde rot. Das merkte ich deutlich vom Haar in die Wangen hinunter. Aber ich nickte gehorsam ja.

„Das geht vielen so,“ fuhr Nazio fort; „ich lachte,

er hat es ernst genommen, sagte ich zu mir selbst, davvero!

„Es ist doch eine furchtbare Malerei,“ bekannte ich etwas wichtigtuerisch. „Michelangelo ist ein Kind dagegen.“

„Ihr habt es heut noch nicht überstanden, das seh’ ich. Nicht wahr, der Erdrosselte . . . der Erdrosselte?“

Da stieg es wieder in seiner Einfalt und Ehrlichkeit in mir auf, das mächtige Fresko rechts an der Altarwand der Cappella Nuova: die Verdammnis der Gottlosen. Ich sah wieder die gepeitschten, getretenen und gewürgten Sünder und über ihnen das gehörnte, teuflische Schicksal einherlaufen. Ich hörte wieder das Tosen des Jüngsten Tages und seiner Posaunen. Und es ist wahr, der am Boden liegende, halb erdrosselte Mensch in der Mitte, dem der Bürger dazu noch auf den Kopf steht, hatte mir auch heute wieder beinahe allen Atem geraubt. Gar, wenn man dazu noch Asthmatischer ist!

„Soll ich einmal mitkommen?“ fragte der Bettler und richtete sich sogleich umständlich an einem Handstock mit gepolstertem Knauf zu einer hohen, dünnen, stangenhaften Figur auf. Nun erst sah ich ordentlich, daß ein hölzernes Bein aus der linken Hose guckte und der rechte Arm nur noch ein kurzer Stummel war. Vom Ellbogen weg hing der Ärmel leer herunter.

Ich wollte nicht schon wieder in die Kirche. Und

doch schien es mir unrecht, daß der Krüppel da sich meinetwegen umsonst so mühsam aus Holz und Knochen emporgearbeitet hatte. Sei es also zum achtenmal! Mitleidig betrachtete ich meinen neuen Bekannten und dachte, ob er wohl an einem Tunnel vom Sprengpulver so verstümmelt wurde? oder glitt er an einem hohen Brückengerüste aus und zerquetschte sich zwischen Eisen und Granit? Oder war er einer von den Nationalhelden und Nationalkrüppeln, die auf einem Schlachtfeld ein paar junge, süße Glieder verloren und dafür ein paar bittere Lorbeerblätter gefunden haben? . . .

Der Mann erkannte die Frage in meinen Augen wunderbar schnell und sagte rasch und fröhlich: „Adua, Signore, Adua in Abessinia.“

Und er lächelte über seine zerschossenen Glieder herunter und über jene ferne lehmgelbe afrikanische Walstatt hinaus mit ihren zweitausend toten jungblütigen Italienern und ihren schwarzen Abessiniern. Mit allen seinen großen, weißen Zähnen lachte er wie über nichts. Jawohl, so einer konnte auch vor Signorellis Satanen bestehen.

„Si, si, Adua in Abessinia,“ wiederholte er und blickte, die Augen beschattend, über den leeren Domplatz in die totenstillen Straßen hinein. Der Römerzug war vorbei, die Inglesi hätten längst erscheinen müssen. Also leerte Nazio sein wenig Kupfer in die Gurttasche und stelzte mir ohne weiteres voraus in den Dom.

Sogleich umfing uns die kühle, weite Marmorstille und Marmordämmerung. Schon gab es keine Erde, kein kleinstädtisches Wesen, keinen Werktag mehr. Nur noch Ruhe, Würde, Größe, Ewigkeit!

Nazio stackelte zwischen Säulen und Bogen geradewegs rechterhand zur Cappella Nuova hinüber. Unheilig klapperten sein Holzbein und sein Stecken auf dem glänzenden Boden. In mir aber begab sich etwas Seltsames. Hatte ich zuerst nicht gewollt, jetzt, je näher wir schritten, um so heiliger drängte es mich wieder an das furchtbare Bild. Ich sträubte mich im Innersten, aber ich mußte! Mir kam das widerstrebende Wasser des Velino bei Terni in den Sinn, das nahe der schwarzen grausigen Neraschlucht so furchtsam und zögernd tut und doch wie in einem Banne unaufhaltsam und immer verzweifelter seinem Sturze entgegenrennt, je lauter das Tosen des dumpfen Falles tönt. Oft habe ich diesen schauernden Widerstreit bei mächtigen Begegnungen mit der Natur oder der Kunst mit gruseligem Entzücken in mir ausgefochten.

Ja, ja, da war es wieder, das Tosen und Brausen wie ein Wassersturz, nein, wie der Sturz der gesamten frechen, geizigen, schmutzigen, niedrigen Menschheit: Signorellis Verdamnis!

★

Nazio stützte sich bequem auf den weichen Handrücken seiner Krücke und überflog das Bild, das er von Figur

zu Figur durch allen Knäuel auswendig wußte wie das Paternoster. Hatte er wohl Sinn für diese prächtige Muskulatur der Leiber, dieses geniale Überschneiden und Verkürzen der Figuren oder doch für diese reißende Beweglichkeit der Körper, dieses Rennen, Fliegen, Stoßen, Stemmen und vor allem dieses entsetzliche Erwürgen? Oder galt ihm wenigstens die Idee etwas, dieses Meistern der Gottlosigkeit, so ein unerbittliches Letzttagegericht? Er hatte doch den Finger ins herrliche Weihwasserbecken getunkt und sich sehr weit und breit damit bekreuzt. Und er hatte, so gut es mit einem Bein aus Holz und einem andern aus alten Knochen noch etwa geht, gegen die jenseitige Cappella del Corporale eine Kniebeugung versucht! Er war gewiß ein gläubiger Italiener. Da mußte ihm doch dieses Bild mehr als nur eine famos geschilderte Gymnastik oder ein trefflich gemaltes Abenteuer bedeuten.

Doch ruhig musterte Nazio alles und jedes und sagte zufrieden: „E un capo lavore, per bacco . . . ain Maister . . . wergg,“ verdeutschte er beschwerlich, um mir zu zeigen, daß er auch in meiner Zunge sich erklären könnte.

Es gefiel ihm besonders, daß Signorelli etlichen Teufeln so ein wildes Ziegenbockhaar um die Hüften und Hörner oder Nattern aus dem Schädel wachsen ließ. „Das sind doch einmal Teufel, richtige diavoli,“ lobte er.

„Habt Ihr denn schon einen gesehen?“ versuchte ich zu scherzen.

„Sagt nur immer du! Ich bein kein Herr. Ich bin nur ein Bettler, wenn ich schon drei Jahre Latein und Dante studiert und noch drei Jahre an der Akademie gezeichnet habe. Pfui, es langte nirgends . . . Und dann Polizist . . . und dann Soldat . . . und jetzt . . . doch was plappere ich . . . Herr, ich meine, Ihr fragtet etwas über die Teufel . . . Was wollt Ihr?“

„Ob du schon einen gesehen hast?“ wiederholte ich ungern.

„Sie sind so, basta!“ entschied er. „Andere Maler haben auch Teufel gemalt. Ich habe in Florenz und in Perugia und in Rom genug davon gesehen und bei Maestro Balestra solche auch dick und schwarz gemalt. Aber das sind alle nicht die echten. Da schneidet man Grimassen, lechzt und geifert, streckt die Zunge zwiespältig heraus und treibt ähnlichen Schabernack. Das ist nichts. Bossignoria, seht Euch doch einmal diese Teufel von Signorelli an! Sie spaßen nicht, wahrhaftig nein, und treiben keine Komödie. Sie machen harte, strenge, steinige Gesichter. Sie haben kein Herz. Wisset, sie müssen! Wie der Donner muß, oder der Blitz muß. Dreinschlagen! Das ist so. Das weiß ich.“

Wie er reden konnte!

In diesem Geist hatte ich das Bild bisher nicht beschaut. Aber das war unvergleichlich gesagt. Diese

Geister da wirken in der That wie eine Naturnotwendigkeit. Nazio mußte das aus einem feinen Buch oder von einem deutschen Professor haben.

„Woher habt Ihr . . . hast du das?“ fragte ich geradeswegs.

„Adua!“ versetzte Nazio zufrieden und setzte das Holzbein vor.

„Adua? . . . wieso denn? . . . wie kann . . .“

Nazio winkte ins Langschiff hinaus, wo ein Kustode an der Säule stand und unverwandt auf uns sah. Gleich Fußfelte der in schnellen, kleinen Schritten herzu, in jeder Hand ein Strohseffelchen. Er verstand sich mit Nazio wohl auszeichnet.

„Sitzen wir!“ machte Nazio behäbig. „Signore, es macht vier Soldi.“

Ich zahlte und setzte mich neben den Bettler dem Fresko in seiner besten vormittäglichen Beleuchtung gegenüber.

„Ja, Herr, das ist gewiß wahr, daß ich dies Bild erst weit unten in Afrika, bei Adua, verstanden habe. — Am ersten März, Sechsendneunzig. Das war ein solcher Tag!“ — Er zeigte an die Wand zu den Teufeln empor.

„Baratieri hatte keine Angst. Wir sind 36 000 Mann. Wo hat der Negus ein solches Heer? Aber der Platz war nicht hübsch zum Fechten. Fast gar kein Halm Gras. Nur Erde, gelbe Erde, mit Sprüngen und

Rissen von der Hitze, und fast kein Wasser. O, wir hatten schon Durst beim Angriff. Und der Feind wehrt sich gar nicht, er geht zurück, verschwindet.

Ich bin im 32. Regiment, vorne an der Linie. Man sieht nicht weit. Immer kommen so gelbe Erdwellen wie kleine Kuppeln und dahinter ist der Feind wie Wasser zerronnen. Kein Fuß, keine Spur. Baratieri sagt: Das gibt wieder einmal keine große Arbeit! — das wird mehr ein Flohfang! . . . Wir lachen. Flohfang! das ist doch ein guter Wit, sapristi!

Eine Division rüstet sich zum Lagern, eine andere darf Proviant auspacken. Die unsrige soll noch ein Stück weit marschieren und dann Vorposten legen. Gut, wenn wir nur noch einen Schluck Wasser trinken dürfen! Da kommandiert unser Capitano: Feldflasche vor! . . . O wie gern! wie gern! Eins, zwei, basta! Wir tun zwei Schlücke. Nur zwei! Keiner wagt noch einen dritten. Denn wir müssen sparen. Die Sonne ist noch groß und weiß und noch lange nicht in der Mitte des Himmels. Sie sticht wie ein Haufen Blitze. Ich habe nie einen solchen Sonnenschein gesehen, so ein verdammtes, weißes Blitzen, daß man nicht schweigen, nur ausdorren kann. Also jetzt vorwärts in Gottes Namen. . . . Madonna, da kommt's!

Nicht bei uns zuerst, drüben im Rücken, wo unsere Leute kampieren wollen. Wir hören nichts vom Feind. Aber unsere Trompeter schreien wild durcheinander, wie

die Feuerwächter in der Nacht, wenn es an fünf, sechs Orten brennt. Da ist Not, sagen wir, und machen kehrt. Aber schon ist's auch da! Schwarze Gesichter, weiße Zähne, große steife Mohrenaugen wie hartes Glas. Zwischen allen Erdwällen bricht's hervor. Sie reden nicht und brüllen nicht. Ganz still sind sie und hart und verbissen. Wie diese Teufel da oben. Nun Schüsse, nun Sprünge, nun Hiebe. Nein, nicht Hiebe, Schläge wie mit einer Art. Ich will den Gewehrlauf richten. Da wirbelt es mir vor den Augen. Ich sehe rote und schwarze Flecken in der Luft tanzen, da und da und da, rechts, links, hinten, vorn, überall, und falle um. Mein Kopf ist voll schwerer Musik. Über mich geht's weiter, das spür' ich noch. Und ich hör' noch weit hinten irgendwo eine Kanone schießen, aber dann wird's ganz still. Wie eine große, schwarze Kage ist der Menelik über uns gekommen. Und das war ein Packen, Herr, und ein Schnüren und ein Würgen, gerade wie da.

Meint Ihr, daß so ein Schwarzer gelacht oder auch nur über uns gespottet hat? Dreiviertel Jahre bin ich ihr Gefangener gewesen, bis zum Frieden und zum Loskaufen. Nie sah ich sie spotten oder spaßen. Sie schnitten keine Grimassen, aber redeten auch gar nicht mit uns. Die haben die Zunge hinter Schloß und Riegel, sagte Edoardo Forni. Sie zeigten immer zornige, steife Augen und harte, dunkle Gesichter. Sie mußten uns schlagen, sie mußten uns töten. Sie konn-

ten nicht anders. Sie mußten wie die Teufel da. Diesen hat es der Herrgott und den Mohren dort hat es der Mesnelik befohlen. Wir gingen ihnen ja an die Freiheit und ans Leben. Gewiß, sie waren keine Teufel, wenn sie auch schwarz und grauig wie Satane aussahen. Das merkte ich an manchem Freundlichen in der Gefangenschaft. Aber lieben mochten sie uns nie, und bei Adua kamen sie über uns, ganz wie hier. Ich weiß noch immer nicht, wie's kam; aber als ich umfiel und diese große, schwarze Abessinierkage über mich weg schnellte, da mußte ich an unsern Signorelli zu Hause denken, den ich von Bub' an fast alle Tage gesehen habe. Ganz so ist's daheim, dachte ich, an die Kapelle gemalt, so ein Brausen, so ein Sturz, so ein Gericht, und dann fiel ich ganz hin und ersoff in Dunkel und Vergessen . . ."

Wie trefflich Nazio das sagte, den leeren Armel schwenkend und mit der Krücke auf's Holzbein klöpfelnd und dann wieder heiter in die satanische Wandschilderung guckend. Ich sprach kein Wort dazwischen, aber meine Augen baten: weiter erzählen, du prachtvoller Mensch!

„Signorelli muß so was gesehen haben. Die Herren Künstler sagen, in Florenz habe er eine Predigt vom Jüngsten Tag gehört, daß ihm die Haare zu Berge standen. Ein berühmter Padre, vielleicht der Fra Gerolamo, soll das Gericht so ausgelegt haben, daß der Maler nur noch an diese Wand springen und das Ge-

hörte einfach hinpinseln mußte. Wer das glaubt! Diamine*), eine Predigt kann man nicht malen. Ich behaupte, Signorelli muß so was gesehen haben, wie ich es sah. Vielleicht ist er in einem Krieg gewesen. Damals war ja immer Krieg. Vielleicht sind die Romagnolen mit ihrem Häuptling Cesare über sein Trüpplein gefallen. Ich meine Cesare Borgia, einen Satan für Tausende! Da hat er dann diese steifen, steinigen Gesichter gesehen, die sich nicht erbarmen und nicht erbarmen können. Krieg ist Krieg, Herr, und wenn's einmal Jüngster Tag wird, heißt es auch: Gericht ist Gericht, nimm's, wie du's gewollt hast! Hab' ich nicht recht, Bossignoria?"

Ich nickte und wollte noch mehr haben. Dabei erinnerte ich mich ganz gut, wie zur Zeit der italienischen Niederlage durch Menelik viele aufrichtige Zeitungen ihre Leitartikel mutig mit „Un Giudizio!“ überschrieben hatten: ein Gericht! Jetzt begriff ich das sehr gut.

„Soll ich Euch sagen, was mir am Bild so gut gefällt? Der Erzengel,“ er zeigte mit dem Stecken über die tosende Gruppe, „nicht der Michael zu oberst, der das Schwert herausreißt, und der Raffael auch nicht, der es wieder einsteckt und denkt: basta, das geht ohne mich. Die sind schon hin! — Aber der mittlere, der muß Gabriel heißen. Der schaut so ruhig drein. Er ist zufrieden. Er beruhigt uns leise mit der Hand, seht,

*) Meiner Seel'!

über das Geheul in der Tiefe. Das geht vorbei, will er sagen, un momentino, dann ist's vorüber, dann haben wir hier oben es wieder hübsch still und gemütlich, wie ich's liebe, und dann kann die Madonna mit dem Bambino wieder kommen und die kleinen Christkindelchen können wieder herumflattern mit ihren Rosen und Lilien. Habt nur noch einen Augenblick Geduld! Zweifelt nicht, Signore, gerade das sagt er! Das geht alles vorbei!"

Ich sah auf den hin- und herschwankenden Armel und auf das schräg übers lebende gelehnte Holzbein. Aber dies da geht einmal nicht mehr vorbei, wird nie wieder ganz, dachte ich.

„Ja, den Tenente Edoardo Forni hab' ich . . . mi perdoni! . . . den Gabriel da hab' ich sehr gern.“

„Was sagt Ihr?“ fiel ich schnell ein im Gefühl, da sei ihm etwas entschlüpft. „Was ist's mit dem Leutnant? War der auch dabei in Adua?“

„Eins nach dem andern, Signore, höret nur!“

★

Nazio zog behaglich den Speichel im Mund zusammen, aber spuckte nicht aus, sondern schluckte und warf dem Kustos, der uns von weitem zuhorchte, einen freundlich-stolzen Blick zu. Dann lehnte er sich zurück und begann:

„Ihr könnt Euch denken, wir hatten Heimweh und Fieber und Durst im Lager. Da jammerten wir. Nur

Edoardo sagte kein wildes Wort, strich immer zufrieden sein Schnäuzchen. Am Abend ward es aber allemal kühl um unser Gefangenenlager. Denn das Land liegt hoch, man sagt, zweimal so hoch wie unser Vesuvio, und es kommt der Wind vom Meer herauf oder von den Bergen herab. Dann vergeht auch der Durst und das Fieber für ein paar Stunden. Aber das Heimweh wird größer. Und viele konnten gar nicht schlafen und mußten immer schlucken und in die Lippen beißen, sonst hätten sie laut geschrien. Aber von den Schlafenden sah man doch da und dort einen die Arme strecken. Oder man hörte rufen: Patria! Oh, da rieselte es jedesmal wie kaltes Wasser über unsern Rücken hinunter. Wir konnten nicht mehr anders. Wir weinten wie kleine Vuben.

Und zwischenhinein fing einer von Rom an, den San Pietro zu rühmen und die großen Brunnen, und ein Toskaner sagte, wenn er nur noch einmal über die Goldschmiedebrücke gehen dürfte, nur noch ein einziges Mal! Und die von Neapel oder Genua oder von einer andern Stadt am Meer wollten noch einmal das blaue Wasser schauen und die angezündete Laterne im Fanale und den Fischgeruch atmen. So einen Seeduft! Da sagten einige: Wir erleben das nicht mehr. Und andere riefen: Wir werden hier sterben wie die Juden in Babylon. Wären wir nur gerade in der Schlacht umgekommen. Und aller Mut ist weg. Und so finster ist uns worden wie ausgelöschten Kerzen. Funesta notte! . . .

Der Leutnant Edoardo Forni saß unter uns und redete kein Wort. Aber er machte ein sicheres Gesicht. Seine Augen wurden immer lustiger.

Da stupfte einer den andern und sprach: Sieh', der Leutnant lacht uns aus.

Edoardo blickte scharf in jene Ecke, wo man am lautesten geschimpft hatte. Da ward es drüben måuschenstill. Der Leutnant lächelte ein wenig, so an den Schnauzspitzen vorne, nur so viel! Wir fluchten nicht mehr, es gluckste nur noch etwa unter einer Decke. Aber der Leutnant griff in die Tasche und zündete eine Zigarre an. Weiß Gott, woher er die hatte. Er rauchte sie, als säße er daheim in der Osteria. Jedesmal, wenn er den Rauch aus dem Munde ließ, blies er das Wölklein weiter, vorwärts, weit in die Nachtluft hinaus, und lächelte mit seinem schönen bleichen Gesicht dazu. Und mir war, er schicke das alles nach Italien voraus, so sicher sei er, daß er dann nachkomme. Und einmal, als wir so leise zusahen, hob einer den Kopf vom Stroh und sagte ganz schüchtern zum Nächsten: „Vielleicht, ja . . . wer weiß . . . vielleicht doch!“ Dann sahen auch andere auf die Rauchlein, die nach Italien flogen, und nickten ein wenig und meinten: „Jawohl, vielleicht doch! warum auch nicht! vielleicht doch!“ — Und ich sag' Euch, Signore, das war ein Wort, Cristo santo, ein Wörtlein, das vielleicht . . . es fliegt herum wie ein Vögelchen, es zwitschert über unsern Köpfen und alle sehen ihm

nach und wecken die andern und fragen, ob sie es auch sehen, wie es gen Westen hinauf fliege, immer gen Westen hinauf, mit dem Tabakrauch und mit unsern Augen und mit unsern Gedanken, weiter, weiter, bis wir auf die Matte zurücksaßen und in Italien einschließen. Aber der Leutnant blieb noch lange wach und sah ruhig und sicher drein, gerade wie der Erzengel Gabriel, so daß ich die zwei nun immer verwechselte und am Ende noch im Himmel verwechseln könnte, wenn ich sie einmal beisammen mit Zigarren sähe!" Er lachte herzlich. Zigarren, ein Erzengel!

„Lebt er noch?" fragte ich.

„Halt, eins nach dem andern! Signore! Jetzt habt Ihr mich! Nun will ich auch fertig schwätzen. Ich will sagen, daß einmal der Regus Regussi ins Lager zu uns kam. Überhängt mit goldenen Ketten und Silberschildchen und allerlei Karfunkelzeug, mit schwarzen Knaben, die große feurige Lippen und schneeweiße Zähne haben, und mit Musikanten fast wie Dudelsackpfeifern, kam er, gerade wie ein Götzpriester. Da ward uns ein Stück vorgespielt. Herr, eine schauderhafte Musik. Aber Menelik tat freundlich und verteilte Makki, was wie Honigkuchen schmeckte. Wir jubelten und schworen: morgen sind wir frei, das ist gewiß. Und viele sahen schon die Maste und das Meer und den Befehl. Man pfiff und sang die Marcia reale, wisset: tiri, tiri, tirititi! Nur der Tenente blieb ruhig. Pian,

piano, schien er zu sagen. Am Abend wußten wir, daß die Verhandlungen mit dem König abgebrochen waren und wir hier gefangen blieben. Da hättet Ihr unsere Verzweiflung sehen sollen. Nur Edoardo Forni biß lustig in seine harte Maffischeibe. Wie eine Maus knackte er daran. Wie kannst du jetzt noch essen? fragten die andern. Ich esse das ja nicht fertig. Ich werde doch die Hälfte daheim essen, auf der Piazza del Nettuno. Ich bin doch ein Bolognese! Ein Bolognese findet sich doch immer wieder heim . . . Alles geht vorüber, nur ein Bolognese nicht! Und dann streckte er sich in die Höhe wie ein großer berühmter Mensch und nicht wie der kleine, magere Leutnant in der neunten Compagnie, mit dem Milchgesicht, das in der afrikanischen Sonne nicht einmal braun wurde. Und wir alle vernahmen, daß er aus dem Geschlecht der Baglioni sei und neben San Petronio in einem alten Palazzo wohne und viel Geld und eine wunderbare Braut habe. Um einen Kopf größer und fünf Jahre älter und um eine Million reicher als er! Aber wir wußten auch, daß er regieren werde, er mit der Zigarre und dem bleichen, festen Lächeln. Wenn, wenn, ja wenn wir aus diesem verfluchten gelben Abessinien kämen!

Aber wir wurden wieder munterer, und sowie einer im Traum Italia rief, sagten wir zusammen: Abessinien geht vorüber, alles geht vorüber, nur ein Italiener geht nicht vorüber! Und jedesmal, wenn wir wieder trau-

riger wurden, mußte Edoardo eine Zigarre anzünden und den Rauch nach Westen hinauf blasen. Dann gingen wir mit, per un momentino, nach Italien. Nur schnell einen Besuch daheim.

Bravissimo, am zweiten November ging's wirklich heim. Am fünfzehnten sah ich die erste Eisenbahn. Am zwanzigsten fuhr ich auf der Aurora heim. Das linke Bein habe ich nicht mehr mitgenommen, und den rechten Arm auch nicht. Das ließ ich den Schwarzen zum Trinkgeld. Aber sonst nichts, seht, sonst gar nichts!" Er lachte herzlich vergnügt und erhob sich langsam.

„Aber nun sagt mir doch, was ist aus dem Leutnant geworden?"

„Angestellt in Rom, in Rom beim König, oder doch fast beim König, bei einem Minister. Aber man hat mir gesagt, daß er jeden Tag in den Quirinal hinauf muß. Er ist ein Romagnole, verstehen Vossignoria das? er wird einmal Senator, Minister und General, daran wett' ich mein hölzernes Bein, und das ist mir mehr wert als das andere, denn es ist solider. Und mit Edoardo Forni und seinem Zigarrenrauch und seinem Pian piano, und seinem ewigen Lächeln werden unsere Jungen überall siegen, davvero!

Aber ich bin arm gegangen und arm zurückgekommen. Doch wohn' ich gut," späste er und sah mich launig an, „denn das hier ist mein Haus. Schöner hat es der König nicht einmal." Er streckte den einen Arm

gegen die Säulenbogen, wo es von Marmor und Mosaiken herunterglitzerte. „Wenn es regnet, sitz' ich da drinnen. Das gehört mir alles. Sagt nein, wenn Ihr könnt! Und zwischen eins und drei schließt man den Dom. Ist es dann heiß, sehr heiß, so gehe ich vorher hinein. Hier in die Ecke sitz' ich und schau' das Bild an und am meisten den Gabriel und schlafe ein. Es ist in keiner Kammer so still und kühl zum Schlafen. Der Papst schläft in seinen hundert Sälen nicht bequemer. Und die Teufel da oben tun mir nichts. Auch die Verdammten nicht! Aber Tenente Edoardo Forni lächelt ein wenig herunter. Du Schlafkappe, sagt er, paß auf, wenn der Menelik kommt, na!

Und ich lache. Es geht vorüber, nur Geduld, archangelo oder capitano, un momentino, es geht alles vorüber, nur der Italiener nicht!

Um vier Uhr bin ich wieder an der Türe. Es kommen die Fremden mit dem Vesperzug. Da muß ich an Ort und Stelle sein. Es gibt immer Kurzweil.“

Ich höre zu und schweige und habe sehr viel nachzudenken.

„Kommt jetzt! Es wird Mittag. Der Kustode will schließen.“

Ich betrachte durch die zufallende Türe nochmals die dunkelprächtige heilige Welt da innen. Dann war mir, es schließe sich ein Auge, ein Auge, worin alle sieben Himmel prangen. Als der letzte goldene Strahl

erlosch, wurde ich allmählich nüchtern, sah wieder irdische Häuser um den Platz, gewöhnliche Menschen, wildes kleines Gras herumwuchern und einige der gesprenkelten Orvietoer Ferkelchen davon äßen. Da fragte ich: „Nazio, willst du mit mir zu Mittag essen?“

„Was denkt Ihr?“ brummte er im tiefsten römischen Bass. „Die ganze Stadt würde mich auslachen. Ich mit einem Signore essen! . . . Vielleicht in einem . . . ja, das wäre allenfalls . . .“

„So kommt doch dort hinunter ins Ristorante! Ein Glas Wein!“

„So viel kann man,“ sagte er und hinkte hinunter mit mir.

Unter dem Leinwanddach der Weinkneipe erquickten wir uns von Adua und dem Jüngsten Gericht. Ich ließ nun doch Fische und Gemüse bringen und bewies dem Genossen mit meinem Appetit, daß ich nun Signorelli nicht mehr fürchte. Munter zerlegte ich meinem Einhändler sein Stück, schnitt ihm Brot dazu und füllte fleißig sein Glas und fühlte ein seltsames Behagen, im fremden Land den Wirt zu spielen. Von Zeit zu Zeit lüftete Nazio den Vorhang ein wenig, um zur Kathedrale hinaufzuschauen. Er konnte sie nicht mehr entbehren.

Ich wollte ihn ein bißchen über sein weiteres Menschsein ausfragen, aber er redete sich einsilbig zwischen Ja und Nein aus, so daß ich gleich davon abstand. Er hatte ja das Größte gesagt. Ich erfuhr nicht, ob er noch

Berwandte hat, wo seine Herberge ist, ob er mit seinem Bettel an der Pforte auskommt und was er sich über das Morgen und Übermorgen für Gedanken macht. Aber wie Nazio den Fisch mit samt allen Gräten mit unsträflich schönen weißen Zähnen kaute und schluckte, dann krachend die härtesten Haselnüsse aufbiß und in jedes neu gefüllte Glas mit seinem schwachbehaarten, braunroten, gesunden Gesicht hineinschmunzelte, erzählte er mir eigentlich genug von seiner Zufriedenheit und Sorglosigkeit. Ein Vogelherz, dachte ich. Un momentino, dann heißt es wieder betteln. Un momentino, dann kann man wieder schlafen und un momentino, so kommt so ein Reisender und läßt sich das alte Geschichtlein erzählen und zahlt etwas, wenn er nicht ein rostiger Geldfresser ist. Un momentino, un momentino, immer ist es kurzweilig, immer wechselt es, alles geht vorüber, nur Nazio bleibt.

Auch ich zog nun möglichst wenig Gräten aus dem Fisch, knackte die Nüsse mit den Zähnen auf und schwenkte das Glas mit einem Zuge aus. Ich wollte mit so einem tapfern und lustigen Gebaren meinem Kameraden beweisen, daß ich nun Signorelli auch nicht mehr fürchte und über den gehörntesten seiner Teufel so gleichmäßig niederschaue, wie der Archangelo Gabriele . . . nein, doch . . . Archangelo Edoardo Forni oder er selber, der holzbeinige und doch noch so saftige Kerl von einem Nazio Massi.

Ein behagliches Nachgeplauder
des Erzählers

In den Apenninen-Nestlein

Wunderlich schön und lieb war es vor fünf- und zwanzig, dreißig Jahren, durch das Berggehöcker Mittelitaliens mit gemüthlichem Wanderschuh auf und ab zu pilgern und sich dabei immer möglichst fern von den größeren Städten zu halten, die am Ausgang locken oder dräuen. Die Hügel werden Verglein, die Verglein Gebirge, schmutzigweißer Schnee glänzt zuletzt auf den höchsten Ruppen. Aber aus der Enge geht es überall rasch in breitere Flußtäler und nirgends ist die Einsamkeit so groß, daß nicht an steile Hänge hinauf, wo die Schmetterlinge seltener und die Schwalbenpfiffe spärlicher werden, die ruhelosen Menschen doch noch ein Klatschneß gebaut hätten, so ein Dorfstädtlein mit Brunnen, Ristorante, Piazza, einem Barbier und einem Zeitungsverkäufer, einigen lustigen Bettlern und einem Feilbieter von Zündhölzchen, mit ein paar Kafen und Menschen, die auf einer Mauer liegend ins leichtsinnige italienische Himmelblau hinein faulenzten, aber auch mit frühgealterten Frauen, die unter unwürdigen Arbeitslasten wie graue und braune Ruinen dahinwandeln, so arm, so ernst, so erhaben und die doch nicht ganz zerbröckeln.

Und meist gibt es noch eine alte Kirche, die Kathedrale heißt und, weiß Gott wieso, irgendein Wunder von Malerei oder Meißelkunst birgt; und ein Rathaus,

das greise Geschichten ausplaudert, an den Saalwänden merkwürdige Bilder aushängt und im Turm häßliche, grausame Gelasse versteckt, worinnen einst Herren, die Glück hatten, andere Herren, die Unglück hatten, selig oder verdammt werden ließen.

Ja, selig oder verdammt!

Denn ich habe diese lehrreichen Mauern oft, nicht selten — so finster waren sie noch tags! — mit der Laterne des Turmwärtels gelesen und ergrübelt. Was haben die Gefangenen da nicht alles hingekritzelt, mit Kohle, Rötel oder einem eisernen Nagel. „Dafür, daß ich hier etwas malen darf, esse ich nicht,“ hieß es an einer Platte. Ich verstand den Satz lange nicht. Es war so, daß der Häftling sein Mittag- oder Abendessen opferte, also die paar Zechinen, die es den Wärter kostete, um eine Kreide oder einen Stift zu bekommen. Und was malte er? Übel genug einen Kastanienbaum, eine Kirchenfront, eine offene Haustüre. Aber das Weh gab ihm Zug und Treue in die Hand und auf der nächsten Platte war alles schon besser geraten, wirklich die Kirche draußen und sein Haustor und der Baum im Garten. Dann aber kam ein Gesicht in allen möglichen Wiederholungen, mit schönem Haar und junger Nase und weichem Kinn, aber ohne einen Versuch, das Auge hineinzuzeichnen. Und immer stand darunter: impossibile! Ich kann's doch nicht, ich kann's nicht! — Und später gab es nur noch wirre Striche, ein Gefrizel wie von einem

wilden bösen Kinde, das seine Schreibtafel mißhandelt; Grimassen, wüste Mondgesichter mit Hakennasen und herausgehängter Zunge und so weiter, bis zuhinterst und zuletzt in der Ecke ein Maledetto dieses unselige Notizenbuch beschloß.

Desperato! murmelte der Wärter. Der Glende sei irren Sinnes geworden und habe sich die Stirne am Gemäuer zerschellt. Desperato! wiederholte er, das t mit jenem weichen d-Laut aussprechend, der hier merkwürdigerweise so oft gehört wird und der so wenig zu den harten weißen Zähnen des Sprechers und zur harten Geschichte paßte.

Aber in andern Berliesen sah ich das Kreuz in den Kalk gemalt und Madonnenbilder versucht, und besonders unvergeßlich ist mir das tiefe Fenstergesimse und die Türe einer engen Turmzelle in den südlichen Abruzzern, wo dreimal beiderorts das Wort pazienza geschrieben stand. Geduld, Geduld, Geduld! Unter dem ersten Schrei lautete das Datum 1565. Dann wartete der Sanfte sechs Jahre und schrieb zum zweiten Male pazienza, 1571. Und die Zahlen waren viel schwungvoller und freudiger markiert. Etwas Zeitloses lächelte aus ihnen. Aber das dritte pazienza schien in einer seligen Erlöstheit nicht hingeschrieben, nein, hingebelt. Hier war keine Jahreszahl mehr verzeichnet. Die Türe hatte sich auf das dreifache „Geduld!“ nicht geöffnet und das Fensterchen auch nicht. Aber der un-

bekannte, große, reine Mensch da drinnen brauchte zur wahrsten seligsten Freiheit nun keine Türen und Gitterfenster mehr zu sprengen.

Was für einen Reichtum von Geschichten enthalten diese Städtchen, aber auch die Straßen zu ihnen und von ihnen, auch die Kapellchen am Weg, auch die zerfallenen Häuser, auch die Hirtenplätze, auch die uralten Bäume und die Brücken über ein Gebirgswasser, auch die Schaufeln und Hacken und Tragkörbe der Bäuerinnen. Geschichten, wie ich sie von Alonzo Brigone, dem Banditenpoeten, von Sisto e Sesto, von Taddeo Amente, der seine Hübsche erst heiratet, als sie arm und verkrüppelt geworden, von Fräulein Risola, die den Himmel auf die Erde herunter und alle Teufel in den Boden lachte, und anderen Geschöpfen erzählte, Sagen und Abenteuer, wie ich sie so oft an Regentagen oder an tiefen Abenden bei brennenden Scheitern und dampfender Polenta hörte und wovon ich mir Duzende und Duzende flüchtig notierte, gibt es hier eine Legion. Sie läuten sich mit so echten und lautern und dabei so innigen Glockenschlägen ins Ohr, daß der Wanderer davon nie genug bekommt und daß er meint, sie müßten wegen ihrer Einsalt und ewigen Seele auch beim Nacherzählen noch allen Hörchern gefallen, selbst wenn er das Erlauschte nicht geschickt wiedergibt. Aber freilich, man darf hierzu nicht modisch und nervenkrank eingerichtet sein, man muß noch Zeit und Besinnung zum Zuhören besitzen und das Ge-

heimnis nicht verloren haben, in der komplizierten Äußerlichkeit von heute eine unkomplizierte Innerlichkeit zu bewahren.

Einfache Menschen

In jenen Ortschaften und durch das schweigsame Land lebte ein viel einfacherer Menschenschlag als wir nordische Wanderer ihn kennen. Ob er jetzt durch den Krieg anders, dauerhaft anders geworden ist, bezweifle ich. Viel mehr schadet der stille Krieg der Straßen und Eisenbahnen, die heimliche Eroberung des Landes durch Handel, Industrie und durch das herz- und gemütlose Auto. Aber das ist überall so, und ein Mittel dagegen ward noch nicht gefunden: reicher werden heißt ärmer werden; gescheiter werden heißt dümmer werden; die Wohltat der Kultur wird eine Übelstat an der Natur. Und es könnte doch wahrhaft auch anders sein.

Darum war mir damals hier so wohl wie nirgends, beinahe sag' ich, wie nicht einmal in der Heimat. Gewiß, diese Leute zankten auch, argwöhnten, verleumdeten, sie logen und stibigten etwa aus einer fremden Tasche. Aber es war alles so leichtsinnig, so äußerlich an der Sünde, nicht das Überdachte, Zurechtgelegte, sozusagen theoretisch zum voraus Genehmigte der germanischen Sünde. Es klebte so gar keine Bosheit daran, eher Spaß, Gutmütigkeit, Wiß und sogar liebe Faulheit. Und

stäubte man selber lachend dieses Sündhafte ab, so guckte silbersüß das einfache, ehrliche, wohlwollende, ich möchte sagen, das apostolische Gutsein von Mensch zu Mensch aus diesem Bölklein hervor. Abgefeimte Spitzbuben wurden die besten Kameraden; scheinbar verlotterte Mädchen enthüllten aus dem Innersten einen wahren, noch unangetasteten Schatz von Edelsinn und echtem Seelenstolz; träge, verlogene Kerle hielten ohne Wanken ihr Ehrenwort, und was sich blitzend und krachend gehaßt hatte, wie leicht und lustig fiel es sich wieder in die Arme, und nicht das leiseste Schwefelgerüchlein blieb zurück.

Wie viele entzückende Stücklein könnte ich davon erzählen, wenn man das überhaupt erzählen könnte, was so märchenhaft erlebt wird, ohne daß Achselzucken und Kopfschütteln des germanischen Zuhörers folgte. Aber mit erhobenen Schwurfingern kann ich's beeidigen, daß alle die geschilderten Menschenwesen, so eine Frau Lätizia und der Seiler Nazio, der büßende Alonzo Brigone, die heldische Rusa, die lachende Nisola und die zornig sich liebenden Bolsener Kinder, der zufriedene Bettler Massi und der Adelige di Lossa, der schielende Jüngling Thieco und hundert andere, bei uns in solcher schwarzen und weißen Einfalt fast unglaubliche und undenkbare Geschöpfe, noch immer im Apennin und seinen Ausläufern bald genau so, bald in den köstlichsten Schattierungen von solchem Weiß zu solchem Schwarz vorkommen.

Daher ist dem Pilger so wohl bei ihnen. Urweltsgeruch umgibt ihn. Etwas von der Zeit, wo das Sprechen noch wie das Denken und das Tun noch wie das Sprechen war, lebt hier fort. Wie wenig braucht man zum Leben, wie wenig zum Klug- und Gescheitsein! Wieviel Überflüssiges drängt es den Wanderer in solcher Umgebung von sich zu schütteln, und wie dünkt ihn bald, er habe nie so leichte Achseln und ein so heilig loses Vogelherz besessen.

Aber was für starke braunschwarze Augen zünden aus den Gesichtern dieser Menschen. Bald sind sie rund und offen wie die naivste Sonne am Morgenhimmel, bald aber scheinen sie je nach Bedarf die Flamme wie bei einer Lampe herunterschrauben zu können, und dann sehen sie am besten. Du kannst dich geben wie du willst, hereingeschneider Fremdling, sieben Mäntel und Masken der Verheimlichung über dich schlagen, o sie haben dich flink durchschaut. Die einzige Frage, die ihnen vorerst wichtig scheint, ist sofort gelöst: ob man dir trauen darf oder nicht. Es ist geradezu unglaublich, was für einen scharfen Sehnerv sie hierin besitzen.

Trauen sie nicht, so verdienst du es auch nicht. Dann nützt dir alles Populärtun und Anbiedern und Geldauschütten nichts. Sie hören dir zu und lachen und glauben kein Wort. Sie nehmen das Geld und lachen noch tiefer und trauen dir nicht über den Weg. Kein Körnlein Ernsthaftes aus ihrem Haus und Dasein würden sie dir verraten.

Aber wenn sie trauen, dann irren sie sich auch nie. Und bald tun sie mit dir wie mit einem Bruder. Ihre Schublade, ihr Küchentopf und ihr Herz wird gleicherweise vor dir völlig aufgetan, und da gibt es keinen un verrathenen Rest mehr. Dann aber ist es oft langweilig, oft etwas mühsam, aber meist doch ergreifend schön, was dir aus ihrem engen, kleinen, genügsamen Tag und Jahr geoffenbart wird. Oft bückst du dich nach einem Steinchen oder Halm, um dein tiefes Erröten zu verbergen.

Das sind Menschen, die freilich nicht in die einst so beliebten, gekämmten und gesalbten Dorfgeschichten unserer Literatur um Auerbach herum passen. Sie passen auch nicht in jene Literatur, die nur von Nerven und Sinnlichkeiten berichtet und durch die, sanft oder gewaltsam, Unterbewußtseinsfragen und Schnellzüge und sensationelle Telegramme fliegen müssen. Aber für gesunde oder gesundheitliebende Leser werden sie immer beglückend passen. Also, sie werden immer Mode sein, diese modefernsten Menschen Europas.

Nie bin ich, wenn ich von ihnen Geschichten erzähle, mit meinen Worten zufrieden. Noch nie habe ich nur leise gehofft, ihr gleichwertiger Erzähler werden zu können. Aber gewiß wird einmal ein Gesunder zu diesen Gesunden, ein Einfacher zu diesen Einfachen, ein Genialer zu diesen Naiven kommen. Dann wird seine Feder leuchten und seine Zeilen werden wie unsterbliche Seelen über die graue alte Erdenmüdigkeit schweben und ihr

sagen, daß sie sich immer noch, schier in der letzten Stunde noch, auffrischen und verjüngen könnte, wenn sie nur wollte.

Wahre und unwahre Sagen

Keine alte echte Volks Sage ist eine Lüge. Man muß sich nur nicht an das Nebensächliche und Zierwerk halten. Die Verzierungen sind immer schöne, wohlgemeinte Lügen. Aber die Hauptsache bleibt immer wahr.

So ein gesundes, ungebrochenes Land- und Bergvolf hat natürlich auch Gewaltskerle von Kraft, Wildheit und Unternehmungsübermut hervorgebracht, unter seinem Adel und unter den Hirten und Hirtenknechten. Da gab es dann die gleichen Ausschweifungen, denen die Gewässer dieser Gegenden frönen, indem sie lange Zeit harmlos auf ihren braunen Kiesel'n daherrieseln, aber dann plötzlich unter Himmelsgeleucht und Himmelsgefrach zu gesetz- und gefühllosen Strömen anschwellen und hassen, wo sie geliebt, beißen, wo sie gestreichelt, töten, wo sie vordem belebt und gesegnet haben. Dann aber, nachdem sie die Übertreibung trunken ausgekostet, kehren sie naiv wie Kinder, die den tollsten Streich über Nacht vergessen, ins alte, magere, friedliche Bett zurück und musizieren nichts als Sanftmut und Geduld und liebenswürdige Schläfrigkeit. Wer die Chroniken von

Aquila, Spoleto, Norcio, Bisso, Ascoli, Sulmona lieft, wird diese Wildbäche oft rauschen hören. Und dabei sind die, welche am lautesten brausten, nicht einmal in die Akten und Protokolle gekommen. Man muß zwischen den Zeilen — — hören.

Gewiß ist es keine Legende, daß hier von den Monti Tramiti und Folterona bis zur Majella ein großartiges Banditenwesen herrschte. Aber es waren nicht gemeine Diebe und Strolche. Die Führer hatten ritterliches Verbrecherblut, ob sie nun vom Adel oder aus der gewöhnlichsten Plebs stammten. Und das vergißt man immer bei dieser dunkelroten Historie, daß die Räuberei nicht aus Anlage oder Lust empornwucherte, ganz im Gegenteile ist keine Rasse ehrlicher geartet und minder zum Unrecht aufgelegt als diese guten Vergler.

Aber durch viele Jahrhunderte lebte das Volk hier unter Herrendruck. Es wäre genug gewesen, wenn das steinerne Gebirge und der oft so saftlose, harte Boden und das graue Gewölke auf den sibyllinischen Gipfeln diesen Leuten Herz und Spaten schwer machte. Aber da wucherten noch auf ihrem Rücken so viele Grafen und Barone, Schloß- und Stadtherrschaften. Was mußte man nicht mittelbar und unmittelbar steuern, fronen, wie tief sich bücken, wie sauer knierutschen. Welche Übergriffe erlaubten sich die Blaublütigen in die jungfräuliche und eherechtliche Welt der Untertanen. War es schon schlimm darum bestellt im viel geordneteren Ober-

italien, so nahe Mailand, dem Bizetönig und Erzbischof — man denke an die Promessi Sposi! — wie arg muß erst in diesen fernen Gebirgstrichen gehaust worden sein, wo sich der Hilfeschrei an sieben Bergen und in sieben Sactälern zerschlug, ehe ein Klang davon in die Provinzstadt hinaus an ein mächtiges und gerechtes Ohr gelangen konnte.

Da half man sich denn selbst. Man beraubte die Reichen, die Stolzen, die Mächtigen. Man tötete und plünderte aus Hunger, aus beleidigtem Ehrgefühl, aus demokratischer Rache. Auch hoher Adel half mit oder nahm die Räuber in Dienst und hier begann das System niedriger zu werden. Oft jedoch lehnten sich die Edelleute im Lande treu mit dem Volke gegen die ausschweifenden Beamten des Bizetönigs von Neapel oder des päpstlichen Statthalters auf, gegen ungeheure Steuern, gegen Feldzüge und Soldnerdruck. Man kann sagen, daß die Wolf- und Bärenjäger der Abruzzan nie aus bösem, verdorbenem Willen, sondern stets von Not, Elend, falschen Vorspiegelungen und höheren Intrigen mißleitet, auch furchtbare Menschenjäger wurden. Wer weiß, was Sixtus V., der Papa Sixto der hundert grauen Sagen, innerlich gelitten hat, als er das Räuberwesen mit Stumpf und Stiel auf einige Zeit ausrottete, er, der Mann aus dem Volke, der heimlich für dieses Volk schwärmte und die Nobiltà verachtete, und mit Bewußtsein diese kleineren Sünder hängen und die großen

laufen lassen mußte! Was ich im „Sisto e Sesto“ erzählte, ist wasserhelle historische Wahrheit.

Aber nun das Schöne: die Mörder und Räuber rührten keine Münze des Nachbarn an. In den Dörfern und Weilern waren alle Türen offen, es gab kein Schloß an den Kästen und Truhen, der Ziegenkäse im Keller, die Maiskuchen, die man für ganze Monate buk, das Kupfer und wenige Silber in der Lade, alles war sicher. Es gab keine sauberere Ehrlichkeit auf Erden als die unter diesen Räubern aus Not und Beruf.

Einen Beweis davon, wie redlich man hier in den Abruzzern ist, kann jeder Pilger tagtäglich erleben. Mit der falschen Politik hat auch die Räuberei aufgehört. Aber wütete sie noch, du wenigstens, schlichter, bescheidener Wanderer, wärest gesichert wie in Abrahams Schoß. Was die Reisebücher noch vor zwanzig, dreißig Jahren von unsicheren Gebieten in den Abruzzern vor malten, ist kurz und gut Unsinn. Nie ist mir ein Soldo gestohlen worden. In den Städten Rom und Florenz und Perugia, jawohl, da nahm man mir vor den Augen das eben gekaufte Körblein Pfirsiche, den Feldstecher, die Schärpe weg, floh und lachte mich aus sicherer Ferne noch aus. Doch das waren auf dem Stadtpflaster geborene Flegel. Auch mein wortfarger vieljähriger Führer Thieco, dieser Bursche voll innerer Wildheit und mit einem böse schielenden Auge, schnitt mir ab und zu von der Salami oder biß mir ein Stück vom steinharten

Ziegenkäse weg. Aber als ich ihn das erstemal daran ertappte, wurde er nicht etwa rot, sondern hielt mir den halben Schnitt hin und sagte gemüthlich: „Signore, wollt Ihr auch davon?“ Er war von Foligno, also nicht ein echter Bergler; aber auch kein echter Dieb. Oben von Serravalle an wäre so ein Ertappter Krebsrot geworden und hätte im ersten Sturz von Scham und Stolz das kurze Messer aus dem Gurt gezogen.

Ach, mögen sie doch heute noch so sein, auch nach dem vierjährigen Krieg, nach Straße und Eisenbahn und Auto, die schamlos in seinen Eingeweiden wühlen, dieses herrliche Völklein der Abruzzesen!

Bei trübem Tag, bei unheimlicher, sternloser Nacht, wie oft bin ich damals in jenen so verlorenen Gegenden gewandert, habe mich Hirten, die im Freien übernachteten, angeschlossen oder in die erste beste Hütte begeben und neben Hund und Katze und Kindern am Boden auf einer Matte aus Laub und Gras geschlafen. Mein Rucksack hing an der offenen Haustüre und, wenn ich dankend wegzog, war noch alles darinnen von gestern, Zucker, Kognak, Tee und Speck und Zwieback. Kein Zündhölzchen, kein Wachstengelchen fehlte. Aber schwerer schied ich als ich kam. Man schob mir noch Käse und gedörrtes Fleisch und jene sonderbaren, wie zu Stein und Wein gefrorenen, dünnen Mehl- und Fruchtgebäcke in die Tasche, die erst nach langem Saugen auftauern und dann köstlich munden; oder jene rötlichen,

duftigen Harzklößchen, die man zur Kurzweil stundenlang auf der Zunge hin- und herwälzt und die je länger, je feiner ihr Aroma und damit eine Luftreinigung durch den ganzen Körper führen. Ab und zu einen Hund, einen wilden Schafbock, ein verfaultes, hochhängendes Brücklein oder ein feuchtes Gemäuer, wo man auf Skorpione und Affeln stoßen konnte, aber niemals den Menschen der Abruzzen fürchtete ich. Und so oft ich noch in den Kreisen erlauchtester Moderne die alte Räuberfabel anstimmen höre, merke ich voll Arger, wie rückständig wir noch in allem jenen mit der Natur und der Wahrheit gehenden Menschen gegenüber geblieben sind. So oft wir nach Berlin, Paris oder Rom laufen, um so rückständiger kehren wir in unsere Stube heim. Den wahren Fortschritt würden wir in jenen hotel- und trinkgeldlosen Bergen finden.

Mehrmals, wenn ich durch die Vororte Zürichs nach Hause strebte, nachdem die Hälfte der Straßenlampen gelöscht und der Tramverkehr verstummt war, hätte ich mich lieber in die verrufenen Bezirke der Abruzzen gewünscht. Was ein Jahr in Zürich oder in einer andern Stadt an Diebereien, Einbrüchen, Überfällen und Totschlägen leistet, bringt der ganze Apennin vom Monte Pennino bis zum Monte Petroso nicht in einem Jahrzehnt fertig.

Auf unvergeßlichen Pfaden

Diese stillen umbrischen Straßen bis hinein in den Schatten des zentralen Apennins und über seine Schultern hinweg auf die adriatische Seite, diese Wege meist durch die Tiefe der Talung, nahe einem Flüßchen, mit Weidengebüsch, niederem Pappelgehölz, seltener mit Eibäumen, Kastanien, Pinien und höher oben auch mit Steineichen; rechts und links bronzebraune, in der Sonne oft fast wie müdes Metall schimmernde Anhöhen, Walbinselchen, wo eine Quelle sprudelt, Schwalbenneststädtchen, wo eine sonnige, minder steile Höheterrasse sich vorschiebt; aus einem Laubparadies heraus auch dann und wann ein altes Kloster, das man gerne bewohnt und gastlich haben möchte; diese Straßen, die erst noch durch ansehnliche lustige Ortschaften gehen und sich da die Melancholie bei viel Glockengebimmel, Mädchenscherz und Trattoriengeschwätz einen Moment von der Seele baden; diese Straßen, die dann außerhalb der Tore, in der einsamen Bergtalung, um so einsiedlerischer und nachdenklicher werden, je toller sie sich im letzten Städtchen gebärdet hatten; diese Straßen, wo jetzt nur noch kleine Kapellchen, verlotterte Steinhütten, ein armseliger Weiler, eine seltsame Spelunke, zurückhaltende Bergler mit einem Karren und freilich auch die froh und klatschhaft allgegenwärtige Ziege grüßt; diese Straßen näher und näher den gewaltigen Wölbungen des Hoch-

gebirges, zwar einer fremden Sorte von Bergen, mit fremden Gesichtern und fremdem Gewand, aber doch mit einer verlockend schönen, feierlichen, seelischen Einladung an den Pilger, zu kommen, nur herzlich näher zu kommen und sich auch in dieser stillern, zahmern, eben klassisch antiken Macht seiner Höhen heimisch zu fühlen; diese unvergeßlichen Straßen, wo mir die sorglose, unbewußte Armut, die naive Menschlichkeit und Natürlichkeit so oft begegnet ist, zugleich mit den uralten Mythen und Historien der Antike, die sich hier in die letzten Winkel eingenistet haben; o wie lieb' ich euch über alle, alle andern Straßen der Welt, selbst über die liebsten meiner Heimat! Jeder Schritt auf euch war Friede, Leichterherzigkeit, schönes, heiliges Überdenken des Einstigen und des Künftigen und ein seliges Haben der Gegenwart.

Umsonst versuch' ich euern Zauber zu erklären. Oft hab' ich darüber gesonnen. Hundert Gründe stöberte ich auf, aber den letzten und tiefsten würde ich nur wieder wissen, wenn ich über euch hinpilgere. Zurückschauend und zurücksinnend nach euch, ist mir alles wie in einen Zaubernebel von Wohlsein und Wahrhaftigsein gehüllt. Ah, da hab' ich's: die Wahrhaftigkeit jeder Minute und Stunde, dieses unvergeßliche, von der Seele in alle Fingernägel dringende Gefühl des Erlebens, des greifbaren, lieben, reichen Jetzt, Schluß für Schluß ins ganze Wesen hineingetrunknen, das ist das Geheimnis der apenninischen Wanderschaften.

Kein Auto störte sie, kein Postwagen, keine Reklame-
tafel und selbst der dünne, blizende Schrei der Mensch-
heit, der leise durch die Telegraphendrähte sogar in diese
Einsamkeiten etwa gerufen wird, er klingt wie Schwe-
gen, und die Telegraphenstangen sind magere, krumme,
entlaubte Baumstämme, so daß man bei ihnen an ver-
bannte, ehrwürdige Greise des Waldes, nicht an schmucke
Sklaven eines Stadtbüros denkt. Man erinnert sich an
ihr einstiges Grün, nicht an ihre Depeschen.

Und seltsam, man wird nicht müde auf diesen Pfaden.
Man kann marschieren und marschieren als wär' es
immer Morgen. Die Hitze ist eine andere als bei uns,
eine klare, trockene, diamantenfrische. Der Abend wird
kühl, und ein aufmunternder kleiner Wind stellt sich fast
jeden frühen Nachmittag ein. Obwohl es oft einför-
mige Strecken gibt, wird das Wandern doch nie lang-
weilig. Denn diese Einförmigkeit erscheint nur so dem
Geistesarmen, dem Oberflächlichen, dem nach landschaft-
lichen Sensationen Hungrigen. In Wahrheit gibt es
keine Eintönigkeit hier. Nah und fern wechselt alles
von Schritt zu Schritt. Man muß nur ein bißchen von
der Tapete ins Muster, vom großen Format in die wun-
derbare Einzelzeichnung schauen. Da gibt es kein Er-
schöpfen und Enden, nicht in den Formen, nicht in den
Farben, am wenigsten im Sinnlich-Seelischen des wech-
selnden Bildes.

So wahr ist das, daß ich hier oft und oft das Allein-

sein dem besten Kameraden vorzog. Nirgends war ich mir selbst eine bessere Gesellschaft als hier. Gewiß, das Zuzweit- oder Zudrittgehen hat auch seine besondere Löblichkeit und ich hab' es oft an die herrlich einsame Eigenbrödlerei vertauscht. Jedoch, wenn ich jetzt aus der Erinnerung die Köstlichkeiten des Wanderns pflücke, so duften sie am tiefsten und feinsten doch aus jenen Wochen, wo ich allein ging.

Im übrigen, wen etwa das Heimweh nach Gesellschaft ankommen sollte, der findet sie bald und willig. Er muß nur den Stapfen des Viehs oder den Spuren eines Karrens folgen oder sich abseits nach einer Hütte schlagen, wo es raucht. Er teilt seinen Zucker und seine Zigarren mit den Leuten, benimmt sich ungekünstelt und einfach wie ihresgleichen und ist rasch nicht mehr allein. Genügt ihm jedoch ein Stall oder eine Dorfhütte nicht, so gibt es, sofern der Wanderer nicht in den innersten Sackgassen dieser weitschichtigen Gebirge steckt, von allen Seiten Gelegenheit, schon in einem behenden, kurzen Tagesmarsch ein altes, plauderfrohes und recht interessantes Städtchen zu erreichen.

Ich mag sie nicht aufzählen, diese Ortschaften voll Güte, Ernst und einer Innern, niemals laut lachenden Heiterkeit. Suche sie selbst! Verdienne sie selbst! Das Gebirge riecht herein, seine Schatten kühlen den Mittag auf der Piazza. Das Völklein aber hat etwas von antiker Hirtenhaftigkeit an sich. Selbst die Budenbesitzer

und Krämer neben dem kleinen, inhaltsreichen Dom könnten ebensogut Kühe melken und die Geißen in die Sömmerungen hinauftreiben, als hier Zucker abwägen und Zigaretten anbieten.

Wie oft stand ich bei den Glocken oben im schlanken, lustigen Kampanile solcher Bergnester und sah die Hänge hinunter und jenseits Berg hinter Berg zu immer höhern Kuppen empor. Dann aber lockte mich immer wieder das dünne weiße Band, das in der Tiefe mit so viel Geduld talauf, talab lief, die gute, alte, treue Straße. Und wieder zog es mich mit ihr weiter, weiter!

Wer die antike und die mittelalterliche Geschichte dieser Erde ein wenig kennt, für den belebt sich beinahe jeder Baum und jeder Steinkloß. Aus diesen Gebieten gingen große echte Römer, Denker und Heerführer, Künstler und Lebemänner hervor. Hier lüfteten die greisen Sibyllen ihren Schleier, hier suchten verdorbene Cäsarensöhne Gesundheit und Kraft zu neuen Grausamkeiten, von hier holten schwache Regierungen das Holz zu bessern Nachfolgern, hier versteckten sich geächtete Staatsmänner und brüteten grollende Verbannte die Schlangeneier der Rachsucht, des Neides, der Zwietracht aus. In diese Täler und Tälchen trieben die Goten die Griechen und die Griechen wieder die Goten. Da unter der gleichen Steineiche hörte man gestern die Sprache Platos und rezitierte ein Jurist aus Konstantinopel Sophoklesverse, und heute toste wie tiefe Orgel

das Gotisch des Ulfila in den Baum, so daß sein Geäst wie im Nordwind erschauerte. Hier zogen dann die Leute von Venedig, von Austria und deutschen Gauen die Straßen gegen Rom und den beiden ersehnten Sizilien hinunter, wenn es durch die offene Toskana und Umbria zu gewagt erschien. Besonders Barbarossas unheimlicher Sohn, der sechste Heinrich, legte seine nächsten und stärksten Bollwerke gegen den Papst in dieses gebirgige Land, und von hier suchten grob und eigenmächtig sein Freund Konrad von Uerslingen und eine Weile der noch rohere Markward von Anweiler von dem päpstlichen Kronmantel in einer Methode, die Friede hieß und Krieg war, Stück um Stück wegzuschneiden. Ja, hier oben zu Spoleto saß zweimal auch der sanftere Bruder des Kaisers, zugleich der Herr über Schwaben und die deutsche Schweiz, jener „süße junge Mann“ der Dichter, der aber im Kampf um die Gewalt recht schwere Püffe nach Rom auszuteilen wußte. Da oben saß er und mit ihm „die Griechin“, jene bildschöne, junge Gemahlin, die man „eine Taube ohne Galle“ pries: König Philipp und Irene.

Hier vor dem vielgipfeligen Gran Cassio-Massiv gründete des herrischen Heinrichs noch herrischerer Sohn Friedrich II. die schöne, markige Bergstadt Aquila als Schutz- und Trutzgemeinde gegen die Päpste. Aber ach, damals war das Adlerhafte der kaiserlichen und der pontificalen Politik nur noch ein Name. Es geht der Zersetzung ent-

gegen, zum Schafott auf dem Marktplatz von Neapel für die einen, ins französische Exil nach Avignon für die andern.

Mitten in diesen Wendezeiten spazierte, lächelte und lehrte der hl. Franz am Ausgang des Haupttales in die offenen Tiefergebiete hinaus. Die Wölfe und die Räuber des Gebirges sind dienstfertig oder reuig zu ihm ans Pförtlein des elenden Bruderhauses klopfen gekommen. Er selbst ging nicht zu tief in den Bergschatten hinein. Er liebte Sonne, offenes Land, bevölkerte Ufer am Fluß oder See und nahe Volksgemeinden. Und seine Klöster sind denn auch lange nicht so gern wie die der Benediktiner oder der Kartäuser in die Wildnisse gebaut, vielmehr ans Ohr und an den Mund des lieben gewöhnlichen, beisammenhausenden Volkes gesetzt worden. Aber seinen lieben ernstesten Bruder Bernard von Quintavalle ließ Franz gerne für viele Tage auf den Bergen einsam wandern, „um nach den Dingen zu sehen, die oben sind“. Und bis in die letzten Gipfel und Verästelungen meiner Straße sandte der Poverello seine lieben Minores, um den Leuten hier, die immer nur die eine, die graue Farbe des Armutmantels gesehen hatten, jetzt auch die andere, die allen Purpur überstrahlende Seite zu zeigen. Und wo man denn hierorts geht und steht, weht einen die schönste franziskanische Stimmung an.

Klausnerzellen und einsame Stifte wurden in diese stadtfremde Wildnis sozusagen verborgen. Und an ein

solches versteckte Klostertor soll in Pilgermantel und Kapuze eine schlanke Gestalt beim Abenddämmern den Türklopfer geschlagen und auf die Frage aus dem Schiebfensterchen, was sie wolle, so grausig schwer ins Gatter gerufen haben: „La pace!“, daß der einfältige Pfortner sofort wußte, es könne niemand anders sein als Dante, der große Heimatlose.

Aber der alte Peter Eremita floh noch tiefer und höher in die Steinwüsten der südlichen Abruzzern hinein. Und so viele ihm als Jünger folgten, selig wie Hündlein auf der rechten Fährte, um so höher und tiefer hinein floh er nach dem göttlichen Alleinsein. Und siehe, da reiten eines Tages Ritter und Bischöfe über diese Straßen, mit einer Papstkrone auf dem Rissen, und suchen und suchen, bis sie den Achtzigjährigen gefunden und auf den Stuhl Petri gezwungen haben. Er dankt schnell wieder ab, er hört die Falkenpisse von der Majella her, er flieht wieder zurück in die alte Wildnis. Und wieder packt man ihn — denn ein gewesener Papst ist gefährlich! — und läßt ihn in einem Kastell der Campagna vor Bergweh sterben.

Umgekehrt kann der große Prediger des fünfzehnten Jahrhunderts, Bernardino von Siena, nicht schnell genug vom volkreichen Norden Italiens durch diese Bergländer ins noch belebtere Neapel ziehen, um so recht mitten in den Menschen sein glühendes Herz auszuschütten. Nichts sagen ihm die Gipfel und Waldeinsamkeiten. Menschen,

Menschen! Wie er die alte Abruzzestraße hinrennt, als fühlte er, daß ein Schnellerer hinter ihm renne! In Aquila hat er ihn erreicht. Dort liegt der städte- und menschenSuchende Prediger unter einem kalten Steine, und man meint noch heute die unrastige, heimwehvolle Pein der Gebeine aus der Gruft zu vernehmen, weil sie ihre Schritte nach der großen hellen Stadt am Meer nicht vollenden konnten.

Und nun kämen die vielen Stadt- und Burghistorien, die Abenteuer der Spoletaner Herren, die lustigen Fehden zwischen Legaten, einheimischem Adel und den Räubern, die bald von diesen, bald von jenen besoldet sind. Es kämen die Sagen, wo Antike, Mittelalter und Neuzeit sich so köstlich mischen. In einer wird unverkennbar Michelangelo gezeichnet, der Steine sucht und Menschen findet. Um Spoleto herum flüstern longobardische, hohenstaufische und Renaissance-Geschichtlein; Hannibal und Lucretia Borgia und der gewaltige Kardinal Albornoß gehen hier Hand in Hand. Und im unverwüßlichen alten prächtigen Gubbio, wo kein Steinwurf weit die Straße eben läuft, was für Sagen wehen um den gewaltigen Palazzo dei Consoli oder von den Mauern des Sant' Ubaldo Klosters herunter! Wie Maestro Giorgio seine roten Farben und den wunderbaren höllischen Glanz in seine Becken und Kannen brannte, was plaudert sich darüber das alte Gerücht Tiefsinniges aus! Bei Le Bene sprudelt hart am Weg die Quelle des Clitumnus, die lied-

gefeierte, um Norcia herum blühen süße heilige Legenden von Santa Scolastica und ihrem gewaltigen Bruder Benedikt auf. Dort hat auch die schlichte Hirtin Vespasia Polla eines Nachts beim Erwachen, so oft sie die Füße streckte, ein Klirren und Klingen gehört, als stieße sie an Kleinodien, bis sie aufsteht und ihr eine Kaiserkrone über den Boden rollt. Sie ward die Mutter Vespasians.

Bei Acquasanta spukt es von Badehistörchen der alten Tage, und in die sibyllinischen Berge hinein wäre genußreich zu verfolgen, was die Figur des Quintus Sertorius, eines tapfern Feindes der Sulla-Aristokraten, im muntern Volksgemüt für romantische Wandlungen durchzumachen hatte. Auch die wilden Tiere sind noch lange nicht aus der Erinnerung gewichen. Fuchs, Wolf und Bär murren und schnauzen in manche Fabel hinein. Wölfe hörte man vor dreißig Jahren noch ganz wohl durch die kalten, hellen Nächte der hintersten Abruzzen bellen. Man ängstigte sich nicht sehr darum. Die Hirten der obersten Hütten- und Weidplätze führen magere, sehnige Hunde mit sich, die ich genau so wie den Wolf fürchtete. Diese Hunde waren beim Alleingehen meine einzige, aber dafür offengestanden auch gewaltige Sorge. Schließlich gesellte ich mir selbst ein Hündlein bei, so umständlich das wurde, um minder vor seinen wilden großen Brüdern in Not zu geraten. Oft und oft habe ich mir die Unverfrorenheit der hiesigen Ziege gewünscht,

die sich hinten und vorne anbellend läßt, witzig dazu lächelt und geruhig weiter Gras um Gras vom mageren Raim rupft. Bellen ist noch nicht Beißen!

In nächtigem Pilgern

Ganz unvergleichlich wird das Wandern in diesen Bezirken, wenn man an einem heißen Nachmittage sich irgendwo verschlafen oder bei einem alten Wein aus dem Federschlauch — ja, das gab es noch, den alttestamentlichen Federschlauch! — und bei vielwissenden Berglern sich zu tief in den Abend festgeseesen hatte und nun mit doppelter Wanderlust sich auf die Sohlen macht, weit in die Nacht hinein. Wo habe ich je eine solche Stille erlebt wie hier? Im Schweizergebirge kracht es jeden Augenblick, tosen die Bäche, rauschen die Wälder und rollen noch um Mitternacht Wagen oder begegnen einem noch Fußgänger, und wenn sie auch nur wie Schatten vorbeihuschen und nur leicht hin Guten Abend oder Größ Gott sagen, ist doch der herrliche Mantel des Welttschweigens banal in zwei Fetzen zerrissen. Besser als von der frömmsten Nachtpilgerlippe grüßt mich Gott, er, der einzige große Ton und doch auch das einzige große Schweigen des Universums, in solchem nächtigen Alleinsein.

Ja, hier herrscht volle Stille, tiefste Ruhe. Alles

scheint sich in Nachdenken einzuhüllen und wortlos auf etwas geduldig und leise, den Finger am Mund und den Puls verhalten, zu warten, ehrerbietig zu warten. Ich weiß, auf was! Auf jenen Augenblick, wo es heißt: so, ihr guten Berge und ihr gehorsamen Bäche, ihr stummen, frommen Steine, ihr Gräser, Tiere und Menschen, ihr habt euer Tagespensum ordentlich vollendet, die kleine Aufgabe ist erfüllt, das Warten an der Schwelle hört auf, ich öffne, ich, der euch so wollte, so schuf, so prüfte! Kommt herein, die Thür ist offen, meine Ewigkeit ist nun auch eure Ewigkeit! —

Und die Riesenportale des Jenseits öffnen sich heimatlich und alles, was außerhalb ist, nein, außerhalb war, zerrinnt zu nichts. Und es rumpeln die gewaltigen Alpen hinein und ihre Falken und Bergtauben sind mit dabei, und es rauschen die Ozeane mit ihrem silberschwänzigen Leben und die ruhelosen Ströme und die durstige Wüste und das so wissenlose und doch so ahnungsvolle Tierreich herein. Und es schreitet hinein die alte liebe staubentschüttelte Menschheit und macht hier ihre letzte Dummheit, indem sie den Kopf unter dem Portal neigt, aus nichtiger Niedrigkeitsangewöhnung, wenn sie bei hohen Herren vorzusprechen pflegte. Hier ist das Thor hoch genug für alle Köpfe und es gibt kein Bücken mehr und vor dem aufrecht erhabenen Gott steht der aufrechte Mensch!

Solche Gedanken durchschimmern einen bei spätem,

einsamem Wandern. Man fängt an, das Warten zu verstehen, das Warten zu lieben, das fromme, geduldige Warten mitten im behendesten Arbeitsgezappel zu finden und fest in beide Hände zu nehmen und ans Herz zu schließen, wo es am wärmsten pocht.

Wie spät ist es? Ach, wer möchte jetzt die Sackuhr beraten. Es kann Mitternacht sein, es kann gegen die Zwei und Drei gehen. Was verschlägt's? Für mich gibt es kein Rinnen der Sekunden, kein Tick und Tack der Zeit, für mich existiert nun bloß ein übermächtiges Vertrunkensein im Jetzt. Es gibt nur Jetzt. Jetzt ist alles!

Satten Herzens schau' ich um mich. Die Straße zieht sich bleichlächelnd durch das dunklere Feld voran. Ich seh' sie ein gutes Stück weit. Rechts und links geht es dunkel in die Höhe, bis der blauschwarze Himmel beginnt, wahrhaft blauschwarz und doch so licht! Dort rieselt es wie Gold aus allen Poren. Es ist ein einziges gelbes Leuchten. Nie sah ich es so im Norden. Nur bei Wind oder Winterkälte blüht der Nachthimmel auch bei uns so mächtig herab; aber es ist ein frostiges, troßiges, niederschmetterndes Gefunkel. Hier strahlen die Sterne auch bei lauer, windloser Sommernacht gewaltig hernieder. Zweimal größer als bei uns erscheinen sie, mit viel längeren Zacken, und durchaus warm, sonnenhaft warm und gütig blicken sie uns an. Schon im sommerlichen Tessin erlebt man etwas davon, in der Lombardei wird

es noch deutlicher; aber das sind nur Vorspiele für das millionendäugige Himmelsdrama der Apenninen-Nächte.

Wunderselten einmal, ganz nahe am Fuße, gluckst etwa ein Quell, aber so als ob er Worte verschlucken und Schweigen andeuten möchte. Oft, wenn schwacher Mond regierte, begegneten mir zwei Tiere tiefsten Silen-
tiums: lange, dunkle, durch den Staub kriechende Schnecken und raschere, noch viel dunklere Molche. Oft blieben sie mitten im Weg rasten, diese Philosophen der langsamen Spekulation, als hielte sie ein besonders verzwicktes Argument auf. Dann krochen sie voll Gesichert-
heit weiter, indem sie ein neues Rätsel entknoteten und die zerbrochenen Eierschalen des alten fröhlich hinter sich ließen.

Ein Bursche, der mich einmal begleitete, zertrat regelmäßig diese Wesen mit seinem harten italienischen Stiefel. Als ich es merkte und verwies, entschuldigte er sich: er wollte ja nur sehen, ob wirklich Feuer heraussprühe, wie das dumme Volk von den Salamandern glaube. Und im selben Moment quetschte er ein weiteres Geschöpflein mit grausamer Sohle zu Brei. Nicht aus dem aufstöhnenden Tier, das mir jetzt wie ein geplagter Mensch vor-
kam, sondern aus dem blassen Stuger, der im Moment eher ein Tier schien, funkte ein böses Feuer von Gefühllosigkeit oder gar Ergötzen hervor. Das verdross mich so, daß ich beschloß, womöglich schon morgen den Kerl abzuschütteln.

Aber nun fügte es sich mit jener raschen oder gelassenen Schicksalsgerechtigkeit, die im kleinsten so wenig als im größten ich je ausbleiben sah, daß der Unhold, eines reichen Sindaco Sohn, der bereits am Gymnasium von Perugia Ovid übersezt hatte und der jetzt mit mir für einige Wandertage alle möglichen Abenteuer erhoffte, es fügte sich, daß dieses sonst ganz artige, kluge und gedankenvolle Kerlchen den gleichen rechten Fuß, womit er gequält hatte, mit einer ungeschickten Bewegung leicht verrenkte oder eher eine Sehne „verstreckte“. Genug, er wollte nicht mehr marschieren. Wir mußten einen guten Platz auffuchen, wo er sich Schuh und Strumpf auszog und Umschläge mit meinem guten Kirsch aus Zug verabreichen ließ. Der Held winselte wie ein krankes Hündchen, er, der sich am Zucken der sterbenden Krieger so köstlich ergötzt hatte. Das kommt vom Zertreten der Molche und Kröten, schwindelte ich ihn an. Es sind unheimliche Tiere, sie haben einen argen Zauber in sich und mancher Plaggeist ist nachher an einem Gliede lahm geworden. — „Warum sagten Sie mir das nicht früher?“ schimpfte der Junge. — „Ich warnte dich doch!“ gab ich zurück. — „Ja, wegen Gefühl,“ tobte der jähzornige Bursche, „wegen dem Gefühl der Tedeschi, wegen Mitleid mit Fliegen ... das ist verrückt ... das ist nichts! Sie hätten mir lieber sagen sollen, daß diese Bestien so hinterhältig sind ...“ Ich lachte ihn gehörig aus, besorgte ihn kameradschaftlich, bis er wieder gehen konnte,

und freute mich listig, wenn er ängstlich jeder Schnecke fürder in einem großen Bogen auswich. So abergläubisch und so vorwitzig kann der Italiener zugleich sein. Aber er ist Realist. Mit deutschen Sentimenten können wir ihn nie packen. Praktisch müssen wir ihn anfassen, wobei meine Art freilich nicht die idealste war.

Das würde auch — und darum setze ich diese Molch-Anekdote in die Poesie der Abruzzennacht hinein — für die große Politik gelten, die gegen die Italiener oder mit ihnen anzuwenden wäre. Im übrigen seien wir ehrlich, in seiner Art ist jedes Volk grausam!

Aber, wohin gerate ich mit meinen Nachtgedanken. Gottlob, dort über dem Pizzo di Sevo dämmert der Morgen. Es gilt, nach solcher Nacht dem prosaischen Tag nüchtern ins Auge sehen.

Die Torheit der Italienfahrer

Wer nur einmal im Leben über die Alpen zum italienischen Mittag hinuntersteigen darf, der soll wahrhaftig keinen andern Weg nehmen als den kürzesten und raschesten über Mailand, Florenz, Rom, Neapel. Heimkehrend sieht er noch Pisa — es geht nicht anders — oder Venedig, am besten beides, und durchsonnt und durchwärmt von Italien kehrt er froh in seinen schattigern Norden heim.

Hat der Pilgrim nur einen Monat an Italien auszugeben, dann schenke er ihn ganz allein Rom. Rom ist schließlich am ehesten Italien. Er kann einen Tag oder zwei zur Neugier an Florenz, einen weitem Tag zur Augenweide an Neapel verwenden, aber alles andere sei Rom! Das nehme er wenigstens heim, so reich und unzerfetzt er kann.

Hat er aber nur vierzehn Tage frei, dann ist alles Torheit und unnütze Verschwendung, was er nicht an diesen Kern und Stern des Südens verbraucht. Und bringt er nicht einmal vierzehn Tage auf, dann bleibe er lieber in seiner von Sehnsucht und Träumerei vernebelten warmen, deutschen Stube und halte das Italien und Rom seiner Vorstellung am Herzen. Es ist hundertmal schöner als ein durchgeheftetes und durchgeschwitztes Rom von acht Tagen.

Ich nehme natürlich alle jene Waller aus, die nicht wegen Italien oder Rom an sich dorthin fahren, sondern denen es genug ist, den Papst zu sehen, ein Gelübde zu erfüllen, eine Diplomatenmappe zu leeren oder sonst einen persönlichen römischen Zweck zu erfüllen.

Jedoch, diese alle sind von meinem Torentitel ausgeschlossen. Und auch die, welche der Wissenschaft und Kunst wegen jahrelang in Rom, in Perugia, in Venedig sitzen und nicht weiter ins Land und Volk hinaus kommen, sind durchaus entschuldigt.

Ich meine jene Zehntausende von uns Alemannen,

Sachsen, Franken und Friesen, die lange Zeit unter dem mittelländischen Himmel spazieren und sich immer auf den Trottoirs der paar großen Städte aufhalten, allenfalls mit flinken Abstechern nach Pistoja, Siena, Gimignano, Bologna, Ferrara oder sogar nach Lucca und Foligno und Assisi und Balombrosa; die dann heimreisen und Italien auf dem Stammtisch oder im Notizenbuch für die Familie, im Zeitungsfeuilleton und recht oft im illustrierten Buch als „Mein Italien“ oder „Italien, wie es ist“, oder „Das wahrhaftige Italien“ und wie so die gründlich deutschen Titel lauten, in die gutgläubige Öffentlichkeit herausschütten, das ganze und innerlichste Italien! Über diesen Leichtsinns hat sich schon Gregorovius weidlich geärgert. Aber hätte der große Kenner erst die heutige Unfrautblüte erlebt!

Ja, ich meine jene vielen, die oft und wieder nach Italien kommen, sich da fast einhausen und dennoch kein italienisches Dorf, keine italienische Alpe, keine Hirtenhütten, keinen Apenninenwald, keine stille Talstraße, kein verborgnes Bergnestchen, nicht einmal das gewöhnliche Volk in den Feldern vor der Stadt kennen. Sie lesen die Zeitungen, kennen die Museen, Kirchen und Theater, die Promenaden und Droschkenfahrten, sie kennen das offizielle Italien einiger Städte und duzen sich vielleicht sogar mit einem Kammerherrn des Vatikans oder mit einem Gesalbten vom Monte Citorio. Aber es ist keine Rede, daß sie das andere Italien, das lebendige, wahre,

von den Fremden und vom eigenen Gigerl- und Größenwahn unbehelligte Italien erlebt haben, das Italien außer den paar großen Städten, das Italien des gesunden, einfachen, noch so treuherzigen und natürlichen Landvolkes, kurz das unoffizielle Italien.

So langweilen sich denn diese Affen der Trottoirs und der Autos oft entsetzlich in einem Lande, wo es doch sonst keine Langeweile gibt. Sie verschlafen und vergähnen die langen Nachmittage, indessen man über einen herrlichen Paß zwischen zwei Meeren wandern, in einem schattigen Bergstädtlein in Volksmitte sitzen, in einem abgelegenen Borgo oder Stift die seltenste Kunst und Natur beisammen sehen, auf einsam lieben Straßen bald mit der Volksseele, bald mit der eigenen Seele näher als je zusammenkommen könnte. Man litte kein leeres Viertelstündchen, erführe auf Schritt und Tritt Uraltcs und ganz Neues, man schlüpfte aus dem unschönen Touristenkleid ins Brudergewand des Volkes, und statt blasirt und übersatt in der großen Stadt zu werden, begänne man hier immer frischer zu atmen, lustiger zu wandern, froher zu leben, nähme an der glücklichen Einfachheit und Unverwelktheit dieser Menschen teil, gesundete an den Sinnen und Nerven und genösse Erquickungen der Pilgerschaft von unbezahlbarem Wert. Man käme in das Lieben, Sagen, Streiten und Hassen des Volkes hinein, verstände auf einmal viel besser die alte, aber auch die gegenwärtige Geschichte der Halbinsel und wo es hapert und

wo es glückt, und Müdigkeit und üble Laune wären unbekante Größen. Überall gäbe es gute Milch und festen Käse und dunkeln Wein und Früchte und Ziegenbraten. Was für trauliche und merkwürdige Schlafstätten würdest du erfahren, was für seltene Bekanntschaften, ja, Freundschaften schließen mit Hirtengroßmüttern, einsamen Dorfpfarrern, einem Sindaco mit Schafmist und Tintenflecken historischer Arbeit am Kittel, mit Bettelbrüdern, Holzschuhkindern, mit Fuhrleuten auf Holz- und Steinfuhren, mit Drangehändlern, die den zweirädrigen Karren selber stoßen oder von einem tauben Esel ziehen lassen; mit kleinen Zeitungsverlegern, die sieben weltverriegelte Dörfer mit den Neuigkeiten des vorigen Monats speisen; dann und wann auch mit Zollwächtern, Polizisten, Wildhütern, mit einem lauten Trupp Bersaglieri, mit Pfannenslickern, Geometern und hie und da mit einem gescheiten Forststudenten oder zwei, drei seltenen Jünglingen, die gegen alle Welschlandnatur eine Fußreise durch die Berge unternehmen. Das sind gewöhnlich Studentlein der technischen Schulen oder der Handelskurse aus einer Provinzstadt, interessante Burschen, sehr geweckt, sehr höflich, sehr lustig und, wenn es sein muß, auch sehr unverfroren. Von der Geschichte wissen sie wenig, von der Geographie noch weniger, von meiner kleinen Schweiz glauben sie, wir armen Sennen und Käser frieren immer unter überhängenden grünen Gletschern, hören nichts als Tannen-

gestöhn und Wildbachrauschen und hätten nur eine oder zwei kleine Städte, die sie nicht einmal benamen können . . . etwa Zurigo? oder Basilea? oder liegt das schon in Germania? . . . Povera, piccola Svizzera!

Urplötzlich, nach langer Stille, geräthst du in ein Musikertrio oder Quartett, mit Holzpfeife, Dudelsack, Mandoline, Geige oder Handorgel. Man improvisiert, singt, tanzt dazu und die alten Berge schauen herab und lächeln über die ebenso alte süße Torheit der Menschen. Mit dem Glöckner steigst du in den Turm, probierst das tiefbestaubte Harmonium auf der Empore, der Kaplan oder Frate zeigt dir eine fast tausendjährige Kostbarkeit in geschnitztem, dunkelm Holz oder in handgetriebenem, mondlichtenem Edelmetall. Oder du studierst an der vergilbten Fresse herum, die von den Wänden eines verlassenen Kirchleins am Wege mattäugig, ja, fast blind in den heutigen Tag blinzelt, und suchst mit dem Ortspfarrer oder dem Schullehrer eine bekannte Legende aus all den halbverlöschten Gestalten zu lesen.

Was sind das für herrliche Plätze und Straßen etwa von Spoleto oder Norcia aus nach Ascoli oder gegen Aquila oder Sulmona hinunter oder gar schräg über die Höhenzüge und durch die Täler gegen das Sabinergebiet und Rom hinaus.

Ich käme an kein Ende, wollte ich von all dem reden. Nur noch eines: in den Städten sieht man Bilder von

Raffael und Statuen von Michelangelo und Verse aus Dantes Epos sind überall in Stein und Mauer gehämmert. Aber dies ist immerhin alles in gewissem Sinne totes Zeug. Lebendiges, das von Lippe zu Lippe, von Herz zu Herz springt, Lebendiges von Dante oder Giotto oder Sisto Quinto vernimmst du vom Stadtmund nicht eine Silbe. In die Archive müßtest du gehen. In Mailand, am Eingang des Friedhofs, habe ich fünf gebildete Bürger umsonst nach dem Grabe Manzoni's, in Florenz immer nutzlos nach Giuseppe Giusti gefragt.

Aber draußen im Lande, zumal im hügeligen und bergigen, da leben die Großen noch. Man muß nur das Ohr recht brauchen. Die Namen sind unklar, die Daten fallen weg; aber aus den Legenden und Anekdoten merkt ein Eifriger rasch, wer dieser papale Tremendo *), dieser Vecchio mit dem Hammer, dieser Silenzioso e Mesto **) mit der Strophenrolle im Armel war. Vor dreißig Jahren flüsterten noch viele Sagen in den Dörfchen des toskanischen Vorapennins von Dante, der heimwehbitter nach Florenz hinunterguckt.

Gewiß, jetzt rollen die Postautos bis tief ins Gebirge. Sicher hat auch der Krieg manchem Nestlein seine Wärme und Bettruhe genommen. Einmal werden auch diese Gegenden verlaufen und abgegrast sein von den blasierten Menschen. Stück um Stück davon wird schon

*) dieser päpstliche Schrecken.

**) dieser Stille, Düstere!

heute abgebröckelt und in die große, allgemeine Öffentlichkeit geworfen. Aber noch ist es für einen wanderfrohen, augen- und herzseligen Menschen nicht zu spät, sich hier an etwas Echtem, Wahrem und Ganzem zu erquicken.

Und hast du, lieber Bruder Pilger, dann Tausenderlei erwandert und erlebt und kommst über Senkungen und Höhen zur letzten Scheide, wo die Wasser und Träume in den süßen blauen Dunst der römischen Campagna hinunterstreben und grüßt dich wohl gar eines Abends die Kuppel vom Sanct Peter ferne, ferne, mit violettbraunem Dufte durch die von Meerluft gereinigten Weiten, dann schnüre den Schuh fester, presse den Stecken mächtig in die Rechte und wandere frisch wie die Quellen der Stadt zu. Jetzt hältst du sie aus, jetzt bist du stark, jetzt erdrückt sie dich nicht mehr. Ja, jetzt, von den uralten Gebieten kommend, woher einst auch die Hirten und Erbauer Roms kamen, wirst du diesen welthistorischen Ort erst recht klar begreifen. Den Tiber hast du schon als Bächlein begrüßt, die Kinderspielen des Römervolkes schon wochenlang auf Steg und Weg verfolgt, jetzt steht sie selbst vor dir, die erwachsene, ergaute Alte, diese Stadt mit dem kleinsten Namen und dem größten Inhalt. Nun, nach aller Landseligkeit, ruf' ich endlich auch:

Salve Urbis, salve Roma!

Grote'sche Sammlung v. Werken zeitgenöss. Schriftsteller

Charitas Bischoff, Amalie Dietrich. Ein Leben. Mit 8 Bildnissen. 83. Tausend.

— —, **Bilder aus meinem Leben.** Mit sechzehn Vollbildern und fünf Textillustrationen. 36. Tausend.

Walther Burt, Der versunkene Herrgott. Roman.

Gustaf Dickhuth, Wie der Leutnant Hubertus von Barnim sich verloben wollte und anderes. Novellen.

Hans Dittmer, Vrouw Johanna. Ein Roman aus Ostfriesland.

Ernst Edstein, Murillo. (Fehlt zurzeit.)

— —, **Hertha.** Roman. (Fehlt zurzeit.)

— —, **Themis.** Roman. Zwei Bände.

— —, **Der Mönch vom Aventin.** Novelle. Vierte Auflage.

— —, **Familie Hartwig.** Roman. Dritte Auflage.

— —, **Kyparissos.** Roman. Zweite Auflage.

— —, **Roderich Löhr.** Roman. Zweite Auflage.

— —, **Adotja.** Novellen.

— —, **Die Heze von Glaustädt.** Roman. Dritte Auflage.

Gustav Falke, Die Stadt mit den goldenen Tärmen.
Die Geschichte meines Lebens. 25. Tausend.

Heinrich Federer, Lachweiler Geschichten. Fünf Erzählungen. 28. Tausend.

— —, **Berge und Menschen.** Roman. 97. Tausend.

— —, **Pilatus.** Eine Erzählung aus den Bergen. 45. Tausend.

— —, **Jungfer Therese.** Eine Erzählung aus Lachweiler. 28. Tausend.

— —, **Das Mätteliseppi.** Eine Schweizer Erzählung. 46. Tausend.

— —, **Spitzhube über Spitzhube.** Eine Erzählung. 40. Tausend.

— —, **Wander- und Wundergeschichten aus dem Süden.** Novellen. 11. Tausend.

— —, **Papst und Kaiser im Dorf.** Eine Erzählung.

Gustav Grenssen, Die Sandgräfin. Roman. 113. Tausend.

— —, **Die drei Getreuen.** Roman. 155 Tausend.

— —, **Jörn Uhl.** Roman. 301. Tausend.

Grote'sche Sammlung v. Werken zeitgenöss. Schriftsteller

Gustav Frenssen, Hilligenlei. Roman. 183. Tausend.

— —, **Peter Moors Fahrt nach Südwest.** Ein Feldzugsbericht. 200. Tausend.

— —, **Klaus Hinrich Baas.** Roman. 112. Tausend.

— —, **Der Untergang der Anna Holmann.** Eine Erzählung. 73. Tausend.

— —, **Bismarck.** Epos. Neue Ausgabe. Der Reihe nach 31. Tausend.

— —, **Die Brüder.** Eine Erzählung. 105. Tausend.

— —, **Der Pastor von Pogasee.** Roman. 70. Tausend.

— —, **Lütke Witt.** Eine Erzählung.

Ludwig Ganghofer, Doppelte Wahrheit. Neue Novellen. 11. Tausend.

— —, **fliegender Sommer.** Novellen. Der Reihe nach 26. Tausend.

— —, **Das Schweigen im Walde.** Roman. Neue Ausgabe. 165. Tausend.

— —, **Die Truke von Truxberg.** Eine Geschichte aus Anno Domini 1445. 96. Tausend.

— —, **Das große Jagen.** Roman aus dem 18. Jahrhundert. 93. Tausend.

— —, **Edelweißkönig.** Hochlandsroman. Neue Ausgabe. Der Reihe nach 163. Tausend.

— —, **Das Kind und die Million.** Eine Münchner Geschichte. 55. Tausend.

— —, **Das wilde Jahr.** Fragmente aus dem Nachlaß. 23. Tausend.

Hans Ferdinand Gerhard, In der Jodutenstraße. Roman. 3. Tausend.

Kurt Geucke, Ruß. Die Geschichte eines Lebens. Roman. Neue Ausgabe.

Hermann Heiberg, Reiche Leute von einst. Roman.

Elisabeth von Heyling, Weberin Schuld. Novellen. Mit Bildnis.

Hans Hopfen, Gotthard Lingers Fahrt nach dem Glück. Roman.

F. Hugin, Durch den Nebel. Roman. 4. Tausend.

Johannes Jegerlehner, Marignano. Eine Erzählung. 7. Tausend.

Grote'sche Sammlung v. Werken zeitgenöss. Schriftsteller

Johannes Jegerlehner, Petronella. Roman aus dem Hochgebirge. 7. Tausend.

— —, **Grenzwacht der Schweizer.** Eine Erzählung. 7. Tausend.

— —, **Berglust.** Eine Erzählung aus der Schweizer Hochgebirgssommerfrische. 7. Tausend.

— —, **Die Schloßberger.** Geschichte einer Jugend.

— —, **Unter der roten Fluh.** Roman aus den Walliser Alpen.

Wilhelm Jordan, Zwei Wiegen. Ein Roman. Neue Ausgabe. Zwei Bände. 7. Tausend.

Adam Karrillon, Michael Hely. Roman. 12. Tausend.

— —, **Die Mühle zu Husterloh.** Roman. 10. Tausend.

— —, **O Domina mea.** Roman. 8. Tausend.

— —, **Im Lande unserer Urenkel.** Mit Zeichnungen von Gino Finetti. 4. Tausend.

— —, **Bauerngefelchtes.** Sechzehn Novellen aus dem Chattenlande. 3. Tausend.

— —, **Adams Großvater.** Roman. 8. Tausend.

— —, **Sechs Schwaben und ein halber.** Eine Weltreise. Mit Zeichnungen von Karl Worm. 7. Tausend.

— —, **Erlebnisse eines Erdenbummlers.** Eine Selbstbiographie.

Joseph von Lauff, Kärrefiel. Roman. 18. Tausend.

— —, **Pittje Pittjewitt.** Roman. 29. Tausend.

— —, **Frau Altit.** Roman. 25. Tausend.

— —, **Die Tanzmamsell.** Roman. 25. Tausend.

— —, **Sanft Anne.** Roman. 22. Tausend.

— —, **Kevelaer.** Roman. 25. Tausend.

— —, **Lux aeterna.** Roman. 14. Tausend.

— —, **Die Brinkschulte.** Roman. 21. Tausend.

— —, **Anne-Susanne.** Roman. 31. Tausend.

— —, **Sergeant Feuerstein.** Roman. 25. Tausend.

— —, **Schnee.** Ein niederrheinischer Roman. 27. Tausend.

— —, **Sinter Klaas.** Ein Roman vom Niederrhein. 28. Tausend.

— —, **Springinsrödel.** Ein kurioser Roman vom Niederrhein. 16. Tausend.

— —, **Die Seherin von der Getter.** Roman. 12. Tausend.

— —, **Die Tragikomödie im Hause der Gebrüder Spier.** Eine niederrheinische Geschichte.

Grote'sche Sammlung v. Werken zeitgenöss. Schriftsteller

Fritz Philippi, Adam Notmann. Ein Leben in der Zelle. Roman.

Wilhelm Raabe, Die Chronik der Sperlingsgasse. 159. Auflage.

— —, **Horader.** 43. Tausend.

— —, **Unruhige Gäste.** Ein Roman aus dem Säkulum. Zwölfte Auflage.

— —, **Im alten Eisen.** Eine Erzählung. 11. Auflage.

— —, **Nach dem großen Kriege.** Eine Geschichte in zwölf Briefen. Siebente Auflage.

— —, **Die Kinder von Finkenrode.** Dreizehnte Auflage.

— —, **Halb Mär, halb mehr.** Erzählungen, Skizzen, Reime. Dritte Auflage.

Otto Roddehorst, Und wenn die Welt voll Teufel wär'. Eine Erzählung. 8. Tausend.

Erich Scheurmann, Ein Weg. Roman.

— —, **Abseits.** Sechs Erzählungen.

Gustav Schröder, Die Flucht von der Murmanbahn. Eine Erzählung. 9. Tausend.

— —, **Der Heiland vom Binsenhofe.** Roman. 10. Tausend.

Ernst Schubert, Ruhm. Ein Novellenkranz um Friedrich den Großen. Fünfzehn Novellen. 4. Tausend.

— —, **Der Sturmwind Gottes.** Zwei Erzählungen.

Heinrich Wolfgang Seidel, Der Vogel Tolidan. Neun Erzählungen. 4. Tausend.

— —, **Die Varnholzer.** Ein Buch der Heimat. 6. Tausend.

— —, **Das vergitterte Fenster.** Roman. 4. Tausend.

— —, **George Palmerstone.** Roman. Mit Illustrationen von Erich M. Simon.

Heinrich Steinhäuser, Heinrich Zwiefels Angste. Eine Spießhagener Geschichte.

Konrad Telmann, Böhemiens. Roman.

Johannes Trojan, Auf der anderen Seite. Streifzüge am Ontario-See.

— —, **Berliner Bilder.** Hundert Momentaufnahmen. Zweite Auflage.

Erich Wentscher, Freiheit. Eine Preußenjugend. Erzählung.

Ernst Wiechert, Der Wald. Roman.

Grote'sche Sammlung v. Werken zeitgenöss. Schriftsteller

- Ernst von Wildenbruch, Das schwarze Holz. Roman.
20. Tausend.
- —, Lutrezia. Roman. 21. Tausend.
- Margarete Windthorst, Die Tau-Streicherin. Roman.
- Julius Wolff, Till Eulenspiegel redivivus. Ein Schelm-
lied. 26. Tausend.
- —, Der Rattenfänger von Hameln. Eine Aventure.
80. Tausend.
- —, Der wilde Jäger. Eine Weidmannsmär. 116. Tausend.
- —, Tannhäuser. Ein Minnelied. Zwei Bände. 46. Tausend.
- —, Turlei. Eine Romanze. 78. Tausend.
- —, Die Pappenheimer. Ein Heiterlied. 25. Tausend.
- —, Renata. Eine Dichtung. 37. Tausend.
- —, Der liegende Holländer. Eine Seemannslage. 41. Tausend.
- —, Aflalide. Dichtung aus der Zeit der provenzalischen Trou-
badours. 13. Tausend.
- —, Der Landsknecht von Cochem. Ein Sang von der
Mosel. 25. Tausend.
- —, Der fahrende Schüler. Eine Dichtung. 15. Tausend.
- —, Der Sälzmeister. Eine alte Stadtgeschichte. Zwei Bände.
86. Tausend.
- —, Der Raubgraf. Eine Geschichte aus dem Harzgau.
100. Tausend.
- —, Das Recht der Hagestolze. Eine Heirathsgeschichte aus
dem Redartal. 53. Tausend.
- —, Das schwarze Weib. Roman aus dem Bauernkriege.
31. Tausend.
- —, Die Hohlönigsburg. Eine Fehdegeschichte aus dem Was-
gau. 41. Tausend.
- —, Zweifel der Liebe. Roman aus der Gegenwart. 22. Tausend.
- —, Das Wildfangrecht. Eine sächsische Geschichte. 24. Tausend.
- —, Der Sachsenspiegel. Eine Geschichte aus der Hohen-
staufenzeit. 24. Tausend.
- —, Singuf. Hauernfängerlieder. 17. Tausend.
- —, Aus dem Felde. Gedichte. Vierte, vermehrte Auflage.
-

Heinrich Federer, Spitzbube über Spitzbube. Eine Erzählung. 40. Tausend. Geh. 2.75 Gm., geb. 4.40 Gm.

Ein starkes Buch, diese neue Erzählung Federers, ein Buch von Eigenart und Gewicht, abseits jedes literarischen Vorbildes, ganz auf sich gestellt in frischer Natürlichkeit und strotzender Urwüchsigkeit, die sich auch in lebendigster Weise in dem bewegten Dialog ausdrückt. Das braust und tost in diesem Werke, wie wenn der Gießbach von den Schweizer Bergen stürzt. Und dabei zugleich das milde Verstehen aller menschlichen Schwächen und Erbärmlichkeiten, das Befreiende und Erhebende, das man als schönsten Gewinn aus der Lektüre zieht. Rheinisch-Westfälische Zeitung

... Eine Friedenspredigt über die Jahrhunderte hinweg auch an unsere Zeit. Sie trägt sich in Federers köstlicher Art unaufdringlich vor. Die krause Schelmerei ist lustiges Wellengekräusel über abgründigem Ernst. Die Bücherwelt

Heinrich Federer, Wander- und Wundergeschichten aus dem Süden. 11. Tausend. Geheftet 3.60 Gm., gebunden in Ganzleinen 5 Gm., in Halbleder 10 Gm.

Diese Wander- und Wundergeschichten sind volkstümlich und doch künstlerisch feinsinnig, plauderfroh und doch durch strenge Linie gehalten, reich an wundervollen Naturschilderungen und doch dramatisch bewegt, von Geschichte gesättigt, von franziskanischer Stimmung durchwoben, echt deutsch und doch voll des schönen Bemühens, heimisches Wesen im Zauber der südlichen Landschaft und ihrer glücklicheren Menschen zu klären und zu adeln. Der Gral

Das Buch gewinnt dem Leser das Herz ab. Ein Prachtstück an Kunst, an seelischer Zartheit und Feinheit. Ein Prachtstück, das für sich allein Federer zum Dichter macht. Ich würde mich selbst undankbar heißen, wenn ich nicht andern riete, es zur Hand zu nehmen. Irre ich, wenn ich sagte: Federer hat in diesen Geschichten die Höhe seines Schaffens erklommen? Der Leser mag lesen und dann selber entscheiden. Prof. D. Schian

